

SAM FEUERBACH

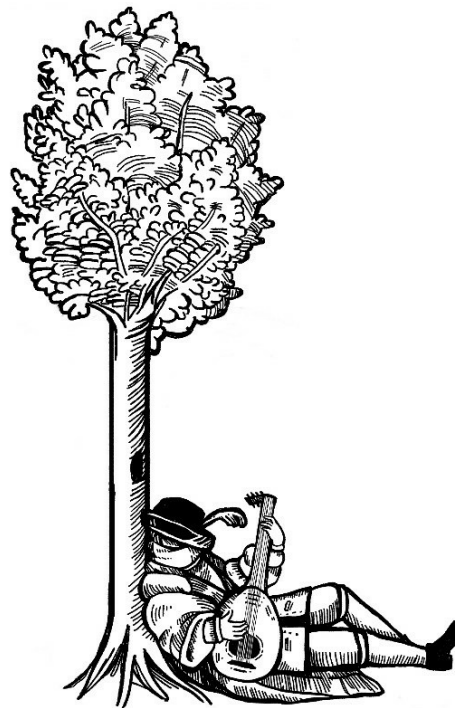


Der Gesang des Henkers

ROMAN

Sam Feuerbach

Der Gesang des Henkers



Dank den fantastischen Testlesern und Helfern: Marlen Strobel, Dustin May,
Leon Kotthaus, Tobias Merlin Seller sowie Jasmin
Cover-Illustration: Iga Żywicka, Instagram tittercreature

Copyright© 2024 Sam Feuerbach
1. Auflage 2024 (1.0)

Anmeldung zum **Sam Feuerbach Newsletter**
direkt über diese Adresse: [Zum Newsletter](#)
oder über die Homepage www.samfeuerbach.de

Sam Feuerbach auch auf Facebook, Twitter und Instagram

Mehr Fantasy von Sam Feuerbach:

Die Alchemisten-Saga

[Meister der Elixiere](#)

Der König der Elixiere

Der Hüter der Elixiere

Die Krosann-Saga

(Band 1) [Die Auftragsmörderin](#)

(Band 2) Der Schwertmeister

(Band 3) Die Sanduhr

(Band 4) Die Myrnengöttin

(Band 5) Der Seelenspeer

(Band 6) Der Verräter

Die Totengräbersohn-Saga

[Buch 1](#)

Buch 2

Buch 3

Buch 4

Die Gaukler-Chroniken

[Der Dieb und der Söldner](#)

Die Hure und der Söldner

Die Hexe und der Söldner

Sam Feuerbach Taschenbücher (auf Wunsch signiert, auch zum Verschenken) gibt es bei

[bene Bücher](#)

Inhaltsverzeichnis

[0 Anmerkungen des Autors](#)

[1 Himmel und Erde](#)

[2 Wer bin ich?](#)

[3 Schlauberger](#)

[4 Schaben und Kratzen](#)

[5 Gottesfürchtig](#)

[6 Ums Leben](#)

[7 Menschenwürde](#)

[8 Angst und Gier](#)

[9 Gewinne die Minne](#)

[10 Gnade](#)

[11 Mit Gottes Segen](#)

[12 Flucht in die Freiheit](#)

[13 Kopf ab](#)

[14 Albernheiten](#)

[15 Zusammenkunft](#)

[16 Guter Ratschlag](#)

[17 Der Freiwillige](#)

[18 Unterwegs](#)

[19 Der Zauberer](#)

[20 Schatten](#)

[21 Leichenfraß](#)

[22 Erkenntnisse](#)

[23 Das Vermächtnis](#)

[24 Das Buch der Bücher](#)

[25 Graue Mauern](#)

[26 Blutende Steine](#)

[27 Die Frucht](#)

[28 Nicht wundern](#)

[29 Familiengeheimnisse](#)

30 Tanz auf dem Dach

31 Kreuz und quer

Danke schön

Leseprobe (Das Schwert und das Pferd)

Das Schwert

Das Pferd

0 Anmerkungen des Autors

Die beiden im Roman verwendeten Lieder »Der heilige Bimbatz« und »Das Rotkehlchen Lied« (im Original »Das Drossellied«) gibt es wirklich. Sie stammen von der Mittelalter- und Fantasyband »Kupfergold«, bei der ich mich ausdrücklich für die Genehmigung zur Verwendung in meinem Roman bedanke.

Wer während des Lesens einen Eindruck gewinnen möchte, kann sie sich auf Youtube anhören.

["Der Heilige Bimbatz" live in Köln von Kupfergold](#)

["Das Drossellied" von Kupfergold](#)

1 Himmel und Erde

Bäuchlings lag die Frau im Gebüsch. Ihre Finger gruben sich in die Walderde und die Füße zuckten, woran Alarik erkannte, dass sie noch lebte.

Getrocknete Schlammfladen verteilten sich auf ihrem nackten Körper; Wunden oder Kratzer konnte er auf den sichtbaren Hautpartien keine entdecken. Die schwarzen Haare klebten ihr im Gesicht, Laub und Grashalme an ihrem Rücken.

Grundgütiger! Es dauerte einen Moment, bis Alarik wieder Herr seiner Sinne war, so sehr fühlte er sich überrumpelt von dem Anblick, der sich ihm bot. Er eilte zum Pferdewagen zurück und nahm die gefaltete Woldecke vom Kutschbock, die ihm normalerweise als Sitzkissen diente.

Die Dame im Gebüsch braucht diese nun dringlicher als mein Hintern, dachte er.

Behutsam näherte er sich der Frau. »Hier – nehmt das.« Er bemühte sich um einen freundlichen Ton, wobei er nicht besonders geübt darin war. In diesen Zeiten gab es selten Grund für Nettigkeiten – und Fremden gegenüber schon gar nicht.

Ruckartig drehte sie ihm den Kopf zu, warf Stirn und Nase in Falten, während sie in einer fließenden Bewegung auf alle viere sprang. Ein wütendes Knurren schlug ihm entgegen. Erschrocken hastete er zwei Schritte zurück. Das Weiß ihrer Augen verfolgte ihn. Ausdruckslos und kalt schien es ihn verschlingen zu wollen.

»Ich ... ich will nur helfen«, stammelte er.

Sie hielt inne und legte den Kopf schräg. Ihre Gesichtszüge wurden weicher, sie richtete den Oberkörper auf und kniete nun vor ihm. Alarik bemühte sich, ihr nicht auf die Brüste zu glotzen. Die Augen der Fremden kehrten in diese Welt zurück, wo auch immer sie sich befunden hatten. Aus einem Gesicht blass wie der Herbstnebel richtete sie ihren Blick auf ihn. Was für ein Kontrast zu der weißen Haut von Wangen und Stirn – Augen so braun wie ein frischgepflügter Acker, mit golden Sprenkeln in den Pupillen, die zu pulsieren schienen. Angst verspürte sie offenbar keine, oder sie verbarg sie mit großer Selbstbeherrschung.

»Seid Ihr verletzt?«, fragte er, während er ihr mit ausgestrecktem Arm die Decke reichte.

Kommentarlos warf sie sich diese um die Schultern und hielt sie mit einer Hand unterhalb des Halses zu, um ihre Blöße zu bedecken, wobei sie nicht

sonderlich schamhaft wirkte.

»Was ist geschehen?«, fragte Alarik.

Die Dame antwortete nicht. Vielleicht musste sie sich erst sammeln, vielleicht verstand sie ihn nicht, vielleicht konnte sie nicht sprechen, vielleicht hatte sie keine Zunge mehr. Eine Menge *Vielleichts*. Vielleicht sollte er weniger nachdenken und ihr einfach mehr Zeit geben.

Alarik machte einen weiteren Schritt zurück, setzte sich auf einen flachen Felsen und bemühte sich, Ruhe und Gelassenheit auszustrahlen. Kein leichtes Unterfangen, zumal er sich weder ruhig noch gelassen fühlte. Untätigkeit jeglicher Art bereitete ihm Schwierigkeiten, schließlich war er ein geschäftiger Mann, getrieben von Rastlosigkeit – wobei er es lieber als Tatendrang bezeichnete. Diese besondere Situation verlangte ihm mehr ab als gedacht, denn Warten empfand er als die Mutter der Untätigkeit.

Die Sprenkelaugen musterten ihn mehr neugierig als misstrauisch. Ihre Lippen bewegten sich tonlos, zumindest vernahm er nichts. Unwillkürlich streckte er den Kopf vor, und wahrhaftig, nun drangen Laute an sein Ohr – Worte in einer für eine Frau ungewöhnlich tiefen Stimmlage. Ihn dünkte, als müsse ihre Botschaft einen Weg voller Hindernisse und innerer Widerstände überwinden, bevor sie letztendlich erschöpft aus ihr herausbrach. »*Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.*«

Offenbar war sie mit Frömmigkeit gesegnet. Alarik erkannte ihre Worte als den ersten Satz der Bibel.

»Öhm, gewiss. Wie fühlt Ihr Euch?«, fragte er.

Sie drehte den Kopf in alle Richtungen. »Wo, wo?«, formten ihre Lippen. Abermals schien es einen kurzen Zeitversatz zu geben, bevor die Laute an sein Ohr drangen.

»Wir befinden uns ganz in der Nähe der Stadt Quellfels«, erklärte er. »Ich habe Euch hier vorgefunden, als ich ... äh ... mich erleichtern wollte.«

Er hatte sich ein paar Schritte von der Straße entfernt ins Gebüsch geschlagen und mitten in seinem Geschäft ihre helle Haut durch das Grün schimmern sehen. Er beschloss, sich erst einmal vorzustellen. »Mein Name lautet Alarik Rubensaal, meines Zeichens Buchfeller.« Kaum hatten die Worte seine Lippen verlassen, schon merkte er, wie förmlich und steif er klang.

Sie sah ihn verständnislos an.

»Ich bin Pergamentmacher. Ein besonders guter sogar«, setzte er hinzu, denn er blickte mit Stolz auf seine Erzeugnisse. Kein anderer im Reich

konnte mit der Qualität seiner Ware mithalten.

Ihr Blick signalisierte immer noch Fragezeichen.

Ihm wurde gewahr, dass seine Handwerkskunst im Augenblick belanglos war, es ging hier nicht um ihn. »Erzählt mir etwas über Euch. Wer seid Ihr?«

Die Schultern unter der Decke hoben sich und senkten sich wieder.

»Wie lautet Euer Name?«

»Mein Name?« Sie runzelte die Stirn.

»Ja, wie heißt Ihr?«

Die Lippen blieben geschlossen, ihre Miene verriet Ratlosigkeit.

Er versuchte es anders. »An was erinnert Ihr Euch?«

Keine Reaktion.

»Gebt Bescheid, wenn Euch etwas einfällt.«

Sie nickte bedächtig, zog jedoch erneut die Schultern hoch. Sie schien zu verstehen, vermochte aber nicht zu antworten.

Vielleicht wollte sie ihre Identität nicht preisgeben. Vielleicht war sie eine Gesuchte, eine Verbannte oder eine anderweitig zwielichtige Person. Alarik schüttelte den Kopf – hoffentlich plumpsten dabei ein paar von den lästigen *Vielleichts* heraus.

»Name«, flüsterte sie in einem Ton, als hörte sie dieses Wort zum ersten Mal. »Johannes.«

Nun war es an Alarik, die Stirn zu runzeln. Mit Sicherheit hieß sie nicht Johannes.

Wie zur Erklärung raunte sie: *»Er führte ihn zu Jesus. Jesus blickte ihn an und sagte: Du bist Simon, der Sohn des Johannes, du sollst Petrus heißen. So schrieb es Johannes.«*

Meint sie den Apostel?, fragte sich Alarik.

Ihre Frömmigkeit erschien ihm befremdlich, besonders in diesem Moment. Wollte sie zum Ausdruck bringen, dass Namen entbehrlich waren? Nichts als gehauchter Wind, der nach Belieben die Richtung änderte? Für Alarik hatten Namen durchaus eine Bedeutung, alles verdiente eine konkrete Bezeichnung, das schuf gemeinsames Verständnis und erleichterte den Gedankenaustausch. Doch eine Diskussion darüber wäre jetzt fehl am Platz. Zwar kannte er Berichte von Menschen, die ihr Gedächtnis verloren hatten, getroffen hatte er jedoch noch keinen, daher fehlte ihm jegliche Vorstellung davon. Er hielt Ausschau nach einer Wunde an ihrem Kopf, sie schien jedoch unversehrt.

»Darf ich Euch aufhelfen?«, fragte er und erhob sich von seinem Stein,

doch schon stand sie ihm gegenüber. Recht groß gewachsen für eine Frau strahlte sie trotz der um den Leib gewundenen fusseligen Decke eine ungekünstelte Erhabenheit aus. Sie wischte sich die Haare aus dem Gesicht, hob das Kinn, und ihre Blicke trafen sich. Für Alarik fühlte es sich an wie eine körperliche Berührung. Ihre Augen lagen tief, ein Eindruck, den sowohl die sanften Wölbungen über den Augenhöhlen als auch ihre langen Wimpern verstärkten. Nase, Wangenknochen und Kinn wirkten für sich betrachtet etwas zu breit, dennoch formten sie in ihrer Gänze ein harmonisches Antlitz. Nicht betörend, doch gewinnend, nicht liebreizend, doch voller Anmut.

Alarik grübelte – diese offenbar verwirrte Frau zog ihn in den Bann. Was genau ihn derart beeindruckte, konnte er nicht benennen. Ihr Äußeres? Ihr Wesen? Ihre Ausstrahlung? Oder lag es an dem Geheimnis, das sie umgab?

Er räusperte sich und deutete hinter sich. »Dort drüben steht mein Karren. Wenn Ihr wollt, nehme ich Euch mit ins Städtchen. Und auf dem Weg dorthin machen wir auf meinem Hof halt – Ihr braucht Kleidung. Und müsst Euch erholen.« Er wusste zwar nicht wovon und war auch nicht sicher, ob er es unbedingt wissen wollte, doch in diesem Zustand wollte er sie unter keinen Umständen zurücklassen.

Dankbar sah sie ihn an. »*Gebt, dann wird auch euch gegeben werden.*«

Es klang eher nach einer Frage als nach einer Feststellung. Eigentlich erwartete Alarik keine göttliche Belohnung. »Ich möchte einfach nur das Richtige tun – über alles andere mache ich mir keine Gedanken.«

Schweigend gingen sie zum Pferdekarren. Er streckte der Dame die Hand hin, um ihr auf den Bock zu helfen, doch sie sprang mit einem Satz hinauf. Alarik stieg auf seinen Platz und nahm die Leinen in die Hand.

»Los Sonne, los Mond! Wir fahren heim.« Im Grunde hätte es nur eines Schnalzens bedurft, um das Gefährt in Gang zu setzen, doch er war froh, etwas sagen zu können.

Sie hob die Augenbrauen und flüsterte andächtig: »*Deine Sonne wird nicht mehr untergehen noch dein Mond den Schein verlieren; denn der Herr wird dein ewiges Licht sein, und die Tage deines Leides sollen ein Ende haben.*«

Alarik kratzte sich hinter dem rechten Ohr. »Gewiss ... doch in diesem Fall meinte ich meine beiden Pferde.«

Verstehen glänzte in ihren Augen. Sie deutete mit dem Zeigefinger auf den weißen Gaul. »Sonne!« Dann zeigte sie auf den schwarzen. »Mond!«

»So könnte man denken«, nickte er kopfschüttelnd. »Doch der Schimmel heißt Mond und der Rappe Sonne. Alles andere wäre zu offensichtlich.«

Alarik spürte ihren kindlich erstaunten Blick auf sich und seufzte. »Auf diese glorreiche Idee kamen meine drei Töchter, auf die ich noch stolzer bin als auf meine Handwerkskunst. Doch deren Meinungen gehen bisweilen auseinander, selbst über das Offensichtliche, zumal alle drei meisterhaft um die Ecke denken können – im Gegensatz zu mir.«

Lächelte sie? Schwer zu sagen, weil sie im nächsten Augenblick den Arm hob und sich fest in die Decke einwickelte, um es sich auf dem Wagen etwas gemütlicher zu machen.

Gemächlich zog die Landschaft an ihnen vorüber. Auf der Straße in Richtung Quellfels herrschte wenig Betrieb, sodass die einzige Ablenkung darin bestand, einigen Bauern bei der Feldarbeit zuzuschauen oder bisweilen dem einen oder anderen Fuhrwerk, das ihnen entgegenkam, grüßend zuzunicken. Vor der seltsamen Begegnung mit der Dame war Alarik in der Hauptstadt Mühlwehr gewesen, um sich mit Tierhäuten einzudecken. Innerhalb kürzester Zeit erstand er eine ganze Wagenladung Ziegen- und Schafsfelle. Schwieriger gestaltete sich jedoch die Suche nach einem anderen für ihn wertvollen Rohmaterial: Kalbshäute. Zu seinem Leidwesen konnte er lediglich drei dieser edlen Teile ergattern. Daraus würde er das feinste Pergament des Reiches herstellen, glatt und gleichmäßig, die Grundlage für meisterliche Folianten und Schriftrollen. Doch im Augenblick drehten sich seine Gedanken nur um die geheimnisvolle Frau neben sich.

Glücklicherweise schickte die Sonne kräftige Strahlen, sodass sie unter ihrer Decke nicht frieren musste. Kaum jemand beachtete ihn – sein kleines Gespann mit den alten Gäulen und den Fellen auf dem Wagen gab ein gewohntes Bild ab, auch wenn eine wundersame Person neben ihm auf dem Bock saß. Was sollte er nur mit ihr anstellen? Wenn sie sich nicht einmal an ihren Namen erinnerte, wusste sie auch bestimmt nicht, woher sie kam. Wider besseres Wissen probierte er es dennoch. »Wo wohnt Ihr?«

Sie schien angestrengt nachzudenken, bevor sie antwortete: »Ich weiß es nicht.« Der bisher längste Satz, wenn er die Bibelzitate ausklammerte. Ihrem Gesicht konnte er entnehmen, dass sie allmählich die Tragweite ihres Gedächtnisverlustes begriff – die Schwierigkeiten, die dies mit sich brachte. Namenlos, heimatlos, ohne Vergangenheit. Eine Existenz, die kaum existierte, und doch saß dieses bedauernswerte Geschöpf neben ihm.

Sonne und Mond trabten eifrig südwärts. Auf der gut ausgebauten Handelsstraße störten nur wenige Schlaglöcher das Vorankommen. Die anderen Reisenden schenkten ihnen weiterhin kaum Aufmerksamkeit, nur

Alarik kam nicht umhin, der Frau neben sich den einen oder anderen verstohlenen Blick zuzuwerfen. Kerzengerade saß sie da, den Kopf hölzern geradeaus gerichtet. Ihre Augen jedoch drehten sich mit einer erquicklichen Neugier zu allen Seiten, wie er es nur von kleinen Kindern kannte.

Am späten Nachmittag kam Alariks Hof in Sicht. Seit etlichen Generationen spielte sich das Leben der Rubensaals auf diesem Flecken Erde ab. Alles, was zur Herstellung und zum Verkauf der Pergamente vonnöten war, befand sich hier. Seine hauptsächliche Tätigkeit bestand darin, aus Fellen Pergament herzustellen. Lagern und säubern, einspannen und schaben, schneiden und verkaufen, für jeden Verarbeitungsschritt seines Handwerks war auf dem Hof gesorgt. Die größte Errungenschaft der Familie bestand jedoch in dem zweistöckigen Wohngebäude an der Längsseite des Grundstücks. Solides Fachwerk mit einem Dach aus roten Schindeln. Und just in diesem Augenblick stürmten zwei seiner Töchter aus der Haustür und eilten ihm entgegen.

»Vater, schön, dass du zurück bist. Wen hast du mitgebracht?«, fragte Irmel und starrte die Fremde an. Mit zwölf Jahren war sie die Jüngste. Eigentlich hatten Ilse und er sie auf den Namen Irmgard taufen lassen, doch daran erinnerte sich kaum noch jemand.

»Deine Frage trifft genau den wunden Punkt. Dies lässt sich nämlich nicht ganz so einfach beantworten«, erklärte er umständlich.

Die Dame neben ihm bewegte sich nicht, sondern beäugte seine Töchter schweigend.

»Wo hast du sie denn aufgehabelt?«, hakte Irmel nach und dachte gar nicht daran, den Blick abzuwenden.

Derweil stand Konstanze, die mittlere Tochter, stumm daneben und betrachtete ihre eigenen Füße. Nur im äußersten Notfall blickte sie anderen Menschen in die Augen. Und noch seltener sprach sie.

Auch die Fremde machte keinerlei Anstalten, sich zu erklären, also übernahm das Alarik. »Nicht weit von hier, etwas abseits der Straße habe ich sie im Gebüsch liegen sehen. Allem Anschein nach erinnert sie sich kaum an etwas. Ihren Namen konnte sie mir bislang nicht nennen.«

»Hallo Vater.« In diesem Moment bog Hedwig um die Ecke.

»Seht, somit ist meine Familie vollzählig«, erklärte er der Dame neben sich stolz.

»Wie einst Hiob«, murmelte sie. »Drei Töchter Jemima, Kezia und

Keren.«

Fragende Blicke huschten kreuz und quer.

»Äh, mag sein – doch meine heißen Irmel, Stanzi und Hedwig«, erklärte er und deutete jeweils passend dazu auf einen seiner Sprösslinge.

»Und was will sie hier bei uns?«, fragte Hedwig. Ihrem Ton und ihrem Gesichtsausdruck konnte man unschwer entnehmen, dass sie wenig erfreut über den Besuch war.

Für Alarik waren seine Töchter drei strahlend leuchtende Sterne im Grau des Alltags. Wobei Hedwig dazu neigte, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen. Nicht, weil sie zu bescheiden oder zurückhaltend gewesen wäre, sondern weil sie ihr gefühlvolles Wesen hinter einer Mauer aus Grübeligkeit und Misstrauen verschanzte.

Die Fremde ließ sich nichts anmerken und ihre Miene blieb unverändert, obgleich ihr der feindselige Ton der ältesten Tochter gewiss nicht verborgen geblieben war.

»Was sie hier will, wird sich zeigen. Jedenfalls lag sie hilflos und unbekleidet im Gebüsch. Was hätte ich anderes tun sollen? Ich sehe es als ein Gebot der Nächstenliebe, Hilfe zu leisten, wenn nötig.« Alarik sprang vom Wagen und wollte der Fremden die Hand reichen, um ihr vom Bock herunterzuhelfen, doch er hätte es besser wissen können: Schon stand sie neben ihm auf dem Hof. Derweil spannte Konstanze Sonne und Mond aus und führte die beiden Pferde zum Wassertrog neben dem Stall.

Irmel riss den Blick von der Fremden los und spähte auf die Ladefläche des Karrens. »Uh, so viele Schafsfelle diesmal«, stellte sie fest und zog eine Schnute, denn die schweren Häute verhiessen besonders harte Arbeit.

»Darum kümmern wir uns später«, sagte Alarik und wandte sich der Fremden zu. »Kommt, ich zeige Euch ein paar Kleidungsstücke. Sucht Euch etwas zum Anziehen aus.« Er führte sie ins Haus.

Das Geflüster seiner Töchter auf dem Hof war unschwer zu deuten. Sie beratschlagten, wie viel Begeisterung sie für den unerwarteten Besuch aufzubringen gedachten.

»Folgt mir«, bat er die Fremde und stieg die schmale Treppe hinauf zur Schlafkammer unter dem Dach. Er deutete auf eine Schüssel mit Wasser. »Hier könnt Ihr Euch frisch machen.«

Dem Wäschestapel auf dem Halbschrank an der gegenüberliegenden Wand entnahm Alarik ein Kleid und hielt es ihr hin. »Probiert es an.« Er griff ein zweites Mal hinein und reichte ihr ein langes Leinenhemd. »Für darunter

...« Seine Ehefrau Ilse war jetzt beinahe drei Jahre tot, so lange schon lag ihre Kleidung unbenutzt im Schrank. Ein Wunder, dass sie noch nicht von Motten zerfressen war.

»Ich danke Euch«, sagte sie und starrte auf die Wäsche. Zum ersten Mal wirkte sie ... wie sollte er es beschreiben? Verunsichert träfe es nicht, eher ein wenig verlegen.

Mit einem Nicken zog sich Alarik diskret zurück. Als er die Treppe hinabstieg, standen seine Töchter dem Alter nach nebeneinander und verschränkten in auffallender Eintracht die Arme vor dem Körper.

Am verschränktesten posierte erwartungsgemäß Hedwig, alles an ihr verlieh ihrem Missmut Ausdruck. Sie konnte sich kaum noch zurückhalten. »Das riecht nach Ärger. Du weißt doch gar nicht, welches Ungemach du mit ihr in unser Heim holst.«

»Stimmt, ich weiß es nicht. Und ihr wisst es auch nicht. Sie wird nicht lange bleiben. An meiner Stelle hättet ihr bestimmt genauso gehandelt.« Er sah seiner Ältesten fest in die Augen. »Jetzt meckere nicht, sondern bereite bitte mit Irmel und Stanzi das Abendessen vor.«

Selbst in diesem Augenblick, als sich seine Töchter grummelnd abwandten, liebte er sie wie nichts anderes auf der Welt. Auch wenn er ihre Bedenken abgetan hatte, nahm er sie ernst und hörte erneut in sich hinein. Hatte er falsch gehandelt? Brachte die Fremde Gefahr in sein bisher so gut behütetes Heim? Wenn dem so wäre, hatte sie es wahrscheinlich vergessen. Nein, er glaubte nicht, dass die Fremde eine Bedrohung darstellte, und bisher hatte ihm seine Menschenkenntnis stets gute Dienste erwiesen.

2 Wer bin ich?

Sie stand in der Kammer unter dem Dach und sah an sich herunter. Der verwaschene, hellblaue Stoff fiel ihr weit über die Knie, ein ungewohntes, jedoch nicht unangenehmes Gefühl der Körperumhüllung. Wie hatte der Buchfeller es genannt? Natürlich – Kleid.

Ein freundlicher Mann, dieser Alarik. Seine Töchter Irmel, Stanzi und allen voran Hedwig machten hingegen keinen Hehl aus ihrer Abneigung. Sie ließen sie spüren, dass sie auf dem Anwesen nicht willkommen war. Konnte sie es ihnen verdenken? Würde sie sich selbst willkommen heißen? War sie doch auch eine Tochter, so wie jede Frau.

Auch ich bin herangewachsen in eines Weibes Bauch. Du, Herr, hast mich aus dem Leib meiner Mutter gezogen. Schon an ihrer Brust hast du mich Vertrauen gelehrt, als ich noch ein Säugling war.

Sie hatte also eine Mutter, ein tröstlicher Gedanke. Und einen Vater. Lebten ihre Eltern noch? Und wenn ja, wo? Mit beiden Händen massierte sie ihre Stirn. Vergebens, das dahinter konnte sich weder an ihre Heimat noch an ein Zuhause erinnern. Dichter Nebel waberte zäh und klebrig vor ihrer Vergangenheit. So sehr sie sich auch mühte, es gelang ihr nicht, ihn zu durchdringen oder zur Seite zu fächern. Er trennte sie von ihrem bisherigen Leben wie eine Palisade. Und beeinflusste somit auch ihre Zukunft, denn wohin sollte sie sich wenden ohne den geringsten Anhaltspunkt? Sie stellte das Stochern im Nebel ein, es galt, sich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren, so begrenzt es ihr auch vorkam. Dabei fühlte sich ihr Kopf alles andere als leer an, o nein, ganz und gar nicht. Unzählige Textfragmente klackerten darin herum wie die Würfel in einem Becher. Sie rollten hin und her, formten sich zu Sätzen. Worte des Herrn versuchten ihre verlorene Seele zu geleiten. Oder ihre vergessene Seele, was im Augenblick auf dasselbe hinauslief.

Herr, hilf mir, mich zu erinnern.

Eine Stimme der Gegenwart durchdrang den Nebel.

Alarik rief von unten herauf: »Weibsbild, wenn Ihr fertig seid, kommt bitte herunter.«

Weibsbild? So wie er es sagte, klang es freundlich, beinahe wie ein richtiger Name. Wie sollte er sie auch sonst rufen? Als bald stieg Weibsbild die schmale Treppe hinab in die Wohnstube und blieb auf der letzten Treppenstufe stehen. Hier kochte und aß die Familie, hier scharte sie sich im

Winter um den riesigen Kachelofen an der Seitenwand. Der Tisch war bereits für fünf Personen gedeckt mit kreisförmigen Holzbrettern neben Trinkgefäßen aus Ton. Ihr Blick verharrte auf dem einladenden Bild, und sofort setzten sich die Würfel in ihrem Kopf in Bewegung. Worte purzelten in ihrem Schädel umher.

Teller und Becher werden diese Dinge genannt!

Hoffnung keimte in ihr auf – könnten auf diese Weise nicht auch andere Erinnerungen wieder in ihr Bewusstsein flutschen? Sie rief in sich hinein, horchte gebannt, doch niemand antwortete, nicht einmal ein zartes Echo.

»Kommt her und nehmt Platz.« Alarik deutete auf den freien Stuhl zu seiner Rechten.

Sie trat zum Tisch. Die Töchter musterten sie mit seltsam distanzierten Blicken. Konnte sie es ihnen verdenken, wo sie doch im Kleid ihrer verstorbenen Mutter nur einen Schritt vor ihnen stand. Sie betrachtete die Gesichter der drei Mädchen, die sich trotz ihres unterschiedlichen Alters auffallend ähnelten mit ihren honigfarbenen Haaren, der hellen Haut, den sanft gewölbten Wangenknochen. Und nicht zuletzt die blauen Augen, die sehr an die des Vaters erinnerten.

Als sie sich niederließ, witterte sie Ungemach. Witterte? Es *roch* nach Ungemach, was bei ihr sogleich den Reflex auslöste, den Herrn um Schutz und Frieden zu bitten. Ein Tischgebet kam ihr in den Sinn. Laut wollte sie es nicht vortragen, dies oblag ihrem freundlichen Gastgeber, der jedoch keine Anstalten machte, das Wort zu ergreifen.

Also dachte sie es eben leise für sich: *Herr, segne die Gaben auf diesem Tisch, die wir aus deiner Güte empfangen haben.*

Hedwig griff zu einem großen Messer und schnitt einen Laib Brot in dicke Scheiben. Vater und Töchter langten zu.

Und er nahm das Brot, dankte und brach's und gab's ihnen und sprach: Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; das tut zu meinem Gedächtnis. Sie stutzte gedanklich. Und was ist mit meinem Gedächtnis? Immerhin war ihr der Glaube geblieben – ein Lichtschein in ihrer vernebelten Welt.

»Zur Feier des Tages haben wir Schafs- und Ziegenkäse sowie gebratenen Schinken aufgetischt«, verkündete Alarik und ließ seine ausgestreckte Hand über die Speisen wandern.

Weibsbild verspürte Hunger, als sie die hellen Käsestücke betrachtete. Beim Anblick des Holzbrettes mit dem Klumpen grauen Fleisches, der von glänzenden Fettadern durchzogen war, verging ihr jedoch augenblicklich der

Appetit. Der Geruch des Bratens wühlte sich in ihre Nase, drang in ihr Innerstes, schien es zu verpesten. Ihr Atem beschleunigte sich, sie musste würgen.

Obgleich sie sich nach Kräften bemühte, ihr Unwohlsein zu verbergen, starrte Alarik sie erstaunt an. »Geht es Euch nicht gut? Ihr seid so bleich wie der Ziegenkäse.«

Obgleich der Ekel sie regelrecht schüttelte, vermochte sie nicht, den Blick von dem Schinkenstück zu lösen. Worte des Propheten klopften in ihrem Schädel. Ihr war, als spräche er durch ihren Mund: »*Das Schwein, das zwar durchgespaltene Klauen hat, aber nicht wiederkäut, soll euch darum unrein sein. Ihr Fleisch sollt ihr nicht essen und ihr Aas sollt ihr nicht anrühren.*«

»Was redest du da?«, fragte Irmel.

»Gebot Moses«, antwortete sie immer noch flüsternd, als handelte es sich um ein Geheimnis, das sie noch keinem anvertraut hatte.

»Was die nicht alles weiß.« Hedwig rümpfte die Nase. »Offenbar erinnert sie sich, dass sie kein Schwein mag.« Betont genussvoll schnitt sie eine Scheibe Schinken ab und belegte ihr Brot damit. Schmatzend biss sie hinein. »Das ist übrigens kein Aas, sondern leckerer Braten.«

Weibsbild kämpfte mit der Übelkeit. Der säuerliche Geruch von Speichel, Brot und Fleisch folterte ihre Sinne. Es ging nicht anders, sie sprang auf und drehte sich weg. Wenn sie etwas im Magen gehabt hätte, wäre es in diesem Moment zum Vorschein gekommen. Sie versuchte sich zu beruhigen, lenkte sich ab, beschäftigte ihren Kopf – und heraus kam ein Murmeln. »Jesus sagt: *Hört zu und begreift: Nicht was zum Mund hineingeht, macht den Menschen unrein; sondern, was aus dem Mund herauskommt, das macht den Menschen unrein.*« Dieser vermeintliche Widerspruch zu den Worten Moses beschäftigte ihren Geist und lenkte sie ab. Es half, die Übelkeit ließ nach.

Sie drehte sich wieder zum Tisch und fühlte sich nun regelrecht von Blicken durchbohrt. Ihre Gastgeber hatten sämtliche Kaubewegungen eingestellt und fixierten sie mit ungläubigen Gesichtern. Von Neugier über Skepsis zu Ablehnung war alles in ihrem Mienenspiel zu finden. Sie konnte es der Familie kaum übelnehmen, so wunderlich wie sie sich benahm.

»Vermag sich nicht an den eigenen Namen zu erinnern, wirft jedoch mit Zitaten aus der Heiligen Schrift nur so um sich«, schnaubte Hedwig. »Die ist vollends von Sinnen.«

»Das kann vorkommen bei einem Gedächtnisverlust«, sagte Alarik.

Entschuldigend führte Weibsbild die Handflächen zusammen, was jedoch

wie der Beginn eines Gebetes wirken musste. Das wollte sie jetzt nicht. Hastig setzte sie sich, legte die Hände in den Schoß und drehte ihre Nase weg vom Braten.

Alarik erhob sich, griff nach dem Holzbrett mit dem Schweinefleisch und ging damit zu einer halbhohen Tür neben dem Regal. Er zog sie auf, bückte sich und verschwand. Den Schrittgeräuschen nach stieg er einige Stufen hinab – offenbar befand sich unter dem Haus ein kleiner Keller, der in der warmen Jahreszeit als Kühlkammer diente. Wenig später tauchte er wieder auf und betrachtete die Besucherin. »Fühlt Ihr Euch nun besser?«

Sie holte tief Luft, wobei sie durch den Mund atmete und somit einen Teil des widerwärtigen Fleischgeruches aus der Nase vertrieb. »Ich ... danke Euch. Und es tut mir leid, dass ich ...« Sie wusste nicht, wie sie es ausdrücken sollte.

»Schon gut.«

»Nichts ist gut!«, meckerte Hedwig mit einem feindseligen Blick. »Ich hätte gern noch ein Stück Braten gegessen. Dieses Weibsbild benimmt sich höchst merkwürdig. Und wir wissen nichts über sie, nicht einmal, woher sie kommt.«

Bei ihr klang das Wort *Weibsbild* wie eine wüste Beschimpfung.

»Wenn sie sich doch an nichts erinnern kann ...« Alarik breitete die Hände aus.

»Und falls sie nur so tut? Über Moses und Jesus und den Herrn scheint sie jedes Detail zu kennen.«

Sie sprachen über sie, als säße sie nicht mit am Tisch. Ein Gefühl, das ihr nicht ungewohnt vorkam.

»Noch einmal: Sie lag am Straßenrand im Gebüsch, hilflos, ohne Kleidung«, erklärte Alarik.

Hedwig blies die Backen auf. Dann richtete sie zum ersten Mal eine Frage direkt an sie. »Hat Euch jemand etwas angetan?«

»Ich ... glaube nicht.«

»Ihr glaubt nicht? So etwas wüsstet Ihr!« Hedwig knetete ihre Lippen.

»Ihr meint, ob sich ein Mann an mir vergangen hat? Nein, das ließe ich nicht zu.« Diese Möglichkeit schloss sie kategorisch aus, obwohl sie sich nicht an das erinnern konnte, was geschehen war.

»Wo habt Ihr Eure Kleider gelassen?«

»Das habe ich mich auch schon gefragt, kann es mir jedoch nicht erklären.«

»Vielleicht warst du schwimmen und hast dir dabei den Kopf gestoßen«, überlegte Irmel. »Bei einem Sprung ins seichte Wasser.«

»Dort in der Nähe gibt es weit und breit keinen See, nicht einmal einen Teich«, erklärte Alarik.

»Ich mache keine Kopfsprünge. Aber sagt bitte alle *du* zu mir«, bat sie.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich so vertraulich mit *Euch* werden möchte«, erwiderte Hedwig.

»Jetzt reicht es, Tochter. Ich habe dieser Frau unsere Gastfreundschaft angeboten. Das hast du zu respektieren.«

»Nicht unsere, sondern deine Gastfreundschaft. Ohne sie kommen wir besser zurecht.«

Hedwigs Stimme klang wie ... etwas Gemeines, Ungesundes, Gefährliches. Sogleich fiel ihr das passende Wort ein: Gift. Hedwig versprühte Gift. Nach und nach kehrten immer mehr Wörter jenseits der Bibelzitate in ihren Schädel zurück.

»Ich werde euch nicht länger als nötig zur Last fallen. Wenn ihr mir nur heute Nacht ein Dach über dem Kopf ermöglicht, werde ich euch morgen in der Früh verlassen.«

Die kleine Irmel sagte: »Hedwig meint es nicht so. Sie tut immer schimpferischer, als sie ist.«

»Ich verstehe eure Bedenken«, sagte Weibsbild.

»Wo wollt Ihr ... wo willst du denn morgen hin?«, fragte Alarik.

»Ich weiß es nicht, doch *Gottes Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege*.« Sie nickte bekräftigend. »Der Herr wird mich behüten.«

Erneut starrten alle sie an.

»Na ja, darauf kann man sich nicht immer verlassen. Manchmal schaut Gott gerade woandershin. Es gibt so viele Seelen, um die er sich kümmern muss«, gab Alarik zu Bedenken.

Hedwig flüsterte laut: »Gegen die kommt mir Priester Brandwerk wie ein Ketzler vor.«

Für den Rest des Mahles wurde kein Wort mehr gesprochen. Der mittleren Tochter Stanzi schien dies recht zu sein, sie hatte bisher keinen einzigen Laut von sich gegeben, doch ihre wachen Augen huschten vom einen zum anderen.

Nachdem sie den Tisch abgeräumt hatten, sagte der Buchfeller: »Tragen wir noch die neuen Felle ins Lager, sodass wir morgen früh direkt mit dem

Waschen anfangen können.«

»Darf ich helfen?«, fragte Weibsbild. »Das ist das Wenigste, was ich tun kann.«

»Nein, du stehst nur im Weg«, sagte Hedwig.

»Ein freundliches Angebot, doch deine Hilfe ist nicht nötig«, sagte Alarik.

»Es reicht, wenn Hedwig, Stanzi und ich uns schmutzig machen.«

»Und was ist mit mir?«, maulte Irmel.

»Du weißt doch, die Felle sind noch zu schwer für dich – besonders die Schafshäute«, erklärte ihr Vater.

Wenig später traten die drei auf den Hof hinaus.

Im Türrahmen stehend beobachtete Weibsbild, wie sich die beiden Töchter Schürzen aus grobem Leder umbanden und ein Fell nach dem anderen von der Ladefläche des Karrens zogen. Eine schweißtreibende Angelegenheit, denn die Häute auf der Ladefläche strotzten vor Schmutz und Blut, zudem hingen noch Fleisch- und Fettreste daran. Der Fellgeruch stieg ihr in die Nase, muffig, ranzig. Wider Erwarten bereitete ihr diese Art von Gestank keine Schwierigkeiten. Ungerührt sog sie die Luft ein.

Mit jeweils einem Schafsfell beladen verschwanden Hedwig und Konstanze in einem Schuppen gegenüber dem Haupthaus. Alarik indes hatte sich eines der Kalbshäute geschnappt und schleifte es über den Boden hinter sich her. Als auch er im Lager war, griff Weibsbild nach der letzten Schürze am Nagel und legte sie an. Sie würde sich nicht davon abhalten lassen, zumindest einen kleinen Teil der Großzügigkeit Alariks mit ein wenig Arbeit abzugelten. Sie betrachtete den Stapel Schafsfelle und fühlte eine enorme Kraft in sich. Ob sie mehrere Felle auf einmal tragen konnte? Kurzerhand streckte sie ihre langen Arme aus und schob sie unter den gesamten Haufen, der ihr in dieser gebückten Position weit über den Kopf ragte. Weibsbild spannte ihre Muskeln an und hob den Fellberg mit unerwarteter Leichtigkeit an.

Die sehen schwerer aus, als sie sind, dachte sie.

Eine Bewegung aus dem Augenwinkel ließ sie innehalten – Irmel lugte durch die Fensterläden des Haupthauses. Hastig setzte Weibsbild den Stapel wieder ab, das Holz der Ladefläche knarrte. Noch mehr Eigentümlichkeit konnte sie ihren Gastgebern nicht zumuten.

In diesem Augenblick kamen Alarik, Hedwig und Stanzi aus dem Schuppen, um die nächsten Felle zu holen. Sie schnappte sich das Oberste und fragte: »Zeigt mir, wohin ich es bringen soll.«

Der Buchfeller nickte ihr zu. »Wenn du darauf bestehst ...«

Als sie am nächsten Morgen die Augen aufschlug, musste sie überlegen, wo sie sich befand. Die Ereignisse des Vortages prasseten auf sie ein. Der Buchfeller hatte sie am Straßenrand aufgelesen und mit auf den Hof zu seinen drei Töchtern genommen. Und vorher? Ihr Kopf fühlte sich schwer an, vollgestopft mit Vergangenen, Erlebtem, Gelerntem, alles zu einem riesigen klebrigen Klumpen gepresst, dem sie keine Einzelheiten entnehmen konnte. *Weibsbild*, zuckte es ihr durch den Schädel – was für ein Name. Den sie aber in Ermangelung eines anderen irgendwie mochte. Wer war sie? Woher kam sie? Wohin wollte sie? Drei existenzielle Fragen, auf die sie im Augenblick keine Antwort wusste.

Seufzend erhob sie sich von ihrem improvisierten Nachtlager in einer kleinen Kammer hinter der Küche, die für Wintervorräte verwendet wurde. Jetzt im Frühling war sie beinahe leer und bot genügend Platz für eine schmale Strohmattatze. Sie legte Hemd und Kleid an. Heute würde sie die Familie verlassen.

Als sie den Wohnraum betrat, saß Alarik mit seinen Töchtern bereits am Tisch. »Guten Morgen«, begrüßte er sie.

»Guten Morgen«, echote Irmel.

»Danke schön, euch auch«, antwortete sie.

Wie gestern gab Stanzi keinen Kommentar ab und auch Hedwig schwieg. Die gleiche Stille und doch so unterschiedlich. Neugier im Blick der einen, Ablehnung bei der anderen.

Sie nahm auf demselben Stuhl Platz wie am Vorabend. »Was hältst du davon, noch einige Tage bei uns zu verweilen?«, fragte Alarik.

Diese Frage überraschte nicht nur sie.

»Was?« Hedwig brauste auf und funkelte ihren Vater an.

»Ihr habt bereits genug für mich getan, ich möchte eure Gastfreundschaft nicht länger beanspruchen.«

»Iwo! Keiner will dir etwas schenken. Du könntest uns auf dem Hof zur Hand gehen. Zumindest bis dir einfällt, woher du kommst und wohin du eigentlich gehörst. Arbeit gibt es in Hülle und Fülle.«

»Und wenn ihr das nie einfällt?«, keifte Hedwig.

Ihr Vater zog die Schultern hoch. »Ein berechtigter Einwand, den ich nicht so einfach vom Tisch wischen kann.«

»Lass gut sein – ich merke, dass ich nicht willkommen bin, was ich

vollkommen verstehe. Wenn ich immer der Straße folge, gelange ich in die Stadt, richtig?«, fragte sie.

»Nichts verstehst du. Ich biete dir doch gerade an zu bleiben«, widersprach Alarik.

»Wegen dir habe ich keine Bedenken. Doch ihr lebt hier zu viert, und ich bringe Verdruss in die Familie«, sagte sie leise.

»Aha, das meinst du also. Verdruss.« Der Buchfeller schaute in die Runde und bedachte jede seiner Töchter mit einem langen Blick. »So hört meinen Vorschlag: Nur ihr drei stimmt darüber ab, was geschehen soll.« Alarik wandte sich an Weibsbild. »Sie allein entscheiden, ob du uns verlässt oder ob du hier auf dem Hof bleibst und uns Gesellschaft leistest. Und wir beide werden ihr Urteil akzeptieren und uns danach richten.«

Überrascht warf sie Alarik einen Blick zu. Demnach würde er seine Stimme nicht einbringen, womit die Entscheidung gefallen war. Falls sie irgendwelche Sachen besäße, könnte sie schon einmal mit dem Packen anfangen.

Hedwig sah dies offenbar genauso, sie verlor keine Zeit und verkündete ihre Entscheidung. »Sie geht! Und wehe dem, der etwas anderes vorschlägt«, finsterte sie mit zusammengezogenen Augenbrauen in Richtung ihrer Schwestern.

Das war keine wirkliche Überraschung.

»Ich finde, du solltest ruhig noch bleiben«, widersprach Irmel umgehend und strahlte Weibsbild an. »Ich finde dich nett.«

Darauf wusste sie nicht anders zu reagieren als mit einem dankbaren Zucken ihrer Mundwinkel.

Mit einem missmutigen Grunzen quittierte Hedwig die Entscheidung ihrer Schwester. Nun vereinten sich alle Blicke auf Konstanze. Die Mittlere der drei Töchter starrte mit ernstem Gesicht vor sich hin. Sie hatte ihr blondes Haar zu einem Zopf gebunden, an dem sie nun herumzupfte.

Alarik gab ihr noch einen Moment, bevor er sanft fragte: »Was denkst du, Stanzi? Soll sie gehen oder bleiben?«

Wann hatte die junge Frau wohl das letzte Mal ihren Mund aufgemacht? Weibsbild verspürte Bedauern ihr gegenüber. Mit dem Vorschlag des Vaters und den schnellen Meinungsäußerungen der Schwestern wurde sie abrupt aus ihrem Stillleben herausgerissen, um nun zum Zünglein an der Waage zu geraten.

Hedwig trug ihr Herz auf der Zunge. »Los, sag ihr, sie soll verschwinden.«

Stanzi blinzelte vom einen zum anderen, ihre Lippen wirkten schmal und zerbrechlich, alles an ihr erinnerte an ein Rehkitz, das zum ersten Mal das schützende Dickicht verließ und sich auf einer Lichtung wiederfand. Der Blick ihrer blauen Augen ruhte nun auf Weibsbild wie ein Fels auf dem Grund eines Sees. Ihre Stimme erklang weich und dennoch erstaunlich fest. »Bleiben!«

Ganz in der Geflogenheit der bisherigen Sprachlosigkeit Stanzis fand Weibsbild keine Worte.

Alarik lächelte versonnen, als hätte er genau gewusst, wie seine Töchter abstimmen würden. »Dann ist es entschieden: Du bleibst noch ein paar Tage. Aber es wird kein Vergnügen werden, du musst dir Essen und Unterkunft hart verdienen. Mit der gestrigen Ladung Felle vom Markt und denen von letzter Woche vom Abdecker beginnen wir einen neuen Zyklus. Früher hatte ich sogar noch vier Helfer mehr, alle zwei Tage kamen neue Felle. Platz und Arbeit haben wir reichlich.«

Sie nickte.

Verdrossen verdrehte Hedwig die Augen, doch dankenswerterweise akzeptierte sie die Meinungen der Schwestern ohne weiteres Gezeter.

Irmel lächelte in sich hinein; Stanzi schwieg, als wäre nichts geschehen.

Direkt nach dem Frühstück verließen alle gemeinsam das Haus und begaben sich an die Arbeit. Hedwig und Stanzi verschwanden im Anbau, während Alarik ihr bedeutete, ihm ins Lager mit den unbearbeiteten Fellen zu folgen. Breite Öffnungen an den Seitenwänden sorgten für Durchzug, dennoch stand die Luft hier drin wie ein Karren mit gebrochener Achse. Sie ignorierte den Gestank, er gehörte dazu – so wie auch sie nun dazu gehörte. Sie freute sich sogar darauf, den Alltag der Familie kennenzulernen, und vor allem war sie gespannt, wie aus diesen stinkenden Fellen jemals feines Pergament entstehen sollte.

Der Buchfeller deutete auf verschiedene Stapel. »Das sind die Felle, die wir gestern auf dem Markt gekauft haben, um die kümmern wir uns später. Diese hier stammen vom Abdecker, bei dem ich letzte Woche war, denen widmen wir uns heute. Ein Großteil jener Lieferung liegt bereits nebenan im Wasserbad, aber diesen Rest hier müssen wir schnellstmöglich verarbeiten, denn ich möchte mir das teure Salz ersparen, um sie länger haltbar zu machen.« Er klopfte auf ein mit weißen Klumpen gefülltes Fass. »Das heißt also, wir beginnen den heutigen Arbeitstag in unserer Wäscherei.« Er führte

sie in einen Anbau direkt neben dem Lager.

Weibsbild staunte über die beiden riesigen Zuber – sie konnte sich nicht erinnern, schon einmal so große Holzfässer gesehen zu haben.

»Im rechten ist reines Wasser. Hier werden die Felle eingeweicht und für die weiteren Schritte vorbereitet.«

Hedwig und Stanzi zogen gerade ein triefendes Fell aus dem Zuber und hieften es auf die Arbeitsfläche. Sorgfältig breiteten sie es aus und nahmen Bürsten zur Hand, mit denen sie Fleischreste, Kot und Blut wegrieten. Vom Bauchnabel abwärts waren sie pitschnass.

»Sobald das Fell vom Größten befreit ist, kommt es ins Kalkbad«, erklärte der Buchfeller und deutete auf den anderen Zuber, der mit einer gelblichen Flüssigkeit gefüllt war, in der bereits Häute schwammen. »Hier siehst du unsere Einweichlösung. Sie ist stärker als die herkömmliche, die andere Pergamentmacher und selbst Gerber benutzen. Die Zusammensetzung der Branntkalkmischung ist ein altes Familiengeheimnis, sie durchdringt die Felle und lockert die Haare. Unter keinen Umständen darf die ätzende Flüssigkeit an die nackte Haut gelangen, daher benutzen wir für diesen Schritt die Holzstangen.« Er griff nach einem langen Gerät, das an eine Pike erinnerte, wobei das Ende nicht aus spitzen Eisenklingen, sondern aus einem hölzernen Haken bestand. Er stellte sich auf ein dreistufiges Trittpodest und begann mit beiden Armen damit im Bottich herumzurühren. »Drei Tage lang müssen die Häute einweichen, bevor sie auf den Scherbaum gelegt werden.«

Sie sah ihn fragend an.

»Dazu kommen wir später. Pergament macht sich nicht an einem Tag, der Herstellprozess verlangt viel Geduld und noch mehr Fleiß.« Er legte den Rührstab zur Seite.

»Wollt ihr nur rumstehen und erzählen oder packt ihr auch mit an?«, fragte Hedwig gereizt. Immerhin funkelte sie dabei ihren Vater an und nicht sie.

Die nächsten Stunden verbrachten sie damit, die Häute aus dem Wasser zu ziehen, zu schrubben und danach ins Kalkbad zu tauchen.

Weibsbild lernte die Handgriffe schnell und werkelte am Ende des Tages selbst mit dem Stab in der Branntkalkmischung herum, wobei sie darauf achtete, sich nicht vollzuspritzen. Ganz hatte sie es jedoch nicht verhindern können. Der eine Tropfen, den sie abbekommen hatte, brannte auf ihrem Handrücken wie ein glühendes Stück Kohle. Wie aus diesen stinkenden, haarigen Klumpen Pergament werden sollte, war ihr immer noch ein Rätsel,

doch bald würde sie es begreifen. Sie nahm sich fest vor, geduldig und fleißig zu sein.

3 Schlauberger

Die Frühlingssonne liebte seine Wangen. Genießerisch schloss er die Augen und gab sich dem Kitzeln der warmen Strahlen im Gesicht hin. Der Grashalm zwischen seinen Zähnen ging gemütlich auf Wanderschaft, von einem Mundwinkel zum anderen. Und wieder zurück – schließlich war der Weg das Ziel. Schon immer hatte er liebend gern in der Sonne gesessen, gegrübelt und geträumt. Ein *Genie* hatte er werden wollen. Ein besonnenes Genie natürlich. Doch dafür gab es keine Ausbildung, keine Lehre, keine Schule – jedenfalls hatte er bislang weder einen Meister noch einen Mentor gefunden, was wiederum vermutlich der Grund war, weshalb es noch weniger Genies gab als Einhörner.

Muss es denn unbedingt ein Genie sein? Mit Sicherheit werden sich noch zahlreiche andere Berufungen für dich finden, du musst nur danach suchen, meldete sich seine Vernunft zu Wort. Die war immer so furchtbar vernünftig. Und geisteskräftig. So besserwisserisch wie spielverderberisch. Ein echter Schlauberger.

Tuni fuhr sich mit der Hand über die Stirn ins lockige Haar. Es half nichts, in diesem Fall musste er es sich eingestehen: Genie war zu anstrengend. Er sollte sich ein anderes Ziel setzen. Wie wäre es zum Beispiel mit ... Held? Ja, potenziell passte Held sogar besser zu ihm. Damit könnte er sein Potenzial voll ausschöpfen. Der Gedanke ließ ihn genüsslich die Beine ausstrecken, und schon kribbelte es vor Aufregung in den Zehen, woraufhin er den Faden eifrig weiterspann. Was für eine Art Held könnte er werden? Einer, der Jungfrauen vor gefräßigen Drachen rettete? Nein, das gehörte glücklicherweise ins Reich der Märchen, denn er wäre garantiert nicht geeignet fürs Drachentöten, zumal er keinem Käfer etwas zuleide tun konnte. Zumindest nicht mehr. Genau diese Schwäche war ihm in früher Jugend zum Verhängnis geworden, denn sein Vater hatte einen konkreten Plan für ihn gehabt. Nein, ausgeschlossen, weder Menschen noch Tiere mussten Angst vor ihm haben. Wie zum Beweis landete ein Rotkehlchen direkt neben ihm auf der Bank und bäugte ihn neugierig.

»Na, Kleiner«, sagte er sanft, um es nicht zu erschrecken.

Mit Sicherheit ließen sich besser geeignete Möglichkeiten finden, um als Held gefeiert zu werden. Zum Beispiel ein Recke, der sich selbst besingt. Musizieren konnte er, es gab kaum jemanden, der die Laute so virtuos spielte. Und sein Gesang kam ebenfalls gut an. Also mussten nur noch die passenden

Heldentaten her.

Das Rotkehlchen zwitscherte aufmunternd, schlug mit den Flügelchen und landete halb hüpfend, halb fliegend auf seinem rechten Knie.

»Du bist ein hübscher Bursche«, sagte er. »Oder bist du ein Weibchen?« Bei Rotkehlchen sagte das Gefieder wenig über das Geschlecht aus.

Ganz still saß der Vogel auf seinem Bein und legte den Kopf schräg. An der dunklen Schnabelunterseite fiel ihm ein heller, sternförmiger Fleck auf.

»TUNI! Was sitzt du faul herum? Wachse gefälligst meine Stiefel – wie lange soll ich noch warten?« Auf leisen Sohlen war Ritter Rorik von Rheinstolz um die Ecke des Herrenhauses geschlichen und baute sich samt seiner Empörung vor ihm auf wie ein Herbstgewitter. Erschrocken flatterte das Rotkehlchen in die Höhe und verflüchtigte sich ins nahegelegene Gebüsch.

Der Gescholtene spuckte den Halm aus. »Die sind doch noch vom letzten Mal sauber, Herr.«

»Wie oft muss ich es dir noch erklären? Es geht nicht um Reinlichkeit, sondern darum, dass keine Feuchtigkeit durch das Leder dringt. Ich hasse nasse Füße.«

Tuni beäugte die wasserscheuen Zehen seines Herrn und Meisters, wobei er diese nur erahnen konnte, da sie sich allesamt in roten Samtsocken versteckten; der Grund, warum er ihn nicht rechtzeitig hatte kommen hören. Welcher ordentliche Ritter schlich schon auf roten Samtsocken durch die Gegend?

»Du bist faul, gibst Widerworte und bist nicht wirklich zu gebrauchen«, erklärte der Rotkehlchenschreck. Eine Ader an seinem Hals pochte und die eckigen Wangenknochen wurden noch eckiger.

Tuni fuhr sich mit der Hand über die Stirn ins Haar. »Wirklich? So seht Ihr mich?« Er bemühte sich um einen erschütterten, Ich-werde-mich-schnellstens-bessern-Tonfall, obgleich er wusste, dass seine glitzernden Augen etwas anderes signalisierten.

Seit knapp einem halben Jahr diente Tuni nun Ritter Rorik, einem Mann, der mit neunundzwanzig nur zwei Jahre älter war als er. Rorik von Rheinstolz stammte aus einer untadeligen adligen Familie – allesamt Nachkommen von Kaisern, Königen und Kohlköpfen mit hochherrschaftlichen Stammbäumen, bis zurück in die Zeit von Pippin dem Mittleren. *Zum Herrschen geboren* lautete der Leitsatz der Familie Rheinstolz, den Rorik schon mit der Muttermilch verinnerlicht hatte. Für so viel geerbte Pompösigkeit und

Tradition war der Ritter im Grunde kein schlechter Kerl. Tuni hatte schon charakterlich deutlich fragwürdigeren Figuren die Stiefel poliert. Sein wievielter Herr war Rorik? Er wusste es nicht genau – über einem Dutzend hatte er bestimmt schon gedient, denn der Glaubenssatz seiner eigenen Sippe tendierte eher in Richtung *zum Dienen verdammt*, obgleich dies tragischer klang, als er es empfand. Es machte ihm nichts aus, den Anweisungen eines Dienstherrn zu folgen – sein Leben gestaltete sich wesentlich einfacher, wenn ihm morgens gesagt wurde, was er bis zum Abend zu erledigen hatte. So musste er nicht lange nachdenken, und es blieb ihm mehr Zeit zum Nachdenken. Tuni-Logik – bestechend einfach und wahrhaftig.

Ritter Rorik gab sich angesäuert, seine Hand schien sein fliehendes Kinn einfangen zu wollen, so heftig wie er über die dortigen Bartstoppeln schrabbelte. »Ich werde mir einen Knappen suchen, dann brauche ich dich nicht mehr und kann dich aus meinen Diensten entlassen.«

So klang also die Logik seines Ritters. »Herr, tut das nicht. Ich werde mich bessern«, versprach Tuni. Nicht weil er es wirklich vorhatte, sondern weil Rorik es in diesem Augenblick von ihm erwartete.

Mit strengem Blick bemäkelte der Ritter: »Sobald ich dir den Rücken kehre, machst du ja doch wieder, was du willst.«

»Ihr tut mir Unrecht.« Tuni deutete auf den strahlenden Sonnenball am Himmel. »Seht, ich habe nur für einen kleinen Moment der inneren Einkehr den Frühling willkommen geheißen. Öffnet auch Ihr Euer Herz, und er strömt direkt hinein. Genießt Licht und Wärme, und Ihr stellt fest, dass dies noch formidabler ist als saubere Schuhe.«

»Spar dir dein Gebrabbel und bewege deinen faulen Pelz«, schnaubte Rorik. »Jetzt kümmerge dich endlich um meine Stiefel, Knecht.«

Nachdrücklich deutete der Ritter auf das Schuhwerk.

»Aber gern. Mit der Ferse des rechten bin ich beinahe fertig. Danach konzentriere ich mich auf die Spitze.« Freudig griff Tuni nach dem Stiefel. Der Geruch nach Leder, Schweiß und langem Winter stieg ihm in die Nase. *Knecht* ... das Wort echote in seinem Schädel – ein bitterer Nachhall. So wurde er nicht gern gerufen, es raubte ihm jenen kleinen Rest Selbstbestimmung, den er sich stets zu bewahren wünschte. Seine kleine Insel namens Stolz inmitten eines Ozeans der Untertänigkeit. Eine Festung, die trutzig und trotzig ihre Mauern in die Höhe streckte. Knecht – ein herabwürdigendes Wort, von dem aus es nur noch eines kleinen Zungenschlags bedurfte, um Marionette, Lakai oder Schwannendrucker

gerufen zu werden.

Er tauchte sein Tuch in einen Topf Gänsefett und begann es in eleganten Schwüngen ins Leder zu reiben.

»Wenn du damit fertig bist, begibst du dich auf direktem Weg in die Küche. Beata kriegt wieder einmal kein Feuer unter dem Herd entfacht. Danach hilfst du bei der Rübensaat.«

Arbeit auf dem Acker behagte Tuni noch weniger, als Schuhe zu putzen. Was tut ein Held auf dem Feld? »Liebend gern, Herr«, antwortete er und verlor sich in konzentrischen, künstlerisch erlesenen Einfettkreisen.

»Hm.« Offenbar wusste Rorik nicht, wie er mit dem neu erwachten Arbeitseifer seines müßiggängerischen Dieners umgehen sollte. Einen Vertrauensvorschuss brachte er jedoch nicht zustande, setzte er sich doch mit verschränkten Armen neben ihn auf die Bank und überwachte mit grimmiger Miene den Fortschritt der Stiefelpflege.

»Schön, dass Ihr Euch Zeit nehmt, mir Gesellschaft zu leisten«, freute sich Tuni. »Während ich mit dem rechten Stiefel beschäftigt bin, wollt Ihr vielleicht schon mit dem linken beginnen? Zusammen macht es mehr Spaß und schneller geht es zudem.«

Trotz des sonnigen Wetters gefroren Roriks Gesichtszüge umgehend. »Was fällt dir ein? Das ist unter meiner Würde!«

»Aber nur, weil Ihr Eure Würde so hoch hängt wie der Wetterhahn auf dem Schornstein.«

»Meine Würde hängt dort, wo sie hingehört. Was glaubst du denn.«

»Wer bin ich, dass ich einen Ritter über Würde belehrte? Eine solche Ungeheuerlichkeit würde ich mir niemals herausnehmen!«, versicherte Tuni. Vielleicht hätte er sich das schelmische Grinsen verkneifen sollen, denn ein schräger Blick untermalt von einem ungläubigen Schnauben zeigte auf, dass Ritter Rorik von Rheinstolz sich nicht ernst genommen fühlte. Und einen Ritter nicht ernst zu nehmen, war ein ernst zu nehmender Fehler. Tuni schlug sich das Lächeln aus dem Gesicht. Zu spät. Roriks Miene wurde noch kantiger. Und grantiger. Er sprang auf, und schon war Tuni von drei Stinkstiefeln umgeben. Der mit der Rüstung schimpfte standesgemäß auf ihn herab. »Genug der Unverschämtheiten! Nur deine Frechheit übertrifft deine Faulheit. Ich sollte dich wegen wiederkehrenden Ungehorsams auspeitschen lassen.«

Au Backe! Hatte er den Bogen überspannt? »Aber Herr Ritter. Habt Nachsicht mit einem einfachen Mann des Volkes. Seid meiner Hochachtung

gewiss.« Dann presste er hinterher: »Und ich dachte, uns verbindet ... das Band der Freundschaft, auch wenn es noch zart ist.«

»Des Ritters Freunde sind Pflicht und Ehre. Nun durchschaue ich dich und dein Gerede. Ich denke darüber nach, dich vom Hof zu jagen.«

Den Knecht auspeitschen und vom Hof jagen ... Tuni rauschten die Ohren. Darin hörte er die Brandung an der Küste seiner kleinen Insel namens Stolz. So oder so – ich werde hier nicht mein Leben verbringen, dachte er und entschied sich für das erste so. »Verzeiht, ich meinte es nicht respektlos, Herr. Ich putze eben noch Eure Stiefel zu Ende, und danach packe ich meine Sachen. Ich verspreche, Euch nicht weiter zur Last zu fallen.«

»Du ... du gehst von dir aus?«

»Mehr gibt es nicht zu sagen. Ich lerne und ziehe weiter. Mal sehen, wohin mich meine Füße tragen.«

Erwartungsgemäß meldete sich Schlauberger zu Wort, der natürliche Feind seines Inselstolzes. Die beiden waren so gut wie nie einer Meinung. *Bitte ihn um Verzeihung. So gut wie hier hast du es in den letzten drei Jahren nicht angetroffen.*

Nicht zum ersten Mal in seinem Leben ignorierte Tuni die Stimme der Vernunft.

Der Ritter kaute einen Moment an seiner Verduzttheit, aber nur einen winzigen. Rorik von Rheinstolz gehörte zu der Sorte Männer, die nie etwas bereuten. »Wenn es dein Wunsch ist.« Er öffnete den Geldbeutel an seinem Gürtel. »Hier, dein Lohn für die letzten vier Wochen. Keiner soll behaupten, ich sei dir etwas schuldig geblieben.« Er drückte ihm sechs Silber Groschen in die Hand. »Bis heute Abend bist du verschwunden.« Rorik packte seine beiden Stiefel und zog auf Samtsocken von dannen.

Der Besonnene blieb mit gemischten Gefühlen zurück. Immerhin war er jetzt kein Knecht mehr. Doch wieder einmal hatte weniger sein mangelnder Fleiß, als vielmehr seine große Klappe eine Anstellung beendet. Tuni vermochte nicht, dem Ritter die Schuld zuzuschieben, so viel Selbsterkenntnis musste sein. Im Großen und Ganzen war Rorik ein gerecht denkender Mann, stets bemüht, das Richtige zu tun. Das konnte man von den wenigsten Hochwohlgeborenen behaupten. Dass es diesmal zum Bruch gekommen war, lag zu einem großen Teil an ihm selbst. Er träumte nun mal gern und viel. Und wie sollte er knechtiges Stiefeleinfetten mit seinem angestrebten Heldentum in Einklang bringen?

Wenige Stunden später hatte Tuni sein Säcklein gepackt. Viel war es nicht. Seine Kleider trug er am Leib, eine Schlafrolle, ein Trinkschlauch, ein Messer im Gürtel und ein kleiner Lederbeutel mit Feuerstein, Zunder, ein Stück Leinen sowie etwas Proviant. Den wertvollsten Besitz hatte er sich auf den Rücken geschnallt – seine Laute. Auf den ersten Blick zwar alt und zerkratzt war das Instrument jedoch von einem Meister seiner Zunft gefertigt. Tuni liebte jedes Teil davon: den birnenförmigen Korpus, das kunstvoll geschnitzte Schalloch, das schlanke, elegante Griffbrett, den nach hinten abgelenkten Wirbelkasten samt den hölzernen Drehknöpfen, mit denen die elf Saiten gespannt wurden. Letztere waren wohlbemerkt nicht aus Schafs- oder Ziegendärmen gefertigt, sondern aus Rinderdärmen. Diese klangen am besten und waren seiner Erfahrung nach weniger feuchtigkeitsempfindlich, sodass er die Laute nicht so oft stimmen musste.

Wenn ich Roriks Stiefel so gepflegt hätte wie meine Laute, wäre ich jetzt bestimmt Oberknecht, dachte er.

Wehmut überkam ihn, als er den Blick über den Gutshof schweifen ließ, der ihm in der kalten Jahreszeit als heimeliges Heim gedient hatte.

Zum Abschied drückten ihn erstaunlich viele Körper an sich. Diener, Feldarbeiter, Handwerker und andere Bedienstete wünschten ihm viel Glück.

Der Köchin Beata liefen sogar Tränen über die Wangen, als er sie herzte. »Pass gut auf dich auf, Tuni. Und sieh bloß zu, dass du uns besuchst, wenn du mal wieder in unsere Nähe kommst«, schluchzte sie.

Er nickte. Ob zur ersten oder zur zweiten Aufforderung wusste er selbst nicht. »Danke für die schöne Zeit bei euch«, sagte er mit zugeschnürter Kehle.

Der Ritter ließ sich nicht blicken.

Tuni winkte ein letztes Mal, dann schwenkte er auf die *Große Route* nach Süden ein, ohne sich noch einmal umzudrehen. Sein Bündel samt der in ein Öltuch gewickelten Laute auf dem Rücken war leicht, sein Herz dagegen schwer. Schwerer als erwartet. Abermals ließ er einen Lebensabschnitt hinter sich. Er würde den Gutshof in schöner Erinnerung behalten. Tuni hatte schon an unangenehmeren Orten den Winter verbracht. Wer wusste schon im Vorhinein, welche Entscheidung sich als sinnvoll oder glücklich erweisen würde? Über eine Frage sinnierte er des Öfteren: Gehörte er zu den Menschen, die vor ihrem Schicksal davonliefen oder marschierte er ihm direkt in die Arme?

Er rückte seinen alten Wanderhut mit der Straußenfeder gerade, dabei

stieg ihm der Geruch von Fett und Leder in die Nase. Beim nächsten Bach würde er sich die Hände waschen und das Vergangene endgültig abstreifen. »Vom Knecht zum Vagabunden – immerhin«, redete er sich selbst Mut zu und beschleunigte seine Schritte. Er konzentrierte sich darauf, dem ewig besserwissenden Schlauberger den Mund zu verbieten. Umdrehen kam nicht in Frage.

Viele Reisende, Wanderer und Händler tummelten sich auf der *Großen Route*, die das Heilige Römische Reich in eine West- und eine Osthälfte teilte. Reich klang nach mehr, als es war. In Wirklichkeit purzelten jede Menge Fürsten- und Herzogtümer, Markgrafschaften und Bistümer durcheinander und fielen liebend gern übereinander her. In irgendeinem dieser Ungetüme würde er schon eine neue Aufgabe finden. Eine wahrhaftig heldenhafte. Dabei kam ihm eine kleine Melodie in den Sinn, die er sogleich vor sich hin summt. Mit Musik fiel das Wandern noch leichter.

Am späten Nachmittag erreichte er eine Kreuzung – vier Wege in alle Himmelsrichtungen. Wenn er nicht zurück nach Westen marschieren wollte, verblieben also noch drei Möglichkeiten. Passend dazu fand sich in der Mitte ein Wegweiser – ein Holzpfeiler mit vier verwitterten Schildern. Die Schrift auf dem Schild, dessen Spitze gen Süden zeigte, war durch die Sonne ganz besonders ausgebleicht.

K...c...rf stand dort zu lesen.

Tuni umkreiste den Pfeiler. Ostwärts ging es nach Mühlwehr und Richtung Norden zum *Friesischen Meer*, entzifferte er. Die erste Entscheidung in seinem neuen Lebensabschnitt stand an. Ein Rotkehlchen zwitscherte heran und ließ sich auf der Spitze des Pfeilers nieder, der die Schilder um eine Handbreite überragte.

»Im Gegensatz zu dir kann ich nicht nach oben«, teilte Tuni dem kleinen Vogel sachte mit.

Stolz reckte der Piepmatz seine orangefarbene Brust.

Bei genauem Hinsehen entdeckte Tuni einen hellen, sternförmigen Fleck unterhalb des Schnabels.

»Wir kennen uns doch. Bist du mir etwa gefolgt?«

Der Vogel hüpfte zweimal hoch. Vielleicht hieß das in Vogelsprache ja. Oder es bedeutete: Iwo, du bist es, der mir folgt.

»Sag mal, wenn du schon auf dem Wegweiser tanzt, dann gib mir doch einen Wink, welche Richtung ich einschlagen soll. Wo wartet ein gnädiges Schicksal auf den rastlosen Tuni und seine Laute?«

Das Vögelchen betrachtete ihn mit seinen dunklen Knopfaugen. Ein Flügelflattern und einen Herzschlag später saß es auf dem Schild, das seine Spitze nach Osten reckte.

»Gute Wahl«, meinte Tuni. »Nach Kcrf will ich auf keinen Fall und an der Küste ist es mir zu küstig, also ab nach Mühlwehr. Danke schön!« Das Rotkehlchen wackelte mit seinem braunen Schwanz, man hätte beinahe glauben können, es wedelte. Im nächsten Augenblick hob es ab, flog steil nach oben und verlor sich in den Weiten des Himmels. Es blieb nicht einmal Zeit, ihm hinterherzuwinken. Tuni tat es dennoch.

4 Schaben und Kratzen

Am dritten Tag nach ihrer Ankunft auf Alariks Hof hatte Weibsbild keine Probleme mehr, die vielen Dinge, die sie umgaben, zu benennen. Mittlerweile hatte sich herausgestellt, dass sie die Sprache hervorragend beherrschte, und so nutzte sie nun jede sich bietende Gelegenheit, um sich mit Alarik zu unterhalten. Der einzige Wermutstropfen bestand darin, dass ihre Erinnerungen nicht weiter zurückreichten, als bis zum Tag ihrer Begegnung mit dem Buchfeller und sie immer noch im Dunkeln tappte, was ihren Namen und ihre Herkunft anbelangte.

Nach dem Frühstück im Kreise der Familie ging es an die Arbeit. Sie folgte Alarik zum Schuppen mit den riesigen Zubern, Hedwig schloss sich ihnen an. In der Werkstätte angekommen inspizierten sie zunächst die Felle, die sie gestern Abend noch aus der Flüssigkeit herausgezogen und zum Abtropfen aufgehängt hatten.

»Das Bad im Kalkwasser sorgt für eine bessere Haltbarkeit der Felle. Und was noch wichtiger ist: Es weicht sie auf und schafft so ideale Voraussetzungen für die Weiterverwertung der Häute«, erklärte Alarik. »Heute arbeiten wir am Scherbaum.« Er packte ein scheckiges Ziegenfell und trug es hinter das Lagerhaus zu einer besonderen Werkbank, deren Arbeitsfläche aus einem dicken, auf zwei Baumstümpfen liegenden Buchenstamm bestand, den selbst Weibsbild mit ihren langen Armen kaum umfassen konnte.

Er breitete das Fell aus und klopfte mit der flachen Hand darauf. »Für dieses hier bist du zuständig. Jedes Fell hat eine Fleisch- und eine Haarseite. Wir beginnen stets mit der Haarseite.« Er strich noch einmal nahezu zärtlich über die Oberfläche. »Jetzt ist es an der Zeit für den ersten Einsatz des Lunariums.« Er zog ein Messer mit breitem Griff aus dem Gürtel, dessen Klinge an eine Mondsichel erinnerte. »Dieses Werkzeug ist für die Pergamentherstellung unabdingbar. Ich demonstriere dir kurz, welche Dienste es leistet.« Mit flinken Fingern begann Alarik das Fell zu bearbeiten. Weibsbild beobachtete ihn aufmerksam. Locker sitzende Haarschäfte und kleine verbliebene Fleischreste lösten sich und fielen zu Boden. Langsam, aber gründlich kratzte und schabte er sich von einer Seite zur anderen. »So, jetzt bist du an der Reihe.« Er positionierte die Ziegenhaut neu, damit Weibsbild bequemer mit der nächsten Bahn beginnen konnte. Wenige Augenblicke später kratzte sie bereits mit dem Lunarium über das Fell. Da

der Scherbaum genügend Platz bot, breitete Hedwig neben ihr ein Kalbsfell aus und reihte sich in das Schaben und Kratzen ein. Mit bewundernswerter Sicherheit führten ihre Hände das gebogene Messer über die Oberfläche. Hedwig richtete das Wort nur an sie, wenn es sich partout nicht vermeiden ließ. Weibsbild verzichtete darauf, sich in irgendeiner Form anzubiedern – wenn Alariks älteste Tochter nichts mit ihr zu tun haben wollte, dann war es halt so.

Als Weibsbild mit Ach und Kratzen eine Bahn geschafft hatte, war Hedwig bereits mit dem gesamten Kalbsfell fertig. Mit starkem Griff und geschicktem Schwung drehte sie es um und setzte ihre Arbeit fort.

»Wie du siehst, bearbeitet Hedwig nun die Fleischseite«, erklärte Alarik, der sich ganz links um ein drittes Fell kümmerte. »Als Erstes kratzt sie vorsichtig den dünnen Hautfilm ab.«

Eifrig setzte Weibsbild ihre Arbeit fort und begann mit der dritten Bahn. Sie packte die gebogene Klinge fester und erhöhte die Geschwindigkeit beim Schaben. Dabei wendete sie so viel Kraft auf, dass die Haut an einer Stelle riss.

»Wie furchtbar ungeschickt sie sich anstellt«, meckerte Hedwig, die nur auf ein solches Malheur gewartet zu haben schien.

Weibsbild merkte, wie ihr das Blut in den Kopf schoss.

»Das macht nichts, dieses Ziegenfell ist ohnehin von minderer Qualität – ideal zum Üben. Wir werden es später nähen«, tröstete Alarik und suchte den Augenkontakt mit seiner Tochter. »Denk bitte mal an deine Anfänge zurück.«

Letztere grunzte nur unwillig und vergrub sich in ihre Arbeit.

Gegen Mittag zog Weibsbild das Werkzeug zum letzten Mal über das Ziegenfell. »Fertig!«, rief sie. Sowohl Haut- als auch Fleischseite hatte sie ordentlich bearbeitet und beschabt. Sie legte das Lunarium zur Seite und massierte verstohlen ihre gekrümmten Finger, die schmerzten und sich kaum noch strecken ließen. Zudem fühlten sie sich wund an, vermutlich aufgrund der im Fell verbliebenen Reste der ätzenden Kalklösung, doch sie ließ sich ihre Pein nicht anmerken. Das vor ihr liegende Ziegenfell erinnerte nicht im Entferntesten an Pergament. Zu allem Überfluss hatte sie es ein zweites Mal eingerissen, und an einer Stelle war sogar noch ein wenig von dem dunklen Haaransatz zu sehen.

»Gut gemacht!« Alarik tat so, als bemerkte er es nicht. »Als Nächstes spannen wir die Häute ein, und zwar mit dem Kopf nach unten.« Er trug es

unter das überdachte Areal neben dem Haupthaus und deutete auf einen riesigen quadratischen Holzrahmen, der flach auf der Werkbank lag. Die Leisten waren mit Löchern und Schnüren gespickt. Daneben stand ein kleiner Weidenkorb mit fingergliedgroßen Holzstückchen, die an ovale Knöpfe erinnerten. Der Buchfeller begann die Haut am Rahmen zu befestigen, indem er mit einer Ahle Löcher in die Fellseite bohrte und die Schnüre hindurch zog. Auf der Unterseite verknotete er die Holzknöpfe an deren Ende. »Das dauert zwar länger als nageln, doch es hält viel besser, weil ich auf diese Weise die Spannung besser justieren kann, sodass die Löcher nicht ausreißen«, erklärte er.

»Willst du ihr all unsere Geheimnisse verraten?«, grunzte Hedwig ungehalten, während sie die letzten Knoten an ihrem Kalbsfell anbrachte.

»Nur das, was sie braucht, um uns zu unterstützen«, antwortete Alarik seelenruhig.

Bevor die Tochter etwas darauf erwidern konnte, kam Irmel herbeigeflitzt und strahlte Weibsbild an. »Ich helfe dir. Das Knüpfen mag ich besonders gern. Vater sagt, dass meine Hände wie geschaffen für diese Arbeit sind – klein und geschickt.« Sie wackelte mit all ihren kleinen und geschickten Fingern. Mit konzentriertem Gesicht begann sie die Knöpfe zu verknoten. »Nur zwei Risse, du bist gut. Mein erstes Fell mussten wir wegwerfen, so sehr habe ich es zerfetzt.« Sie lachte hell wie der Sonnenaufgang.

Die Worte der Kleinen taten Weibsbild gut, doch auch das ließ sie sich nicht anmerken.

»Tun dir die Finger weh?«, fragte Irmel.

»Die gewöhnen sich schon daran«, erklärte sie.

Irmel konzentrierte sie sich auf die linke Rahmenseite und Weibsbild auf die rechte. Als die Kleine mit der Ahle ein Loch in den Fellrand stechen wollte, rutschte sie ab und trieb sich die Metallspitze in die Innenfläche der anderen Hand. »Autsch!«, machte sie.

Das Mädchen stierte auf das aus der Wunde quellende Blut, vermutlich war der Schreck wesentlich größer als die Schmerzen. Tapfer hielt sie die Tränen zurück.

»Zeig mal her, Irmel.« Mit gerunzelter Stirn begutachtete Alarik die Verletzung. »Tief ist das Loch glücklicherweise nicht, dennoch ist die Gefahr einer Entzündung hoch – gerade bei der Bearbeitung von Abdeckerfellen. Geh und fülle eine Schüssel mit frischem Regenwasser vom Fass im Garten und wasche die Wunde damit gut aus. Stanzi soll dir helfen und die Hand

dann verbinden.«

»Ja, Vater«, sagte Irmel und rannte zum Haupthaus.

Alarik nahm den Platz seiner jüngsten Tochter ein, und gemeinsam setzten sie die Arbeit an der Ziegenhaut fort. So dauerte es nicht lange, bis das Werk vollendet und das Fell an allen Seiten eingespannt war.

»Jetzt hoch damit!«, sagte der Buchfeller.

Nun legte auch Hedwig Hand mit an – zu dritt hoben sie den Rahmen samt Haut an und richteten ihn mit Hilfe eines Stützbalkens nahezu senkrecht auf. Wie sich erst jetzt herausstellte, hatten sich die beiden Risse beim Einspannen noch vergrößert.

Mit zusammengekniffenen Lippen und abschätzigem Blick betrachtete Hedwig die Löcher. Vermutlich um ihr die Luft aus den Segeln zu nehmen, deutete Alarik bereits darauf. »Die müssen verschlossen werden. Kannst du mit Nadel und Faden umgehen?«, fragte er.

»Ich weiß nicht«, antwortete Weibsbild. Doch als er ihr eine Nähnaedel zwischen Daumen und Zeigefinger hinhielt, schossen ihr sogleich Bilder durch den Kopf. Es fühlte sich so an, als ob ein Fieberschub ihre Stirn erfasste. Waren es Erinnerungen? Sie war davon überzeugt, dass sie in ihrem früheren Leben schon häufiger genäht hatte. Es war nicht zu übersehen, wie geschickt sie mit dem feinen weißen Faden umging, als sie die Risse ausbesserte.

Alarik beobachtete sie und wirkte zufrieden. Obgleich kein Lob über seine Lippen kam, spürte sie, dass sie sich trotz Hedwigs düsterer Miene nicht allzu dusselig anstellte.

»Mein Kopf fühlt sich durchaus gefüllt an, ich weiß nur nicht womit«, sagte Weibsbild, als müsse sie sich erklären. Es gefiel ihr, jeden Tag dazuzulernen, vor allem, wenn es ihr so leicht von der Hand ging.

Hedwig neben ihr brummelte etwas Unverständliches.

Am späten Nachmittag streckten sich im Unterstand ein halbes Dutzend Häute in alle Richtungen. Die Gebilde in den Holzrahmen erinnerten an riesige Spinnweben. Alarik und Hedwig gingen abwechselnd durch die Reihen und hielten sie mit Hilfe einer Gießkanne feucht. Hie und da spannten sie die Aufhängung nach, indem sie an den Knebeln drehten. Und immer wieder blieben sie an dem einen oder anderen Rahmen stehen und schabten an vermeintlich dicken Stellen herum. So entfernten sie kleinste verbliebene Unebenheiten und Haarreste.

Weibsbild erkannte schnell, dass eine Menge Fingerspitzengefühl von Nöten war, an den passenden Knebeln zu drehen und die richtigen Stellen zu bearbeiten. So ging es bis zum Abend – Hedwig und Alarik inspizierten ein Fell nach dem anderen und legten mit bewundernswerter Geschicklichkeit Hand an. Durch das langsame Trocknen und gefühlvolle Nachspannen wirkten die Häute inzwischen straff wie ein Trommelfell. Mit einem letzten Kratzen beendete Alarik seine Arbeit an einem Kalbsfell. Kunstfertig hatte er die Haut an jeder Stelle auf die endgültige Dicke heruntergeschabt.

Ein wenig abseits saß Irmel mit verbundener Hand auf einem Schemel und kaute an einer verschrumpelten Mohrrübe herum.

»Tut es noch weh?«, fragte Weibsbild.

»Halb so wild«, sagte das Mädchen. »Du kannst aber gut nähen. Vielleicht bist du ja eine Schneiderin.« Bei dieser Vorstellung leuchteten ihre Wangen und ihre Augen glänzten.

Weibsbild konnte nicht anders: Wer dieses Kind nicht in sein Herz schloss, in dessen Brust schlug keins.

»Für heute sind wir fertig«, erklärte der Buchfeller. »Morgen erfolgt ein letztes Glätten mit Bimsstein, und dann wird geschnitten. Somit haben wir bald alte Tierhäute in kostbares Pergament umgewandelt.«

Mit einem letzten Blick auf den Wald gerahmter Spinnweben gingen sie ins Haus. Weibsbild verspürte eine ungewohnte geistige Zufriedenheit. Es drängte sich der Eindruck auf, dass dieses Gefühl nach getaner Arbeit in der Vergangenheit keineswegs selbstverständlich gewesen war. Sie hielt inne und horchte in sich hinein. Vergebens, es boten sich ihr keine weiteren Erkenntnisse, keine Bilder oder Gefühle.

Am nächsten Morgen beim Frühstück klagte Irmel über Schmerzen an ihrer verletzten Hand. Stanzi und Weibsbild entfernten den Leinenverband und untersuchten die Wunde. Rote, geschwollene Haut umgab das Loch. Die Hand des Mädchens fühlte sich ungewohnt warm an.

»Die Wunde pocht, als wäre sie ein kleines Herz«, erklärte Irmel.

Wie selbstverständlich fühlte Weibsbild mit der flachen Hand nach der Stirn des Mädchens. Nein, Fieber hatte sie keins. Noch nicht. Woher wusste sie, nach welchen Symptomen sie Ausschau halten sollte? Es fiel ihr nicht ein.

»Wir legen dir einen sauberen Verband an. Und du musst dich schonen, Irmel«, sagte Hedwig. »Dein Körper kämpft gegen die Entzündung an.«

Nachdem die Wunde verbunden war, fertigte Weibsbild eine Armschlinge aus Leinentuch an. »Geschafft, die hält deine Hand hoch und ruhig.«
Irmel nickte. »Es fühlt sich schon gleich besser an.«

Fast den gesamten Samstag verbrachte die Familie damit, die Häute mit feinkörnigem Bimsstein zu bearbeiten. Auch hierbei war eine Menge Fingerfertigkeit gefragt, um eine gleichmäßig dünne Oberfläche herzustellen. Mit ihrem Ziegenfell hatte Weibsbild alle Hände voll zu tun. Inzwischen sparte sie sich den Blick nach links und rechts auf die Arbeit von Alarik und Hedwig. Es würde sie nur entmutigen, ihr eigenes fleckiges, scheckiges Stück Tierhaut mit den Arbeitsergebnissen der beiden Buchfeller zu vergleichen.

Der letzte Arbeitsschritt der Pergamentherstellung bestand im Prüfen, Schneiden, Ausbessern und Sortieren der Erzeugnisse. Dies übernahm Alarik höchstpersönlich, der an einem Tisch vor dem Haus saß und jede Haut akribisch inspizierte. Als Weibsbilds Ziegenfell an die Reihe kam, hielt er es gegen die Abendsonne. »Für das erste Mal ist es dir ganz passabel gelungen. Schau mal her – für diese Unregelmäßigkeiten kann auch der beste Pergamentmacher der Welt nichts. Dieses Loch rührt von einem Insektenstich her. Und diese Verdickung hier stammt von einer vernarbten Wunde, die sich das Tier vor langer Zeit zugezogen hat.«

Mit langem Hals betrachtete Hedwig das Ziegenfellpergament. »Aber hier ist zu viel Hautfett übriggeblieben, an dieser Stelle wird die Tinte beim Beschreiben kaum eindringen. Das hättest du mit dem Bimsstein wegreiben müssen.«

»Es ist ihr dritter Tag«, erinnerte Alarik seine Älteste.

Hedwig zuckte mit den Schultern. Was sie genau damit ausdrücken wollte, verstand Weibsbild nicht, was bestimmt besser so war.

Alarik fuhr fort. »Die edelsten Pergamente werden für Bücher verwendet, die weniger perfekten für alltägliche Schreiarbeiten.«

»Und die Vermurksten werden aussortiert und weggeworfen«, giftete Hedwig mit einem Blick auf das Werk der Unwillkommenen.

Augenblicklich lenkte der Buchfeller das Gespräch auf ein neues Thema. »Räumen wir die Ware ins Lager und sehen dann nach, wie es Irmel geht.« Er schnappte sich einen Stapel säuberlich geschnittener Pergamente und ging schon einmal vor.

Mit ruhiger Stimme sagte Hedwig: »Es sollte dir nicht entgangen sein, dass ich dich nach wie vor nicht leiden kann. Ich weiß nicht, was du vorhast,

doch ich behalte dich im Auge. Wir brauchen dich nicht; je eher du gehst, desto besser.«

»Apostel Paulus sagt: *Vergeltet niemandem Böses mit Bösem. Seid allen Menschen gegenüber auf das Gute bedacht und haltet Frieden.*«

Hedwig pustete aus. »Erspare mir dein Gefrömmel. Du glaubst doch nicht, dass du mich mit deinen Bibelsprüchen beeindrucken kannst.«

»Mir steht nicht der Sinn danach, dich zu beeindrucken. Sie fliegen mir einfach in den Sinn. Sie gehören zu dem Wenigen, an das ich mich erinnere.« Weibsbild dachte gar nicht daran, Hedwigs keifendem und kneifendem Blick auszuweichen. »Der Glaube gibt mir Halt. Aber ich schätze deine Offenheit und bin dir nicht gram.«

»Vielleicht wäre aber genau dies das Beste«, fauchte Hedwig. Sie drehte sich weg, schnappte einen Stapel Pergamente und trug ihn hinter Alarik her.

Weibsbild blieb allein zurück. Sobald sie eine Idee bekäme, wohin sie gehen könnte, würde sie Hedwig nicht mehr zur Last fallen.

Am Samstagabend bekam Irmel Fieber. Ihre Augen waren klein und gerötet, die Stirn heiß, die Hand geschwollen.

»Morgen früh fahren wir in die Stadt zu Medikus Klagreich – noch vor dem Gottesdienst«, entschied Alarik. »Er weiß, was zu tun ist.« Er beugte sich zu seiner Jüngsten hinunter und drückte sie so behutsam wie zärtlich. »Alles wird wieder gut.«

Des Vaters Zuversicht klang nicht wirklich zuversichtlich – so kam es Weibsbild wenigstens vor. Die Sorgenfalten im Gesicht des Buchfellers bestätigten ihren Eindruck. Als Hedwig ihrer Schwester einen sauberen Verband anlegte, war auch ihre Miene von Sorge um ihre Schwester gezeichnet.

5 Gottesfürchtig

Bereits am frühen Sonntagmorgen spannte Alarik Sonne und Mond vor den Karren. Die halbe Nacht hatte er wachgelegen und dem Schnaufen und Stöhnen der armen Irmel nebenan gelauscht. Wenn eine seiner Töchter krank war, fühlte er stets mit ihnen, so als hätte es ihn selbst erwischt – eine Bürde inmitten der Freuden des Vaterseins.

Auch wenn Irmel geschwächt wirkte, konnte sie sich immerhin selbständig ankleiden und auf den Karren steigen.

Mit einer Ladung Sorgen verließ der Pferdewagen den Hof. Weibsbild hatte neben ihm auf dem Bock Platz genommen, Hedwig und Stanzi saßen hinten auf der Ladefläche bei der in eine Wolldecke gewickelten Irmel.

Als sie das Städtchen Quellfels erreichten, lenkte Alarik den Wagen am Gürtler und Lederer vorbei direkt zum Haus des Medikus, einem weiß getünchten Steinbau am Ende des Handwerkerviertels. Das Schild über der Eingangstür zeigte einen von einer Schlange umwundenen Stab, die Farben waren jedoch verblasst, und an den Rändern begann das Holz zu faulen. Wie sein Besitzer hatte es die besten Zeiten bereits hinter sich. Doch was spielte es für eine Rolle? Von den zweitausend Stadtbewohnern verdingte sich lediglich Klagreich als Medikus.

Nach dreimaligem Klopfen erschien der Heiler im Nachthemd auf der Schwelle seiner Eingangstür. Haare, die ihm zu Berge stehen könnten, besaß er nicht mehr. Dafür drängten sich seine buschigen Augenbrauen über die hohe Stirn. »Ein Notfall, sagt Ihr? Eure Tochter braucht dringend Hilfe?«, brabbelte er die Worte Alariks nach und nahm das Mädchen vor seinem Haus ins Visier.

»Ja, Herr Medikus.«

»Wenn sie noch gehen und stehen kann, wird es so schlimm nicht sein«, maulte er.

»Besser, wir suchen Euch zu früh als zu spät auf. Seht Euch bitte ihre Hand an.«

»Wohl wahr! Na gut«, schniefte er und winkte sie herein.

Das Haus bestand aus einem großen Raum, der in zwei Bereiche unterteilt war. Der Medikus führte sie nach rechts zur Behandlungsstätte, die sich in den letzten dreißig Jahren kein bisschen verändert hatte. Auf dem langen Tisch in der Mitte tummelten sich unzählige Werkzeuge, wie Messerchen, Zangen, Pinzetten und Haken. An der Wand unter dem trüben Bleifenster

stand noch immer dieselbe einfache Liege. Die Utensilien zum Erzeugen von Heiltränken, wie Stößel, Mörser, Schalen hatte Klagreich auf der Anrichte gegenüber platziert, und im Regalschrank daneben reihten sich Fläschchen, Phiolen und Schröpfköpfe nebeneinander.

Der Medikus entzündete die Kerzen in zwei Leuchtern und bedeutete Irmel, auf einem Schemel Platz zu nehmen. »Dann zeig mal her«, sagte er und entfernte den Verband. Mit gerunzelter Stirn untersuchte er die stark geschwollene Handfläche sowie den Unterarm.

Beim Anblick der Wunde füllten sich Irmels Augen mit Tränen, doch sie presste tapfer die Lippen zusammen und versuchte sich Schmerz und Angst nicht anmerken zu lassen.

»Die Wundränder haben sich entzündet, die Schwellung rührt vom Eiter her und die Fäulnis breitet sich weiter aus – sie droht den Arm hochzulaufen«, erklärte der Heiler. Es klang, als ob er den Satz schon tausendmal heruntergebetet hatte. »Ich gebe euch eine Tinktur aus Ringelblumen und Arnika mit, die ihr dreimal täglich aufträgt. Wechselt bei der Gelegenheit auch den Verband. Falls sich ihr Zustand trotzdem weiter verschlechtert, fürchte ich, dass uns keine andere Wahl bleibt.«

»Was wollt Ihr damit andeuten?«, fragte Hedwig.

»Bevor die Fäulnis den ganzen Körper befällt oder das Gift das Herz erreicht, muss ich den Unterarm amputieren.«

»Das ... kommt nicht in Frage.« Alarik erschauerte. Ohne es zu wollen, wanderte sein Blick zur Knochensäge, die an einem Haken neben dem Regal hing. Die Vorstellung, sein kleines Mädchen laufe nur noch mit einem Arm herum, raubte ihm den Atem.

»Hoffen wir das Beste«, sagte der Medikus und klang dabei eher nach einem Seelsorger, denn nach einem Heilkundigen. Stöhnend nahm er einen Tiegel aus dem Regal und trug eine Salbe um die Wundränder auf. Danach legte er einen neuen Leinenverband an.

Ding! Ding! Ding! Unermüdlich bimmelten sich die Kirchenglocken von Quellfels ins Gewissen der Stadtbewohner: Gott rief zum Preisen, Beten und Bußen sowie zur Besinnung auf die Endlichkeit des Lebens. Für solch gewichtige und gehaltvolle Anlässe sollte man den Herrn nicht warten lassen, deshalb steuerte Alarik den Karren auf direktem Wege auf das Gotteshaus zu. Während das letzte Läuten verklang, nahmen seine Töchter und Weibsbild neben ihm im Kirchenschiff Platz. Wenn er ehrlich mit sich selbst war, graute

ihm ein wenig vor dem kalten Innenraum mit den harten Holzbänken – ganz zu schweigen von den bevorstehenden Vorhaltungen des Priesters. Er empfand es als wenig erstrebenswert, sich vorwerfen zu lassen, wie furchtbar sündhaft er doch war, auch wenn er sich diesbezüglich mit all den anderen Gottesdienstbesuchern in guter Gesellschaft befand. Das kannte er schon von der letzten Predigt und der davor und der davor. Doch seit der schweren Krankheit seiner Frau Ilse sah er sich heute zum ersten Mal wieder gefordert, Gottes Beistand zu ersuchen. Zu erbitten und zu erbeten. Seine Unterlippe begann zu kribbeln, so sehr biss er ob seines nächsten Gedankens darauf herum. Damals hatte er jeder Predigt gelauscht, hatte jeden Tag dreimal gebetet, gefleht, geweint und gebeichtet – alles in der Hoffnung, dass Ilse von ihrer schrecklichen Krankheit genesen würde. Doch entweder hatte Gott nichts mitbekommen vom Leid der Familie oder andere Pläne verfolgt. Jedenfalls hatte alles nichts genützt. Je mehr er gebetet hatte, desto weniger Luft hatte Ilse bekommen. Schlussendlich war sie elendig erstickt.

Obwohl oder gerade weil der Besuch bei Medikus Klagreich so wenig verheißungsvoll verlaufen war, setzte er auch diesmal erneut alles daran, an diesem heiligen Ort neue Hoffnung zu schöpfen. Hoffnung für sein geliebtes Kind. Irmel kuschelte sich an ihn. Er legte den rechten Arm um sie – ihr Körper fühlte sich furchtbar fiebrig und verletzlich an, sodass es ihm Tränen in die Augen trieb. Die Angst, auch sie zu verlieren, marterte seine Seele, als stünde er mitten im Fegefeuer.

Weibsbild zu seiner Linken rutschte unruhig auf der Holzbank hin und her. Ihre Aufregung schien wenig verwunderlich angesichts ihrer ausgeprägten Frömmigkeit. Bislang fanden nur Zitate aus der Heiligen Schrift den Weg aus den Tiefen ihres Gedächtnisses an die Oberfläche, an die erinnerte sie sich allerdings detailgetreu. Vielleicht vermochte die heutige Predigt etwas in ihrer Seele zu berühren und somit eine Erinnerung an die Geschehnisse anzustoßen. Die Vergangenheit war zwar vergangen, dennoch war sie nicht verschwunden, solange sich jemand erinnerte.

Alarik warf ihr einen Seitenblick zu. Warum schielte er eigentlich so verstohlen zu ihr hinüber, anstatt seinen Blick offen auf sie zu richten? Darauf fiel ihm keine vernünftige Antwort ein.

Das Glockengeläut verebbte, und sogleich kehrte heilige Ruhe ein. Aus einem Nebenraum trat Priester Brandwerk in den Altarbereich. Seine einfache Robe aus dunkelgrauer Wolle passte zu dem schlichten Holzkreuz, das er an einer Eisenkette um den Hals trug. Mit stiller Würde erklimmte er die

fünf Stufen zur hölzernen Kanzel, lehnte sich auf die Brüstung und musterte seine Gemeinde. Die erhöhte Position in dem kunstvoll geschnitzten Rund schien ihn zu erleuchten und ihm einen Anflug göttlicher Allmacht auf Erden zu verleihen. Er schob die Augenbrauen zusammen und begann mit der Predigt. »Liebe Glaubensgemeinschaft, es freut mich, dass am heiligen Sonntag viele von euch den Weg in unsere Kirche gefunden haben.« Diese Freude wollte partout nicht in seiner Miene ankommen. Ansatzlos tadelte er mit kalten Augen: »Einige von euch habe ich lange Zeit nicht mehr zu Gesicht bekommen.«

In diesem Augenblick fühlte Alarik den Blick des Priesters auf sich lasten wie einen Stapel nasser Felle. Seine Wangen begannen zu kribbeln.

Brandwerk hob die Hand. »Doch Gott sieht alles, er blickt in jeden von uns hinein, er weiß, wenn wir uns vom Weg des Lichts entfernen, wenn wir uns der Verderbtheit unserer Eigensucht ergeben und uns in den Abgründen der Sünde verlieren. Wir selbst können uns etwas vormachen, der Herrgott jedoch lässt sich nicht täuschen.«

Es klang wie eine Drohung. Und so ging es weiter. Von oben herab schimpfte der Priester über Sünde und Verfehlung in Form von Gier und Habsucht, Neid und Hass sowie Begehren und Lust. Betroffen saßen die Betroffenen auf den harten Bänken der Anklage, die meisten starrten ins Leere oder auf die eigenen Füße. Alarik glaubte das bittere Schlucken der Anwesenden zu schmecken, während die Schuldgefühle in den Gesichtern der Glaubensgemeinschaft den Priester erst so richtig anzuspornen schienen.

Abermals schielte Alarik nach links. Weibsbild bemerkte es und schielte zurück. Ihre Miene zeigte Unverständnis, nein, eher schiere Verwirrung. Es schien sie kaum auf der Bank zu halten, doch sie gab keinen Laut von sich. Der Pergamentmacher konnte sich keinen Reim darauf machen, welche Worte des Priesters solch ein Missfallen bei der Frau ausgelöst haben mochten. Zugegeben, heute predigte Brandwerk seiner sündigen Gemeinde ganz besonders heftig ins Gewissen, doch etwas wirklich Neues hatte er bislang nicht von sich gegeben.

»Sag ihr, sie soll stillsitzen!«, fauchte Hedwig zwei Plätze weiter.

»Sag es ihr selbst«, zischte er zurück.

Des Priesters Stimme hallte. »Doch hört, Bürger von Quellfels, der Herr bietet Licht und Trost auch in dieser dunklen Stunde.«

Nach der Peitsche folgt das Zuckerbrot, dachte der Buchfeller.

Mit außerordentlicher Körperbeherrschung schob Brandwerk seine

hängenden Mundwinkel etwas nach oben, sodass er nur noch halb so erzürnt wirkte. »Die göttliche Gnade des Ablasses vertreibt die Finsternis und erleuchtet unsere Gemeinde. In seiner unendlichen Güte und Weisheit schenkt er uns einen Weg, unsere Sünden zu mildern und Barmherzigkeit zu erfahren. Wir öffnen unsere Herzen für die Vergebung und Erlösung, die uns Gottes Sohn, Jesus Christus, angedeihen ließ.«

Nun verstand Alarik, wohin der Hase lief. Es ging um die Ablassverkäufe. Seines Wissens hatte Brandwerk dieses Thema bislang nicht in den Mittelpunkt seiner Predigten gestellt.

In der Reihe vor ihm seufzten einige ältere Frauen herzergreifend um die Wette.

Offenbar Grund genug für Priester Brandwerk, seine Mundwinkel wieder dem freien Fall heimzugeben. »Bereuen wir, sühnen wir.« Er legte eine Bereu- und Sühnpause ein. Sein Blick irrlichterte zur Seite, zu einem Mann, der abseits im Schatten des Kirchenschiffganges stand, der Alarik erst jetzt auffiel. Unter einem einfachen Umhang glitzerte eine mit goldenen Fäden verzierte Robe hervor, deren Kapuze er weit über den Kopf gezogen hatte. Alarik blickte genauer hin. Sein Antlitz war kaum zu erkennen, und doch ... hatte er es schon einmal gesehen. Er vergaß kein Gesicht. Ihm wurde warm und kalt zugleich. Aus einer kaum genutzten Ecke seines Verstandes kroch ihm der Name dieses Mannes langsam ins Bewusstsein. Bischof Tormut von Braunstein aus Mühlwehr. Warum gab sich Seine Exzellenz, das Oberhaupt der Diözese, die Ehre, dem Gottesdienst in Quellfels beizuwohnen? Und warum tat er dies nahezu im Verborgenen, anstatt mit stolz geschwellter Mitra vor die Gemeinde zu treten? In diesem Augenblick nickte der Bischof dem Priester zu. Ein Nicken, das weder Zustimmung noch Aufmunterung andeutete, sondern befahligte.

Auch Weibsbild war die stumme Verständigung der beiden aufgefallen. Ihr frostiges Flüstern verursachte bei Alarik eine Gänsehaut. »Was in Gottes Namen geschieht hier?«

Mit einem leichten Zittern in der Stimme begann Brandwerk seinen nächsten Satz. »Und ... wir können noch sehr viel mehr tun.« Mit der folgenden Bewegung zog er einen langen Gegenstand aus dem Talar. Ein Pergament. Geschickt hielt es der Priester so vor die Kanzelwand, dass es sich von allein nach unten aufrollte und ein nahezu lebensgroßes Bild offenbarte. Entsetzen waberte durch die Kirche. Wie gebannt starrte die Glaubensgemeinde auf die Darstellung. Es war ein Abbild der Hölle! Ein

Ungetüm mit Hörnern auf dem Schädel und gelben Augen grinste aus seiner roten Fratze widerwärtig zu ihnen herab. In der Klaue hielt es einen glühenden Speiß, mit dem es die armen Seelen vor ihm quälte. Die Gepeinigten wanden sich im Fegefeuer, schrien und heulten mit verzerrten Gesichtern.

Die Menschen in der Kirche erschrakten, bekreuzigten sich hektisch, manche begannen zu weinen. Der Teufel höchstpersönlich gewährte einen Einblick in sein feuriges Reich voller Qualen.

Mitten in den Schmerz fuhr der Priester mit schneidender Präzision fort. »Schauen wir nicht nur auf uns selbst, sondern auch auf jene, die ihrer Sünden wegen im Fegefeuer schmoren. Schwelgen wir zurück zu den Liebsten, die schon von uns gegangen sind. Mutter, Vater, Großmutter, Großvater – unsere Ahnen, auch sie sind nicht frei von Sünde. Schenken wir Ihnen Linderung, Trost und Hoffnung!« Seine Stimme kippte ins Schrilte. »Der Ablass erlöst sie von den Qualen im Fegefeuer, er weist den Weg aus der Dunkelheit der Hölle hin zum himmlischen Licht.«

Neben Alarik mahlte Weibsbild unentwegt mit dem Unterkiefer. Es war offensichtlich: Der Vortrag missfiel ihr – und zwar gehörig. Schon stieß sie ein empörtes Schnaufen aus.

Brandwerks strafender Blick streifte sie, bevor er weiterpredigte. »Durch den Ablass befreien wir nicht nur uns, sondern auch unsere Ahnen von der Last der Hölle. In höchster Not stehen wir unseren Liebsten bei, ebnen ihnen den Weg zum längst verloren geglaubten Licht.«

»Unerhört!«, murmelte Weibsbild neben ihm.

Währenddessen war Irmel auf seiner anderen Seite vor Erschöpfung eingeschlafen. Dies war das Beste, was ihr passieren konnte. In ihres Vaters beschützendem Arm. Doch wie lange konnte er sie noch behüten? Gegen die schleichende Fäulnis war er machtlos.

Des Priesters Stimme schallte durchs Kirchenschiff. »Nur der Ablass schenkt Linderung. Sowie Hoffnung und Liebe! Es liegt an euch, daher greift tief in den Geldbeutel, denn nur unser Mitgefühl, nur unsere Großzügigkeit führt ihre Seelen hinauf zum ewigen Licht. Und auch uns wird die Gnade Gottes erfüllen. Alles, was ihr dafür tun müsst, besteht darin, einen Ablassbrief zu kaufen. Heute geben wir welche zu drei und zehn Silbergroschen aus. Damit die göttliche Barmherzigkeit auch ja den rechtmäßigen Büßern zugutekommt, sind die Briefe mit dem kirchlichen Siegel versehen und werden um euren Namen ergänzt.«

»Mit einer solch unverhohlenen Geschäftemacherei hat Gott nichts zu tun«, flüsterte Weibsbild laut. »*Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte.* Niemand muss Gott für seine Vergebung bestechen.«

Der Priester hatte Weibsbilds Worte vernommen und warf erneut einen Blick auf sie – wie ein Wurfgeschoss kam er angeflogen und bohrte sich in ihre Stirn. Sie zuckte nicht mit der Wimper und richtete sich auf.

Brandwerk ging nicht weiter darauf ein, sondern fuhr mit seiner Predigt fort. »Beten wir gemeinsam das Vaterunser.« Damit erstickte er geschickt jede weitere Widerrede. Die Gläubigen erhoben sich, auch Irmel stellte sich mit einem Stöhnen auf ihre wackeligen Beine. Vor dem »und führe uns nicht in Versuchung« musste sie sich vor lauter Erschöpfung wieder setzen.

»Sie ist krank«, murmelte Alarik entschuldigend in Richtung Priester, doch der schien entschlossen, alles zu ignorieren, was von dieser Bank kam.

Das Amen klang wie eine Erlösung. Zu guter Letzt endete der Gottesdienst. Eine lange Schlange bildete sich vor dem Tisch am Kirchengang, wo zwei Helfer die Ablassbriefe feilboten. Mit feiner Schrift auf feinem Papier war der Inhalt bereits vorgegeben – in Latein, der Sprache der Kirche und der Gelehrten. Er selbst konnte es nicht lesen. Keine Handvoll Menschen in Quellfels war dessen mächtig, und da zählte Alarik die beiden anwesenden Geistlichen bereits mit. Die Helfer kassierten wahre Unsummen und trugen feierlich mit Feder und Tinte die Namen der Käufer in die Dokumente ein. Zum Schluss drückten sie das kirchliche Siegel in das gesegnete Wachs.

Zielstrebig marschierte Weibsbild an den anstehenden Menschen vorbei zum Rand des Tisches.

»He, nicht vordrängeln!«, meckerte eine rotwangige Bäuerin.

»Ich möchte keinen Ablass erwerben«, entgegnete sie, ließ die Frau stehen und beugte sich über den Tisch. Während sie die Pergamente betrachtete, zuckten ihre Augen einige Male von rechts nach links und wieder zurück. Mit einem Zischen deutete Weibsbild auf den linken Stapel. »Was für eine Farce. Mit diesem Schriftstück könnt Ihr Euch sogar von zukünftigen Sünden freikaufen. Mit aufrichtiger Reue hat dies nichts zu tun.«

Alarik wusste nicht, was er von ihrer Aufmüpfigkeit halten sollte. Und noch mehr erstaunte ihn, dass sie Latein lesen konnte.

Ebenso schien es dem Mann zu gehen, der plötzlich neben ihr stand – Bischof Tormut von Braunstein, das Gesicht noch immer unter der Kapuze versteckt. Direkt hinter ihm baute sich ein stiernackiger Krieger auf, der nicht

einmal in der Kirche seine Waffen abgelegt hatte. Wie Ackerfurchen durchzogen zwei Narben dessen Wangen – wulstige Streifen von der Nasenwurzel bis zum Kinn – auffällig ähnlich auf beiden Gesichtshälften. Mit arroganter Gleichgültigkeit warf der Leibwächter des Bischofs Alarik einen Blick zu. Der Bischof hingegen konnte weder seine Verärgerung noch Verwunderung verhehlen. Er riss die Augen auf, nur um sie gleich wieder zu Schlitzen zu verengen. »Sagt, wer seid Ihr?«, knarzte er in Richtung Weibsbild.

Alarik hielt den Atem an – es kam, wie es kommen musste: Der hohe Geistliche fühlte sich herausgefordert, stellte die Fremde doch unverhohlen das Geschäftsgebaren der Kirche in Frage. Und wer sich mit der Kirche anlegte, stritt mit Gott. Was wiederum als Ketzerei galt und schnell auf dem Scheiterhaufen enden konnte.

Weibsbild fühlte sich nicht angesprochen, jedenfalls tat sie so. Glücklicherweise schien sie inzwischen begriffen zu haben, dass sie mit ihrem Verhalten nichts als Ungemach für sich und Alariks Familie heraufbeschwor. Ohne zu antworten, drängelte sie sich gegen den Strom der anstehenden Menschen in Richtung Kirchenausgang.

Von Braunstein warf dem stiernackigen Narbengesicht einen Blick zu. Der griff sofort Alariks Schultern und schob ihn grob in den Nebengang.

Der Kopf des Bischofs kam ihm ganz nahe. »Du hast neben ihr gesessen. Wer ist diese Frau?«

»Verzeiht Hochwürden, ich kenne ihren Namen nicht«, antwortete er wahrheitsgemäß.

Bischof Tormut von Braunstein packte Alarik am Arm. »Die Worte dieses Weibes klingen ketzerisch. Ich weiß einen passenden Ort für gottlose Dahergelaufene. Und für Lügner.«

Zieh dir diesen Schuh nicht an, ermahnte sich der Buchfeller und schaffte es, unbekümmert mit den Schultern zu zucken. Obgleich es ihn ärgerte, dass der Bischof Weibsbild ketzerisch nannte, wo sie doch lediglich die Bibel zitiert hatte.

Schmallippig musterte der Bischof Alarik. »Ich behalte dich im Auge. Falls du diese vom wahren Glauben Abtrünnige wiedersehen solltest, richte ihr aus, dass ich einen derartigen Frevel in meinem Bistum keinesfalls dulde. Der Ablass ist ein Segen für uns arme Sünder.« Mit diesen Worten ließ er ihn los.

Alarik nickte. »Ganz recht. Verzeiht! Ich muss mich schleunigst um meine

kranke Tochter kümmern.« Er ging zu Irmel, die sich zwischen Hedwig und Stanzi kaum noch auf den Beinen halten konnte, und nahm sie auf den Arm. Ihr Körper fühlte sich immer noch heiß, schwach und weich an. Von dem fröhlichen, aufgeweckten Mädchen war nichts mehr übrig. Der finstere Blick des Bischofs gehörte zu den geringeren Sorgen, die auf Alarik lasteten.

Ein Stück abseits der Kirche wartete Weibsbild. Auf dem Weg zurück zum Pferdewagen schimpfte sie: »Was für ein Betrug. In Wahrheit ist dieser Ablasshandel Teufelswerk. Niemand kann sich mir nichts dir nichts von seinen Sünden freikaufen. Gott droht nicht mit Zorn, Strafe und endlosem Leid. Im Gegenteil, er ist Liebe und Vergebung.«

»Mit Liebe und Vergebung lassen sich keine Ablässe verkaufen«, fasste Alarik es zusammen. »Du kannst tatsächlich Latein lesen!« Er konnte sein Erstaunen nicht verbergen.

»Das habe ich selbst eben erst herausgefunden – die Bedeutung der Buchstaben sprang mir in den Sinn.«

»Es gibt nicht viele Frauen in diesem Land, die die lateinische Sprache beherrschen. Eine davon hat heute versucht, die Vorgehensweise der Kirche in Frage zu stellen. Und das bei keinem Geringeren als dem Bischof höchstpersönlich.«

Weibsbild riss die Augen auf. »Der Bischof?«

»Ja, Bischof Tormut von Braunstein aus Mühlwehr.«

»Wieso gibt er sich nicht zu erkennen, sondern bleibt im Verborgenen? Ein Grund mehr, ihm zu misstrauen.«

Hedwig fuhr sie an. »Haltet den Mund! Dann ist es ja noch viel schlimmer, als ich dachte. Ihr legt Euch mit dem mächtigen Bischof an und bringt unsere Familie in Verruf. Als hätten wir nicht schon genug Sorgen.«

Alle Blicke richteten sich auf Irmel, die auf die Ladefläche gebettet worden war.

»Du hast recht, Hedwig. Mein Verhalten in der Kirche war ein Fehler«, sagte Weibsbild bedrückt. »Ich bringe euch in noch mehr Schwierigkeiten, als ihr ohnehin schon habt. Vergebt mir.«

Daraufhin schwieg seine älteste Tochter. Alarik wusste, dass die Reue des ungebetenen Gastes sie keineswegs befriedete. Und das zu Recht. Auch er selbst haderte mit seiner Entscheidung, die Fremde auf dem Hof aufgenommen zu haben. Zwar hatte Weibsbild es nicht beabsichtigt, doch sie hatte einen Bischof gegen die Familie Rubensaal aufgebracht. Das war unverzeihlich.

Weibsbild schien die schwelenden Vorbehalte zu spüren. »Bitte lasst mich noch bis Donnerstag bei euch bleiben, dann werde ich euch verlassen.«

Die Stille signalisierte Einverständnis. Und sie drückte auf Alariks Gemüt, während sie zum Hof zurückfuhren.

Bis Donnerstag also, dann verschwindet sie. Besser so. Dieser Gedanke kreiste in seinem Kopf.

Noch etwas anderes rumorte in ihm und schien ihm mitteilen zu wollen, dass es ein Fehler war, Weibsbild gehen zu lassen. Doch dem Buchfeller fehlte die Kraft, einen klaren Gedanken zu fassen, diesen in Worte zu kleiden und ihn auszusprechen.

Die Entscheidung war gefallen: Spätestens Donnerstag wird Weibsbild wieder aus seinem Leben treten.

6 Ums Leben

Was hatte er sich dabei gedacht? Frei und fröhlich war Tuni bei bestem Sonnenschein vom Anwesen des Ritters losgezogen und nun, einen halben Tag später, blies ihm frisch und frostig das Unwetter um die Ohren. Nass bis auf die Haut machte die wiedergewonnene Freiheit schlichtweg keinen Spaß. Stürmischer Regen ließ sich am besten unter einem schützenden Dach vor dem Kamin ertragen.

Seine Schuhe patschten durch die Pfützen, die sich schneller bildeten, als er sie umgehen konnte. Seine Zehen klirrten vor Kälte, Wasser tropfte ihm von der Nase, das vollgesogene Lederwams wog etwa so viel wie der Ochse, von dem das Leder stammte. Dieses Übermaß an Feuchtigkeit tat weder seiner Laune noch seiner Laute gut. Immerhin hatte er Letztere vorsorglich in ein geöltes Tuch eingewickelt.

Platsch! Wieder versank sein Fuß bis zum Knöchel im Matsch. Wollte ihm das Schicksal einen Wink geben, indem es ihm diese Fluten entgegenschleuderte? Wollte es, dass er umdrehte, den Ritter um Vergebung anflehte und Stiefel putzte, bis er alt und tattrig war? Nein, selbst vollends durchnässt ließ er sich so leicht nicht weichklopfen. Stirnrunzelnd betrachtete er den Himmel. Eine pechschwarze Daunendecke hatte sich dort oben ausgebreitet, den Stand der Sonne konnte er nicht einmal mehr erahnen. Die Straßen waren wie leergefegt, keine Menschenseele trotzte mehr den Naturgewalten, vermutlich hatten alle anderen Wanderer und Reiseleute bereits einen Unterschlupf aufgesucht.

Prompt schlug Schlauberger in die gleiche Kerbe: *Was hast du dir dabei gedacht? Bei dem Dreckswetter könntest du bei Beata in der Küche sitzen und einen heißen Minztee mit ein paar Tropfen Rübensaft schlürfen.*

»Lass mich in Ruhe!«, schimpfte Tuni laut und legte trotzig einen Zahn zu.

Die Straße führte um eine Felsformation herum, hinter der, soweit er es durch den Regenschleier hindurch beurteilen konnte, etliche Fichten in die Höhe schossen. Erleichterung durchströmte Tuni, denn das Wäldchen versprach zumindest etwas Schutz. Er verließ den Weg und stromerte durch das Nadelgeäst tiefer in das Dickicht, wohinein längst nicht so viel Regen drang. An einigen Stellen war der Waldboden sogar noch trocken. Auch der Wind war kaum zu spüren, obgleich er ihn umso lauter in den Wipfeln rauschen hörte. Er nahm den Wanderhut vom Kopf und wrang ihn aus wie

einen nassen Schwamm.

Gerade als er sich ein Plätzchen zum Ausruhen suchen wollte, vernahm er eine Stimme. »Wen hat der Sturm denn da zu uns gepustet?«

Der Schreck fuhr Tuni in die Glieder – für einen Moment wurde ihm sogar warm.

Vor ihm stand ein breiter Schemen. »Zeigt euch, Männer!«

Weitere Schatten bauten sich zu beiden Seiten des Wortführers auf. Ohne Details in den Gesichtern wahrzunehmen, spürte er dennoch, dass sie ihn allesamt grimmig durch die Dunkelheit hindurch anstierten. Schon an den heruntergekommenen Silhouetten erkannte Tuni, dass es sich weder um ehrenhafte Geschäftsleute noch um seriöse Ritter handelte. Oder umgekehrt.

Au Backe. Da bist du ja geradewegs vom Regen in die Traufe gestolpert, stellte Schlauberger nicht ohne Genugtuung fest – als ob das helfen würde.

»Ich heiße Graubert, und das sind meine Getreuen.« Sein Arm machte die passende Geste. »Willkommen.«

Die Traufe bestand aus einer vielköpfigen Räuberbande, die ihn zähneknirschend umringte.

Ein dürrer Kerl mit Fistelstimme meinte: »Er ist bestimmt reich und hat die Taschen voller Gold.«

»Nur ein Trottel verirrt sich mutterseelenallein in den *Fuchsficht*. Und Trottel strotzen selten vor Reichtum«, erklärte Graubert. »Heraus mit der Sprache, was führt dich in unser Revier?«

»Ich bin Tuni, ein armer Wandersmann, der Schutz vor dem Unwetter sucht.«

»Das Wort *armer* gefällt mir überhaupt nicht«, meckerte der Dürre. »Sag, was bringst du uns als Gastgeschenk mit?«

»Alles, was ich besitze, trage ich bei mir. Es ist nicht viel, nur zwei Silber Groschen und ein rostiges Messer.«

»Das ist alles? Das bedeutet also, du bringst nicht einmal ein ordentliches Lösegeld ein.«

Wenn sich der Wert eines Mannes an der Höhe des Lösegeldes orientierte, das für ihn bezahlt werden würde, rangierte Tuni zwischen einer Legehennen und einem Hausschwein. Diesen Gedanken behielt er jedoch für sich.

»Und was ist mit deiner Kleidung? Ich bräuchte ein paar neue Schuhe«, fistelte der Dürre und starrte auf Tunis Füße.

Der arme Wandersmann wurde noch blasser. Die meinten es offenbar ernst.

»Nun lasst ihn erst einmal ankommen«, sagte der Anführer. »Schröpfen können wir ihn später immer noch.«

Wie wahr! Etwas Hartes, Spitzes pikste Tuni in den Rücken und erinnerte ihn daran, dass an Wegrennen nicht zu denken war. Die Waffe gehörte zu einem kleinwüchsigen Mann, der jedoch nur aus Muskeln zu bestehen schien. Sein gedrungener Körper erinnerte an einen Kampfhund. »Mein Schwert möge den Herrn erinnern, dass ein Fluchtversuch erheblichen körperlichen Schaden mit sich brächte.«

Eine schlichte Bedrohung schön ausgedrückt. Wenn das Schwert ähnlich geschliffen war, wie seine Ausdrucksweise, sollte Tuni wohl und übel die Gastfreundschaft dieser Bande in Kauf nehmen. Hätte er doch besser an der Kreuzung den Weg in Richtung Kcrf eingeschlagen.

Der Knubbelkerl hinter ihm begann ihn abzutasten. Mit geübten Fingern zog er ihm das Messer aus dem Gürtel und warf einen Blick in seine Gürteltasche. »Feuerstein, Zunder, Kamm, Würfel, Schlüssel, Dörrfleisch. Die Ausbeute lässt durchaus Raum für Wünsche offen.«

»Der Schlüssel führt bestimmt zu einer Schatzkammer voller Gold«, fustelte der Dürre und sah ihn erwartungsvoll an. Zumindest tat er so.

»Der Schlüssel hat nur einen symbolischen Wert. Er gehört zu meinem Elternhaus, das ich schon vor langer Zeit verlassen habe«, erklärte Tuni.

»Was trägt der Herr über dem Rücken?«

»Nur ein Instrument«, antwortete er.

Der Mann entriss ihm das Öltuchbündel, dabei fiel es auf den Boden. *Boiiiiing* schalte es vielstimmig durch den *Fuchsficht*.

»Meine Laute«, rief Tuni erschrocken, bückte sich und griff danach. Der Räuber ließ ihn gewähren.

Der Dürre schubste ihn vorwärts. »Ja, nimm das Ding ruhig mit, vielleicht können wir es zu Geld machen. Wir bringen dich erst mal in unser Lager.«

Es dauerte nicht lange, bis sie eine kleine Feuerstelle in einem aus Fichtenzweigen erbärmlich zusammengezimmerten Unterstand erreichten. Eine Gestalt mit einer Öllaterne in der Hand trat den Ankömmlingen entgegen. Mit einem Zungenschnalzen hielt sie diese Tuni direkt vor die Nase, sodass er geblendet blinzelte.

»Ein Besucher! Wie nett«, ertönte eine Frauenstimme.

»Leider kein fetter Fang, Brunhild, meine Liebe«, erklärte Graubert und drückte ihr einen Kuss auf die Wange. »Nur zwei Silber Groschen trägt er bei sich.«

»Dann kann ich ihm also die Kehle durchschneiden«, fragte die Liebe beiläufig.

»Noch nicht.«

»Er kennt jetzt unser Lager.«

»Morgen verschwinden wir ohnehin aus diesem Dreckswald.«

»Er kennt unsere Gesichter.«

»Das stimmt allerdings.« Graubert strich sich über seinen Spitzbart.

Tuni beeilte sich zu versichern: »Hier in diesem Wald ist es die ganze Zeit schon so finster, dass ich keinen von euch erkennen kann. Bei der Dunkelheit kann ich ja noch nicht einmal meine eigenen Gedanken sehen.«

Brunhild wickelte sich eine ihrer Locken um den Zeigefinger und kickste. »Schade um ihn, er ist witzig.«

»Und ... seid versichert, ich kann schweigen wie ein Grab«, fuhr Tuni fort. Er hielt sich eine Hand flach vor die Augen und die andere über den Mund.

»Und an Gesichter konnte ich mich noch nie gut erinnern. Einmal da habe ich doch glatt vergessen, wie ...«

»SCHNAUZE, du Trottel! Glaube mir, dein Grab schweigt besser«, verkündete der Dürre.

»Bindet mir die Augen zu, dann bleibt garantiert alles im Dunkeln«, schlug er vor.

»Setz dich hin und sei still«, wies ihn der Anführer an.

Tuni nahm die Hände wieder runter und ließ sich mit der Laute auf dem Schoß nieder.

»Was hält er in den Händen?«, fragte Brunhild.

»Eine Laute«, erklärte Graubert.

»Ist darin wirklich nur eine dusselige Klampfe? Oder verbirgst du etwas vor uns?«, fragte der Dürre.

»Nein, nein – nur meine Laute.« Behutsam wickelte er das Öltuch auf.

Der Dürre riss ihm das Musikinstrument aus den Armen und drehte es im Lampenschein hin und her. »Uralte und zerkratzt. Dafür kriegen wir nicht einmal einen ganzen Silber Groschen.«

»Eher weniger«, bestätigte Tuni.

»Was für ein Fang!«, meinte Brunhild. »Kannst du dem alten Ding überhaupt noch vernünftige Töne entlocken?«

Er nickte.

»Bevor wir ihn töten, soll er uns noch etwas vorspielen. Ich mag Musik«, verkündete Brunhild.

»Das wird bestimmt ein trauriges Lied«, vermutete Graubert.

Seine Angst überwindend fragte Tuni: »Ich ... ich mache euch einen Vorschlag. Ich komponiere ein Meisterwerk nur für euch – und dafür lasst ihr mich am Leben. Was haltet ihr davon?«

»Ein Leben für ein blödes Lied?«, meckerte der Dürre. »Soll ich ihm das Maul stopfen?«

»Das ist keine gute Idee, dann kann ich nicht mehr singen.«

»Singen will er auch noch«, meckerte der Dürre.

»Ich würde mir sein Lied gern anhören, zumal ich bei dem Sauwetter nichts anderes vorhabe«, erklärte Brunhild. »Leg los, Barde.« Sie hielt ihm die Laute hin.

Mit zittrigen Händen griff Tuni danach und hielt sie sich vor den Bauch. Pling! Peng! Plung! Drei schiefe Töne entschlüpften dem Instrument.

»Grässlich – der hat keine Ahnung von Musik«, schimpfte der Dürre.

Dieser miesepetrige Kerl schien Tuni der Schlimmste von allen zu sein. Ob er früher zu wenig in den Arm genommen worden war? »Verzeiht! Durch den Sturz haben sich die Saiten gelockert. Ich muss die Laute kurz stimmen, nur einen Moment.« *Plaoing! Pliong!* Tuni betätigte die Drehknöpfe.

Der Dürre schnaubte ungeduldig. »Wird's bald?«

»Ja, ich bin jetzt so weit«, sagte Tuni.

»Dann fang endlich an!«, forderte Brunhild.

»Und wenn mich jemand hört? Dies ist eine laute Laute.«

Brunhild prustete los. »Er hat so was Unschuldiges und Naives an sich.«

Tuni nickte eifrig.

»So naiv, dass er uns verrät, ohne es zu wollen.«

Tuni schüttelte eifrig den Kopf.

»Wenn du nicht auf der Stelle loslegst, erlaube ich Brunhild, dir die Finger abzuschneiden«, drohte Graubert.

»Sofort!« Tunis schluckte, obwohl sich sein Mund staubtrocken anfühlte. Diese Räuberbande konnte er nur schwer einschätzen, doch eines war sicher: Die Männer und Frauen hatten wenig zu verlieren, und das machte sie gefährlich. Und je mehr sie auf dem Kerbholz hatten, desto dringlicher wurden sie gesucht, und desto eher würden sie ihn töten. Er wischte die unliebsamen Gedanken beiseite und konzentrierte sich auf die Musik. Für den Anfang zupfte Tuni lediglich an der dünnsten Saite ganz unten, die nur einmal vorhanden war. Die anderen fünf Saitenpaare ließ er zunächst außer Acht. Hohe Töne erklangen, einleitend spielte er die kleine Weise, die ihn

seit dem Morgen gedanklich begleitete. Zugleich wirbelten ihm erste Textfragmente durch den Kopf. Als die wachsende Ungeduld der Diebesbande kaum noch zu ertragen war, schlug er rhythmisch die restlichen Saiten an, behielt jedoch das Motiv der Weise bei. Während andere Musikanten mit Hilfe eines Federkiels spielten, fuhr Tuni sanft mit den Fingerkuppen darüber, wodurch die Töne weicher und lieblicher klangen. Seine linke Hand huschte den Instrumentenhals hinauf und hinunter, liebte die Bünde, die Melodie tanzte im Kreis, die Harmonie umschmeichelte Geist und Seele. Die Räuber erstarrten. Selbst die Bäume stellten ihr Rauschen ein und schienen zu lauschen. Nun begann Tuni zu seinem Spiel zu singen. Der Klang seiner hellen, reinen Stimme schien den dunklen Wald zu erleuchten.

*»Im Fuchsficht tief und düster,
lauscht dem Furchtgeflüster,
bekannt im ganzen Land,
haust Grauberts kühne Band'.*

*Sie schneiden durch die Kehlen,
rauben Gold und Seelen,
Ums Leben müsst ihr bangen,
denn niemand kann sie fangen.*

*Im Fuchsficht tief und düster,
lauscht dem Furchtgeflüster,
Brunhilds und Grauberts Liebe,
inmitten der tapfren Diebe.«*

Vorsichtig linste Tuni umher. Sämtliche Bandenmitglieder schienen ganz Ohr. Der Knubbelige hatte sein Schwert weggesteckt und keiner richtete eine Waffe auf ihn. Schon meldete sich Schlauberger zu Wort: *Wenn du überleben willst, dann nutze in der nächsten Strophe die Gelegenheit zur Flucht – klemme dir die Laute unter den Arm und verschwinde so schnell du kannst in die Finsternis.*

So war er nun mal, der Schlauberger. Schlimm, dass seine Ansicht meistens eine Lösungsmöglichkeit darstellte, die nicht so einfach von der Hand zu weisen war.

Tuni wiederholte die Melodie auf seinem Instrument, um dann wieder einzustimmen:

*»In Einsamkeit ganz ohne Scheu,
schwören sie sich ew'ge Treu,
Haut an Haut und Herz an Herz,
Eine Liebe, nicht ohne Schmerz.
Doch ungebrochen, frei und wild,
Graubert und die hold' Brunhild.*

*Im Fuchsficht tief und düster,
lauscht dem Lieb'geflüster.«*

Sanft ließ er Gesang und Lautenspiel ausklingen. Tiefe Stille legte sich über den Wald, selbst der Regen schien seinen nassen Atem anzuhalten, als hoffte er auf eine Zugabe. Trotz seiner prekären Lage verspürte Tuni Stolz in sich aufsteigen, denn sein Auftritt fühlte sich gelungen an.

Und tatsächlich – seine spontane Komposition ließ verzauberte Zuhörer zurück. Die harten Halunken applaudierten, einige jauchzten sogar.

Als das Handgeklapper verklang, fand Brunhild als Erste lobende Worte. »Verflucht, war das schön. Schon verspüre ich Sehnsucht nach der Melodie.« Sie wischte sich mit dem Ärmel über die Augen. »Und *hold* hat mich schon lange keiner mehr gerufen.«

Der Dürre knurrte: »Um seine Haut zu retten, hätte der dich auch als jungfräuliche Prinzessin besungen.«

»Werde bloß nicht frech, Kobo!« Warnend blitzten ihre Augen im Dunkeln.

»Schon gut, schon gut«, besänftigte er sie. »Musizieren kann der Jodelkauz, das muss ich ihm lassen. Ich nehme ihm aber übel, dass ich nirgendwo in dem Lied vorkam.«

»Obgleich er uns erst seit kurzem kennt«, sagte Graubert, »weiß er schon unsere Arbeit zu schätzen.«

»Und unsere Liebe«, seufzte Brunhild.

Kobo knurrte: »Ich könnte wetten, dass er mittendrin überlegt hat wegzulaufen.«

»Aber er hat sein Liedchen brav zu Ende gesungen. Und was für ein schönes«, sagte Brunhild.

»Wir alle wissen, Kobo, du hättest kein Dutzend Schritte gebraucht, um ihn wieder einzufangen.«

»Kein halbes Dutzend.«

Merk dir das, Schlauberger, dachte Tuni und war froh, auf sein Bauchgefühl gehört und keinen Fluchtversuch gestartet zu haben. Nun sollte er das Eisen schmieden, solange es heiß war. »Ich könnte noch mehr für euch tun.«

»Da bin ich aber neugierig«, sagte Graubert und ließ seine Fingerknochen knacken.

»Es wird euch gefallen. Ich vermag euch im ganzen Reich berühmt zu machen, indem ich eure Heldentaten besinge. Für alle Ewigkeit halte ich sie in löblichen Liedern fest. Meine Melodien und Texte vergisst so schnell keiner«, versprach Tuni. »Stellt euch vor, wie die Menschen eure Lieder singen.« Er schnitt ganz schön auf, doch wenn es um die eigene Existenz ging, musste er klotzen und nicht kleckern.

»Löbliche Lieder«, wiederholte Brunhild und gluckste.

»Das mag sein, doch dafür müssen wir dich am Leben lassen«, erkannte Graubert.

»Das würde bei unserem Vorhaben bestimmt helfen«, stimmte Tuni dem Anführer zu.

»Was meinst du, Brunhild?«

Die Frau ließ nicht lange auf eine Antwort warten. »Der Barde ist ein Schlitzohr, ein größeres sogar als jeder Einzelne von uns, doch er ist zweifelsohne auch ein Genie.«

Tuni horchte auf. Hatte er nicht gerade erst den Pfad des Genies verlassen, um den eines Helden einzuschlagen?

»Und schöne Haare hat er«, fuhr Brunhild fort. »Ich finde, nach dieser Darbietung wäre es nicht rechtens, ihn zu töten.«

»Wir sind fiese, gemeine Geächtete! Seit wann tun wir etwas, das rechtens ist?«, schnaubte der Dürre. »Wir können ihn nicht gehen lassen.« Er presste seine buschigen schwarzen Augenbrauen zusammen.

»Dem will ich nicht widersprechen«, sagte Graubert. »Doch zugleich bin ich ganz Brunhilds Meinung. Er hat sich unseren Respekt verdient. Lassen wir ihn erst einmal am Leben.«

»Was höre ich da?«, meckerte der Dürre. »Soll er etwa mit uns ziehen?«

Graubert riss die Augen auf. »Mensch Kobo, das ist eine hervorragende Idee. Damit schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe. Der Barde behält

seinen Kopf und darf uns eine Weile begleiten. Wie soll er sonst auch die Kunde von *Grauberts Band'* verbreiten?«

Der Dürre schwieg, seiner Miene nach zu urteilen, knabberte er an dem Lob.

Zufrieden fasste Graubert zusammen: »Morgen früh verschwinden wir aus dem *Fuchsficht*, bevor unsere Verfolger auf den Gedanken kommen, das Wäldchen zu durchkämmen.«

Brunhild erhob sich. »Damit unser Frischling es sich nicht anders überlegt und einfach verschwindet, behalte ich seine Laute.«

»Dann haut er eben ohne das Ding ab«, meinte der Dürre.

»Hast du ihn eben nicht erlebt? Niemals wird er uns ohne Laute verlassen«, war sich Brunhild sicher. »Aber wenn du unbedingt willst, kannst du ihn zusätzlich noch fesseln.«

»Unbedingt!« Kobo griff nach einem Strick und band Tuni die Hände auf den Rücken. »Glück gehabt, Jodelkauz. Wenn es nach mir ginge, würde ich dir nach wie vor dein Goldkehlchen durchschneiden«, knurrte er und machte dazu die passende Handbewegung quer über den Hals.

Zum Glück geht es aber nicht nach dir, dachte Tuni und enthielt sich jeglichen Kommentars. Einerseits genoss er die Erleichterung, die ihn erfasste, weil er fürs Erste den Kopf aus der Schlinge gezogen hatte. Andererseits durfte er nicht seines Weges gehen, sondern gehörte nun zu einer Bande von Strolchen. Nein, schlimmer: zu einer gesuchten Räuberbande, schließlich hatte Graubert von Verfolgern gesprochen. So richtig gefallen wollte ihm das nicht. Und Schlauberger schon gar nicht. Der nutzte jede Gelegenheit, um ihn auf seine prekäre Lage aufmerksam zu machen. Im Zweifelsfall war ein Räuber einem Helden ein deutliches Stück näher als ein Stiefeleinfetter. Der Weg zum Helden war nun mal steinig – wahres Heldentum fiel einem nicht in den Schoß, geschenkt bekommen wollte er nichts. Doch bei der ersten Gelegenheit würde er diesem Leben entfliehen. Er wollte nicht am Strick oder unterm Henkersbeil enden. Zum Glück war er schlau, jedenfalls gewiefter als die Bande, die seine silberne Reserve in den Stiefeln nicht entdeckt hatte. Wenn man die beiden Absätze zur Seite drehte, offenbarte sich ein Hohlraum. Dort hatte er jeweils vier Silber Groschen versteckt.

7 Menschenwürde

Noch zwei Tage verblieben Weibsbild auf dem Hof des Buchfellers, bevor sie am Donnerstag früh aufbrechen und entweder ihr altes Leben finden oder ein neues beginnen würde. Sie hatte beschlossen, nach Nordwesten zu marschieren, aus dem einfachen Grund, weil im Nordosten die Hauptstadt Mühlwehr lag, in der Bischof Tormut von Braunstein residierte. Ein Gefühl riet ihr, so viel Abstand wie nur möglich zwischen sich und diesen Mann zu bringen.

Zunächst jedoch schlugen ganz andere Sorgen über ihrem Kopf zusammen. Irmels Zustand verschlechterte sich zusehends. Weibsbild konnte regelrecht mitfühlen, wie das Leben aus dem kleinen Körper entwich. Das Mädchen bekam die Augen kaum noch auf, sie schien sogar zu schwach, um zu stöhnen. Immer wenn sie kurz zu Bewusstsein kam, flößte eine ihrer Schwestern ihr ein Schlückchen Wasser ein.

Noch vor Sonnenaufgang war Alarik in die Stadt gefahren, um den Medikus zu holen. Mehr konnte der besorgte Vater im Moment nicht tun.

Hedwig saß in sich zusammengesunken am Tisch. Ihre Angriffslust war verschwunden, tiefe Resignation schien sie zu lähmen. Stanzi hatte geweint, sie rieb sich ihre roten Augen trocken, bevor sie mit einem feuchten Tuch die heiße Stirn ihrer Schwester abtupfte.

Als sie den Pferdewagen vorfahren hörte, überkam Weibsbild eine Welle der Erleichterung, die zugleich bedrohlich wirkte. Wenige Augenblicke später riss Alarik die Tür auf und stürzte direkt an Irmels Bett. Ein paar Schritte hinter ihm folgte Medikus Klagreich mit einem Holzkasten in der Hand. Er nickte ihnen zu und schlurfte dann zu dem kranken Mädchen. Mit finsterer Miene stellte er den Kasten neben ihrer Schlafstätte ab und beugte sich über sie. Die Kleine lag regungslos da und bekam in ihrer Erschöpfung nichts von dem Besuch mit. Der Medikus legte ihr eine Hand auf die Stirn und murmelte das, was alle bereits wussten. »Sie glüht!« Als Nächstes inspizierte er den Verband. Erst vor wenigen Stunden hatte Stanzi diesen gewechselt, und schon war er wieder von Blut und Eiter durchtränkt. Klagreich zog ein kleines Messer mit einer schmalen, spitzen Klinge aus seinem Ledergürtel. Der Schreck fuhr ihr in die Glieder, die Erkenntnis traf sie wie ein Schlag ins Gesicht: Solche Instrumente benutzten Heilkundige zum Aderlass.

Sie spürte, wie sich ihre Nackenhaare sträubten – mit allen Mitteln würde

sie verhindern, dass der alte Quacksalber das Mädchen in diesem Zustand bluten ließ.

Doch der Medikus schnitt lediglich den Verband auf. Fäulnisgeruch stieg Weibsbild in die Nase – auch der kam ihr sonderbar vertraut vor. Die Familienmitglieder mussten sich sichtlich zum Hinschauen zwingen. Dieser geschwollene, blaugraue Klumpen Fleisch war kaum noch als Irmels Hand zu erkennen. Mittendrin klaffte ein Loch, das sich ins Innere fraß.

Der Medikus rümpfte die Nase. »Es tut mir leid, doch die Hand ist nicht mehr zu retten. Oder besser gesagt: der Arm. Ich muss den Schnitt deutlich über dem Ellenbogen ansetzen.« Er zeigte auf einen roten Streifen, der den Unterarm in Richtung Schulter hinaufwanderte. »Die Vergiftung ist bis hierhin fortgeschritten.«

»Nein!«, flüsterte Alarik.

Das Entsetzen in diesem einfachen Wort ließ Weibsbild erschauern.

»Ihr seht doch selbst, dass es mit ihr zu Ende geht. Selbst wenn ich den Arm nach allen Regeln der Kunst abnehme, wird Eure Tochter noch Wochen um ihr Leben kämpfen müssen. Ohne Euch Vorhaltungen machen zu wollen, Ihr habt einfach zu lange gewartet.«

Weibsbild verspürte ein nahezu betäubendes Bedauern.

Der Medikus fackelte nicht lange und klappte seinen Holzkasten auf. Um die Blutzufuhr abzuklemmen, entnahm er einen Lederriemen und band ihn fest um Irmels linken Oberarm. Schon griff er mit der einen Hand nach einer schmalen Schneide und mit der anderen nach der Säge. »Es wird schnell gehen – bei Kindern sind die Knochen noch weich und dünn.«

Welch ein Trost! Vor lauter Mitgefühl und Entsetzen begann sich der Boden unter ihr zu drehen.

Mit dem Zeigefinger fuhr Klagreich über Irmels Oberarm und erklärte in einem monotonen Singsang: »An dieser Stelle werde ich quer durch das Muskelgewebe schneiden. Genauer gesagt, setze ich hier zwei seitliche Schnitte an, um das Fleisch hochklappen zu können. Etwa drei Daumen breit höher durchsäge ich den Knochen und drücke danach die Fleischtaschen wieder herunter und vernähe sie ordentlich. Es ist wichtig, einen möglichst glatten Stumpf hinzubekommen.«

Stanzi weinte wieder, und Hedwig vergrub das Gesicht in den Händen. Aus Alariks Zügen entwich sämtliche Farbe, seine Lippen zitterten wie Blätter im Sturm.

Weibsbild bekämpfte ihr Schwindelgefühl, indem sie mehrmals tief

durchatmete. Damit versetzte sie sich in die Lage, einen klaren Gedanken zu fassen und die Situation neu zu bewerten. Mit Vehemenz wurde sie von irgendeiner Vergangenheit eingeholt. Sie wusste nur, dass Irmel mittlerweile zu schwach war, um sich jemals von einem derartigen Eingriff erholen zu können. Sie sah es klar und deutlich vor sich: Die Kleine verlöre zuerst den Arm und dann ihr Leben. Alariks Gesichtsausdruck nach zu urteilen, plagte er sich mit ähnlichen Gedanken herum. Die andere bittere Wahrheit aber lautete: Auch ohne diesen Eingriff würde das Mädchen die kommende Nacht kaum überleben. Ein schier unlösbares Dilemma.

»Da sie momentan tief und fest schläft, sollten wir die Gelegenheit nutzen und umgehend zur Tat schreiten«, mahnte der Medikus. »Zwei von Euch müssen direkt danebenstehen und sie festhalten, falls sie doch aufwacht.«

Diese forsche Ansprache war zu viel für die Familie. Unfähig ihre Qualen in Worten auszudrücken, starrten die Schwestern stumm ins Leere und der Vater auf die Knochensäge.

Der Gestank verfaulenden Fleisches, trocknenden Blutes und vereiternden Grauens stand in der Luft. Während die anderen schwer durch den Mund atmeten, weiteten sich Weibsbilds Nasenflügel. Gerüche erweckten Erinnerungen, hieß es doch immer. Könnte es so einfach funktionieren, wie es klang? Aus dem Nebel der Vergangenheit schälte sich ein kniender Schemen heraus. Wer mochte dort so in sich gekehrt beten, und wo spielte sich das Ganze ab?

»Haltet ein! Gnade Euch Gott, Ihr legt Hand an das Mädchen!« Die laut und selbstbewusst gesprochenen Worte durchdrangen den Dunst ihrer Gedanken und holten sie in die grausame Wirklichkeit zurück.

»Was fällt Euch ein, Euch einzumischen? Dazu seid Ihr überhaupt nicht befugt.« Der Medikus funkelte sie an.

Erst jetzt begriff Weibsbild, dass es ihre eigenen Worte gewesen waren.

Alle Blicke richteten sich auf sie. Entschlossen streckte sie ihr Kinn vor und sagte zum Medikus: »Raus mit Euch! In unserer Not brauchen wir kein zusätzliches Gemetzel in diesem Haus. Ihr werdet sie töten mit Eurem Vorhaben.«

Der Gescholtene wandte sich empört an Alarik. »Diese Frau raubt Eurem Mädchen die einzige Aussicht zu überleben. Ach, was rede ich, im Grunde ist es ohnehin zu spät.« Er winkte ab.

Weibsbild stellte sich schützend vor Irmel. »Wenn das so ist, ersparen wir ihr den Verlust des Armes und bewahren ihre Würde. Hinfort, sage ich.«

Er fuchtelte mit den Armen, als wollte er ein lästiges Insekt vertreiben und beklagte sich bei Alarik: »Was bildet sich diese garstige Person nur ein? Ihr seid der Hausherr, ruft sie zur Ordnung!«

Doch der Buchfeller reagierte nicht.

»Ich verstehe!«, schimpfte der Medikus und warf seine Werkzeuge zurück in den Holzkasten. Wütend löste er das Lederband von Irmels Oberarm.

Bei dieser unsanften Berührung erwachte das Mädchen, und ihre fiebrig geröteten Augen irrten umher. »Was geschieht hier?«, hauchte sie.

Der Medikus knurrte Alarik an. »Ihr lasst Euch also von ... der da auf der Nase herumtanzen.«

»Ihr verlasst nun besser mein Haus und wartet draußen«, würgte der Buchfeller hervor. »Ich komme gleich nach und bringe Euch mit dem Pferdewagen in die Stadt zurück.«

Das nachfolgende Schweigen kam Weibsbild so hässlich vor wie der Anblick der geschwollenen Hand.

Der Medikus schloss seinen Kasten, klemmte ihn unter den Arm und verließ fluchend das Haus. Die Zurückgebliebenen starrten ihm hinterher.

In einem heiseren Flüsterton brachte Alarik heraus: »Es ist besser so.«

Hedwig fand die Kraft, sich neben Irmel zu setzen und sie in den Arm zu nehmen. »Wir sind bei dir und beschützen dich.« Ihre Stimme brach.

In diesem Augenblick wusste Weibsbild, dass sie richtig gehandelt hatte. Zufrieden konnte sie allerdings nicht sein, denn von zwei unerträglichen Übeln hatte sie lediglich das kleinere gewählt. Nun konnte nur ein Wunder Irmel noch retten. Und Wunder gab es nur in Märchen – es sei denn, sie hatte alle vergessen, die sie bisher erlebt hatte.

Das Mädchen schaffte es, zwei Schluck Wasser zu trinken, bevor sie wieder zusammensackte und einschlief.

Seufzend erhob sich Hedwig vom Bett. »Ihr habt richtig gehandelt«, sagte sie mit einem sparsamen Seitenblick.

Weibsbild sah sie erstaunt an, mitten in der brutalen Trostlosigkeit waren dies Hedwigs erste freundliche Worte ihr gegenüber. Doch schon schob sie hinterher: »Ansonsten hätte ich Euch die Augen ausgekratzt.«

Mit gesenktem Kopf verließ Alarik das Haus. Zurück blieben vier Frauen, von denen die jüngste im Sterben lag.

Mitten in der Nacht schreckte Weibsbild von ihrem Nachtlager in der kleinen Kammer hinter der Küche hoch, ihr Herz pochte, als wollte es ihr etwas

mitteilen. O nein, passiert es? Stirbt sie? Der Gedanke stach in ihren Kopf wie ein glühender Draht. Ihr Oberkörper fuhr von der Strohmatten hoch, einen Wimpernschlag später stand sie auf den Beinen und betrat die Wohnstube. Stanzi's Kopf lag auf dem Tisch, vor Erschöpfung war sie auf dem Stuhl eingeschlafen, obwohl sie eigentlich Krankenwache halten sollte. Doch die momentane Gemengelage bestehend aus Aufregung, Anstrengung und Traurigkeit forderte einen hohen Tribut – wer wollte es der jungen Frau verübeln?

Auf Zehenspitzen schlich Weibsbild zu Irmel ans Bett. Reglos lag das Mädchen da. NEIN! War sie etwa schon tot? Weibsbild legte die Hand an den Hals der Kleinen. Ihre Fingerkuppen ertasteten ein schwaches Pochen. Erleichtert kniete sie sich neben die Bettstätte. Mit sanftem Griff umfassten ihre Hände Irmel's kranken Unterarm. Wie sie so danknete und ihre Gedanken schweifen ließ, ging ihr auf, dass sie genau in der Haltung verharrte, die sie am Vorabend im Nebel glaubte gesehen zu haben. Sie schloss die Augen – geflüsterte Worte sprudelten aus ihr heraus. »Herr, nehmt mich an ihrer statt zu Euch. Gebt ihr meine Kraft, füllt sie mit meinem Leben, erbarmt Euch ihrer reinen, unschuldigen Seele.«

Was redete sie da? Zwar glaubte sie an Gott mit all seiner Großherzigkeit und Güte, doch was trieb sie zu einer solchen Ansprache? Der Gedanke, sich für Irmel zu opfern, lag ihr wahrlich nahe.

Wie dem auch sei. In stiller Demut verharrte sie auf den Knien, Irmel's Arm in ihren Händen haltend. Vom ersten Tag an hatte sie dieses Kind liebgewonnen.

Aufgrund der ungewohnten Position schliefen ihre Hände ein und ein Kribbeln durchfuhr ihre Arme. Dennoch behielt Weibsbild ihre Stellung bei und rührte sich nicht. Da die Nachtkerze auf dem Tisch nur ein trübes Licht spendete, fiel ihr das sanfte Glimmen vor ihren Augen sofort auf. Sie widerstand dem Reflex, ihre Hände zurückzuziehen, und umfasste Irmel's Arm etwas fester. Sie blinzelte aufgeregt – es kam ihr so vor, als kröche ein Licht unter die Haut des Kindes.

Ob auch Stanzi es bemerkte? Weibsbild blickte über die Schulter – nein, die junge Frau schlief tief und fest. Das Kribbeln verstärkte sich, der Arm in ihren Händen pulsierte, als wäre es ihr eigener. Sie kämpfte gegen ihre wachsende Beunruhigung an, lockerte den Griff jedoch nicht. Nein, sie würde nicht loslassen. Was sie auch tat, sie würde es weiter tun. Spürte sie in sich selbst oder in Irmel hinein? Schwer zu sagen. Weibsbild konzentrierte sich

weiter auf die Berührung, bis zuerst das Glimmen verschwunden war, dann das Kribbeln. Sie hielt einen zarten, heißen Arm in den Händen. Vielleicht war sie verrückt geworden. Sie wartete noch einen Moment und ließ das kleine Mädchen dann widerwillig los. Das Abbrechen des Körperkontakts war ihr überraschend schmerzhaft, als gäbe sie einen Teil von sich weg. Dementsprechend leer fühlte sie sich plötzlich. Sie musste sich erst einmal sammeln.

Auf einmal stand Stanzi neben ihr und blickte stumm auf ihre Schwester.

»Ich würde alles tun, um Irmel zu helfen«, erklärte Weibsbild, ohne zu wissen, was sie genau getan hatte.

Stanzi nickte. Die Flamme der Nachtkerze spiegelte sich in einer Träne auf ihrer Wange. Schweigend starrten sie eine Weile auf die Kleine hinab. Die Stille war bis obenhin angefüllt mit Traurigkeit.

»Ich habe Durst«, sagte Irmel.

Mit einem Quietschen stürzte Stanzi los und holte den Tonbecher vom Tisch. Weibsbild machte ihr Platz, sodass sie ihrer Schwester das Wasser an die Lippen führen konnte. Sie hörte, wie das Mädchen den ganzen Becher Schluck für Schluck leerte – mit erstaunlich kräftigen Zügen. Tränen füllten ihre Augen. Phantasierte sie, oder ging es der Kleinen wirklich besser?

Sie setzte sich auf die andere Seite des Bettes und legte die Hand auf Irmels Stirn. Warm, aber keineswegs mehr glühend heiß. »Das Fieber hat nachgelassen. Wenn du willst, gehe jetzt schlafen, ich übernehme die Krankenwache und passe auf deine Schwester auf.«

Stanzi nickte, umarmte zuerst Irmel und dann – nach kurzem Zögern – auch Weibsbild, bevor sie die Treppe hinaufschlich.

Noch vor dem ersten Sonnenstrahl kam Alarik mit einer Kerzenlaterne die Treppe hinuntergestapft. Seine sorgenvollen Gesichtszüge signalisierten, dass er mit dem Schlimmsten rechnete. »Wie geht es ihr?«, fragte er mit belegter Stimme.

»Besser Papa«, antwortete Irmel.

Der Buchfeller erstarrte – wie festgeklebt stand er da, mindestens einen ganzen Herzschlag lang. Dann sprang er die letzten Stufen hinunter, dass das Licht der Kerze nur so flackerte. Er hastete in drei Sätzen zum Bettlager und beugte sich über seine Tochter. Ungläubig starrte er sie an. »Liebes! Liebes ...«, stammelte er, während er den kranken Arm untersuchte. Der rote Strich war blasser geworden und hatte sich verkürzt. Die Hand war deutlich

abgeschwollen. Er umschlang seine Tochter mit beiden Armen und begann hemmungslos zu weinen.

Weibsbild beobachtete Vater und Kind – Tränen voller Hoffnung und Erleichterung. Irmel war längst noch nicht genesen, doch der Tod hielt sie nicht mehr in seinen Fängen. Allem Anschein nach würde sich das Mädchen erholen.

Nicht zum ersten Mal in dieser Nacht kroch ihr eine Gänsehaut über den Rücken. Sie hatte nicht nur ein Wunder miterleben dürfen, sondern war sogar Teil dessen gewesen. Und zwar Teil eines jener Wunder, über die besser nicht gesprochen werden sollte, da sie kaum zu erklären waren. Was war überhaupt geschehen? Und wie? Ihr Blick wanderte zu ihren Händen. Als Preis hatte sie ihr eigenes Leben angeboten, doch sie fühlte sich bestens. In seiner unendlichen Güte schien der Herrgott auf ihr Opfer verzichtet zu haben – gab es einen besseren Beweis für seine Barmherzigkeit? Die verhassten Ablässe fielen ihr ein, und sofort spürte sie Wut in sich aufsteigen. Wut gegenüber der kirchlichen Obrigkeit, die den Glauben der Menschen auf derart schändliche Weise missbrauchte. In ihre Gedankenwelt versunken versuchte sie mithilfe der Geschehnisse Erinnerungen zu wecken. Von irgendwoher verspürte sie die Gewissheit, so etwas nicht zum ersten Mal in ihrem Leben getan zu haben, doch leider konnte sie keine Rückschlüsse auf frühere Erlebnisse ziehen. Nach wie vor war sie nur ein Weibsbild – ohne Namen, ohne Vergangenheit, ohne Aufgabe.

Auch Hedwig und Stanzi hatten sich inzwischen eingefunden, und alle herzten sich gegenseitig.

Mit stiller Freude stand sie daneben und dachte: Es gibt nichts Wertvolleres als ein Leben in Gesundheit im Kreise seiner Lieben.

8 Angst und Gier

Am Morgen des darauffolgenden Tages erwachte Alarik und befürchtete im ersten Moment, er hätte lediglich gut geträumt. Unverzüglich erhob er sich, packte seine Kleidung und schlich hinunter zu Irmels Bettstätte. Was für ein Anblick! Wie ein Säugling lag sie mit erhobenen Armen auf dem Rücken. Ihre gleichmäßigen, tiefen Atemzüge beruhigten ihn, es bedurfte keines versierten Medikus, um festzustellen, dass es ihr deutlich besser ging. Beseelt legte er seine Kleider an und machte sich dabei Gedanken über den anstehenden Tag. Der Moment des Abschieds war gekommen – nach dem Frühstück würde Weibsbild den Hof verlassen. In den wenigen Tagen hatte sie sich als wertvolle Hilfskraft entpuppt. Nie zuvor war ihm eine Person über den Weg gelaufen, die neues Wissen derart schnell aufsog und anwenden konnte. Doch nicht nur das, ihn verband mehr mit der Frau. Dabei ging es nicht um etwaige Frühlingsgefühle eines alten Mannes, sondern um Freundschaft. Er hielt sie für einen guten Menschen und vertraute ihr – nach so kurzer Zeit keine Selbstverständlichkeit für Alarik.

Doch eine Trennung war wohl besser für alle Beteiligten. Die ständigen Zankereien mit Hedwig würden auf lange Sicht den Familienfrieden gefährden, und sie rüttelten bereits jetzt an seinen Nerven. Auch Weibsbilds aufmüpfiges Verhalten in der Kirche stellte nicht nur für sie, sondern auch für ihr gesamtes Umfeld ein beträchtliches Risiko dar. Obwohl Alarik ihren Unbill gut verstehen konnte. Denn Angst vor dem Höllenfeuer zu schüren, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen, hielt auch er für schäbig.

Er würde ihr temperamentvolles Wesen vermissen.

»Papa!« Als er aufschaute, stand Stanzi im Nachthemd vor ihm. »Irmel geht es besser.« Sie schluchzte glücklich.

Er drückte sie an sich.

»Ich muss dir was erzählen«, flüsterte sie.

»Ja, was ist los, mein Kind?« Er führte sie ein paar Schritte vom Bett weg, um Irmel nicht aufzuwecken.

Sie drückte einen Moment herum, dann sprudelten die Worte nur so aus ihr heraus. »Es geht um Weibsbild. Sie glaubt, ich hätte geschlafen und es nicht mitbekommen, doch ich konnte genau beobachten, was in der Nacht geschehen ist.« Bei der Erinnerung glänzten Stanzis Augen wie Gold. »Sie hat sich vor Irmels Bett gekniet und ihren Arm genommen. Dann hat sie den Kopf gesenkt, und ihre Lippen haben sich bewegt, als ob sie betete, doch ich

konnte nichts hören. Eine ganze Weile hielt sie den kranken Arm in beiden Händen und starrte darauf. Plötzlich begann er zu glimmen, es ... war fast so, als würden Glühwürmchen unter Irmels Haut kriechen. Es war unheimlich und mir wurde ziemlich mulmig zumute, doch ich habe mich nicht gerührt, sondern nur zugeschaut. Ich spürte, dass Weibsbild nur helfen wollte. Und letztendlich ... Irmel geht es besser.«

Alarik schluckte. Was für eine Botschaft! Er betrachtete seine redselige Tochter. So viele Worte am Stück hatte Stanzi seit langer Zeit nicht mehr von sich gegeben.

Der Redefluss seiner Tochter setzte sich sogar noch fort. »Glaube mir, sie war es, die Irmel gerettet hat. Wir dürfen sie nicht gehen lassen«, flüsterte sie eindringlich.

Darüber hatte sich Alarik auch schon etliche Gedanken gemacht. Mit einem leichten Nicken sagte er: »Lass uns nach dem Frühstück den Familienrat einberufen, dann sprechen wir vier uns aus. Anschließend rufen wir sie dazu, es kommt schließlich nicht nur darauf an, was wir wollen.«

Alarik holte aus dem Schuppen ein paar Scheite Holz für den Herd und sammelte die Eier im Hühnerstall ein, während Stanzi sich um das Geschirr kümmerte. Als das Wasser im Kessel längst kochte, kamen auch die restlichen Bewohner des Hauses aus ihren Betten gekrochen. Sogar Irmel schaffte es, ohne Hilfe aufzustehen und bestand darauf, am Tisch Platz zu nehmen. Nun saß sie ihm gegenüber, noch etwas blass um die Nase, doch ihre Augen strahlten die gleiche Zuversicht aus wie früher.

Alarik hielt sich für einen nüchternen Mann, der wenig lächelte, dafür viel arbeitete. Sein letztes herzhaftes Lachen lag so lange zurück, dass er sich nicht mehr entsinnen konnte. Doch seit der wundersamen Rettung seiner Tochter durchströmte ihn abwechselnd Freude und Erleichterung. Zutiefst dankbar konnte er den Blick gar nicht mehr von ihr abwenden.

Irmel spürte offenbar seine Gedanken, denn sie streckte ihm ihre verletzte Hand entgegen. »Sieh mal, Papa! Es ist gar nicht mehr schlimm.«

»Halte die Hände mal nebeneinander, sodass ich beide sehen kann«, sagte er. »Hm, welche war noch mal die verletzte? Sie sehen ja wirklich wieder gleich aus.«

Irmel kicherte. »Du weißt es genau.« Sie drehte ihm die Handflächen zu. Selbst der Streifen am Arm war verschwunden, und nur eine verkrustete Wunde erinnerte noch an die lebensbedrohliche Fäulnis.

Weibsbild kaute an einem Stück Brot herum und gab sich ungewohnt

wortkarg. Sie spülte den Bissen mit einem Schluck Wasser hinunter und räusperte sich. »Meine Sachen sind schnell gepackt, was rede ich, im Grunde bin ich fertig, denn ich habe nur die Kleidung, die ich am Leib trage. Und nicht einmal die gehört mir.« Sie senkte den Blick. »Ich hatte gehofft, sie mir bei euch verdienen zu können.«

»Das hast du bereits«, entgegnete Alarik. »Mehr als das.« Er suchte ihren Blick und betrachtete die goldenen Sprenkel in ihren Augen. Was hatte die Frau wohl gesehen und erlebt, bevor er sie am Straßenrand gefunden hatte? Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie es sich ohne Vergangenheit anfühlen musste. »Lässt du mich bitte einen Moment mit meinen Töchtern allein. Wir müssen etwas miteinander besprechen.«

»Selbstverständlich. Ich kümmere mich derweil um Sonne. Er hat die Mähne voller Kletten.« Sie erhob sich, glättete mit beiden Händen ihr Kleid und öffnete die Tür.

Alarik wartete, bis sie das Haus verlassen hatte, dann blickte er seine Töchter der Reihe nach an. »Was machen wir nur mit Weibsbild?«, warf er die entscheidende Frage in die Runde. »Sollen wir sie wirklich gehen lassen?«

Ausgerechnet Stanzi erhob als Erste die Stimme. »Nein, sie soll bleiben. Und nicht nur, weil sie Irmel das Leben gerettet hat.«

»Das kann nicht dein Ernst sein«, stöhnte Hedwig. »Wie kommst du denn zu dieser Meinung?«

»Weibsbild kann außergewöhnliche Dinge. Ich habe es in der Nacht mit eigenen Augen gesehen – sie hat unsere Schwester geheilt.«

Die Fassungslosigkeit stand Hedwig ins Gesicht geschrieben.

Irmel starrte auf ihre verletzte Hand und sagte: »Ich ... ich kann mich nicht genau daran erinnern, doch ein Traum geht mir nicht aus dem Kopf. Ich fühlte mich in einer lodernden, pochenden Hitze gefangen. Mein Leben schmolz dahin. Dann plötzlich strömte etwas Kühles in mich hinein. Sofort linderte es sämtliche Qualen und ...«, sie suchte nach Worten, »... der Schmerz schien Angst davor zu haben und wich zurück. Auf einmal spürte ich neue Kraft und neuen Mut. Die Berührung hat so unendlich gutgetan.«

Alarik kratzte sich hinter dem rechten Ohr, das half beim Denken. »Ich stimme euch beiden zu. Auf jeden Fall ist in jener Nacht etwas Besonderes geschehen. Ich überlege, ob ich je zuvor miterleben durfte, wie sich jemand von einer solch fortgeschrittenen Fäulnis wieder erholt hat – und dazu noch so schnell.« Er dachte nach. »Nein, allesamt sind sie gestorben, darunter auch

kräftige Männer im besten Alter.«

»Weibsbild!«, sagte Stanzi, als wäre damit alles erklärt.

»Sie ist doch kein Medikus. Es könnte sich auch um einen glücklichen Zufall handeln«, relativierte Hedwig.

»Nein!« Stanzi schüttelte den Kopf. »Sie war es!«

»Sehr unwahrscheinlich, dass es lediglich ein natürlicher Heilungsprozess war. Ich denke, das weißt du. Allein die rasante Geschwindigkeit der Gesundung spricht dagegen. Nur, wie hat sie das angestellt?«, fragte der Buchfeller und merkte einmal mehr, dass alles, was Weibsbild betraf, im Unklaren lag. Seit ihrem Auftauchen stellte er sich Tag für Tag neue Fragen, und nie bekam er Antworten.

»Angenommen, sie ist eine Hexe?« Hedwig tarnte ihre Behauptung als Frage. Nach wie vor wollte sie Weibsbild besser jetzt als gleich loswerden.

Mit einem empörten Schnauben antwortete Alarik seiner ältesten Tochter: »Hexe? Überlege es dir das nächste Mal gut, bevor du dieses Wort erneut aussprichst. So etwas möchte ich auf unserem Hof nicht noch einmal hören. Und weshalb nimmst du eigentlich immer gleich das Schlimmste an?«

»Schließlich ging das ganze Unglück erst mit ihrem Erscheinen los. Wenn Irmel ihr nicht so übereifrig hätte zeigen wollen, was für eine tüchtige Handwerkerin sie ist, wäre nichts geschehen.«

»Solche Gedankenexperimente führen zu gar nichts. Im Nachhinein lässt sich für alles und jeden eine Mitschuld kreieren. Du tust ihr unrecht. Und eine Sache ist ja wohl unbestritten: Sie hat den Medikus davon abgehalten, Irmel den Arm abzunehmen. Du hast es selbst miterlebt.«

Hedwigs Gesichtszüge wurden weicher. »Du hast recht, Vater.«

»Und allein dafür werde ich ihr ewig dankbar sein.«

»Dennoch bringt sie uns in Gefahr.«

Alle schwiegen.

»Vielleicht ist sie ein Engel!«, platzte es aus Irmel heraus.

Stanzi schwieg still, doch ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, gab es keinen Grund zu widersprechen.

Stöhnend verdrehte Hedwig die Augen. »Flügel habe ich jedenfalls keine bei ihr entdeckt.«

»Und was, wenn sie nur eine bemitleidenswerte Frau ist, die ihr Gedächtnis verloren hat?« Alarik breitete die Hände aus. »Wir wissen zwar wenig über sie, doch bin ich der Meinung, dass sie sich in den letzten Tagen unser Vertrauen verdient hat.«

»Von Beginn an warst du ihr gegenüber übertrieben wohlwollend gestimmt. Geradezu treuherzig. Ich bin nach wie vor dagegen, dass sie auf unserem Hof bleibt. Ohne jede Rücksicht bringt sie uns in Gefahr – erinnere dich nur daran, wie sie sich in der Kirche verhalten hat. Keinen Geringeren als den Bischof hat sie gegen uns aufgebracht. Wenn der herausbekommt, dass wir ihr immer noch auf Obdach unserem Hof gewähren, schickt er uns die Inquisition auf den Hals. Das gibt einen kurzen Prozess mit bitterbösem Ende.«

»Du übertreibst, Hedwig. Ich stimme dir zwar zu, dass sie sich mit ihrer Kritik am Ablassverkauf bei der Kirchenobrigkeit unbeliebt gemacht hat, doch ich glaube nicht, dass der Bischof wegen einer einzelnen unbekanntem Frau so weit geht«, wiegelte Alarik ab.

»Du unterschätzt das Ausmaß des Ganzen«, hielt sie ihm entgegen. »Letztendlich geht es um viel, viel Geld. Unzählige Menschen sind schon für weitaus weniger gestorben. Eines muss ich ihr jedoch lassen: Gekonnt hat sie mitten in ein Wespennest gestochen.« Sie überlegte. »Solange wir nicht wissen, wer sie ist, bleibt sie für uns ein untragbares Problem.«

»Wohin soll sie denn gehen? Willst du sie vor die Tür setzen, nach all dem, was sie für deine Schwester getan hat?«

»Ich verstehe nicht, was ihr die ganze Zeit redet, aber ich will, dass sie bleibt«, sagte Irmel. »Sie ist eine gute Frau. Mit unglaublichen Kräften.«

»Meinst du ihre Heilkräfte?«, fragte Alarik.

»Vielleicht auch die. Aber eigentlich ihre starken Muskeln. Erinnerst ihr euch an den Tag ihrer Ankunft? Damals hat sie einen ganzen Haufen Felle auf einmal hochgehoben.« Mit weit auseinandergerissenen Armen zeigte sie die vermeintliche Höhe des Stapels auf.

Der Buchfeller sagte nichts dazu, denn er wusste nicht genau, was er von Irmels Erzählung halten sollte. Vermutlich hatte sie das Ganze nur im Fieberwahn geträumt. Nichtsdestotrotz erforderte diese schwierige Situation eine schwierige Entscheidung. Er schlug vor: »Bitten wir sie doch, einfach noch ein paar Tage zu bleiben. Wohin soll sie auch gehen? Außer uns hat sie ja keinen.«

Stanzi und Irmel nickten synchron.

»Und schon wieder bin ich überstimmt. Aber von euch habe ich nichts anderes erwartet.« Hedwig verzog das Gesicht.

»Schön, dass wir eine Lösung gefunden haben.« Seufzend erhob sich Alarik und schob seinen Stuhl umständlich zurück. »Jetzt hoffe ich doch sehr,

dass sie einverstanden ist.« Er schlurfte zur Haustür und rief auf den Hof hinaus: »Komm bitte zu uns in die gute Stube. Wir möchten dir einen Vorschlag unterbreiten.«

Weibsbild trat aus dem Stall und nickte. Just in dem Moment, als sie die Türschwelle erreichte, donnerte Hufgetrampel heran.

Prompt reagierte Alarik auf eine innere Eingebung und zog Weibsbild hinter sich ins Haus. Seinen Blick auf den Hof gerichtet raunte er ihr zu: »Merkwürdig, ich erwarte niemanden, Los, schnell! Verstecke dich oben!«

Schon bogen vier Reiter um die Ecke und parierten ihre Pferde vor dem Haupthaus. Sie stiegen ab. Wie selbstverständlich zogen zwei von ihnen ihre Waffen aus den Sattelschlaufen. Alarik erkannte Söldner, wenn er welche sah. Was konnten die nur von ihm wollen? Mit einem mulmigen Gefühl trat er den Männern entgegen. »Seid begrüßt. Was führt Euch an diesem schönen Morgen zu mir?«, fragte er so freundlich er konnte.

»Spar dir das, Fellkratzer. Wir kommen, um die Ketzerin zu holen!«, lautete die Antwort des narbengesichtigen Hünen, der den Trupp offenbar anführte.

Ein solch malträtiertes Gesicht vergaß keiner so schnell, und Alarik schon gar nicht. Es handelte sich um keinen Geringeren als den Leibwächter des Bischofs, den er am Sonntag noch in der Kirche gesehen hatte.

Diesen Schlag in die Magengrube musste der Buchfeller erst verarbeiten. Entgegen seinen vorherigen Beteuerungen im Familienrat sah sich der Bischof demnach sehr wohl genötigt, die unliebsame Person verfolgen zu lassen, um jegliche Kritik an seinem Ablasshandel im Keim zu ersticken. Er musste Zeit gewinnen. »Sprecht Ihr von der Frau aus der Kirche?«

»Welche sonst? Oder hast du noch mehr von der Sorte.«

»Auf wessen Befehl handelt Ihr?«

»Genug palavert! Wir sind dir keine Rechenschaft schuldig.« Der Söldner drehte sich zu seinen Männern um. »Ede und Sven – ihr geht hinters Haus, nicht dass sie sich durch die Hintertür verdünnisiert. Kjell, du kommst mit mir.« Der Anführer stieß Alarik grob zur Seite und sah sich misstrauisch in der Stube um. Der andere Söldner, ein hagerer Kerl mit einem Zopf, folgte ihm.

Erschrocken quietschte Irmel auf.

»Wo ist sie?«, fragte der Söldner. Immerhin hielt er sein mächtiges Schwert nicht in der Hand. Er hatte es in seinen Gürtel gesteckt und fuhr demonstrativ mit der Daumenkuppe über den Knauf.

Irmel versteckte sich hinter Hedwig, die nicht mit der Wimper zuckte und keinen Schritt zurückwich.

Erhobenen Hauptes stellte sich Alarik neben seine Älteste. »Ihr stürzt einfach in mein Haus, und ich weiß nicht einmal warum. Wer seid Ihr?«, fragte der Buchfeller.

Ansatzlos schlug der Söldner zu. Der nietenbeschlagene Handschuh traf Alarik mitten ins Gesicht. Der taumelte zurück und spürte, wie ihm warmes Blut aus der Nase lief. Schützend breitete er seine Hände über den Blessuren aus.

»PAPA!« Irmel schrie auf und klammerte sich an Hedwig, Tränen schossen ihr in die Augen.

»Stell dich nicht so an, mein Handrücken hat dich nur liebkost.« Er schnalzte mit der Zunge. »Du willst wissen, wer ich bin? Das tut zwar nichts zur Sache, aber meine Männer rufen mich Kropper. Viel wichtiger ist jedoch, dass wir hinter dem lasterhaften Weib her sind. Du weißt genau, wen ich meine. Ich habe sie am Sonntag mit eigenen Augen gesehen. Den gesamten Gottesdienst über habt ihr in vertrauter Eintracht nebeneinandergesessen.«

Schnell wischte sich Alarik mit dem Ärmel das Blut von der Nase, auch um seinen Töchtern zu zeigen, dass es ihm gut ging. »Ihr habt recht, sie saß bei mir, doch ich kenne sie so gut wie gar nicht. Was hat sie denn Schlimmes angerichtet?«

»Mit ihren Worten die Kirche besudelt.«

Der Söldner sah nicht so aus, als bereitete ihm dieser Frevel schlaflose Nächte, doch der Buchfeller ahnte, dass es sinnlos war, mit ihm über Schuld oder Unschuld, Recht oder Unrecht zu diskutieren. Diese Art Männer hinterfragten nichts, sie steckten das Geld ein und führten ihre Aufträge aus. Eine kleine Kostprobe ihrer Brutalität hatten sie ihm gerade gegeben. »Ich habe Seiner Exzellenz, Bischof von Braunstein, doch am Sonntag bereits erklärt, dass ich nichts mit der Dame zu schaffen habe. Keine Ahnung, wo sie sich gerade aufhält.« Der Narbengesichtige müsste das Gespräch in der Kirche mitbekommen haben.

Der Söldner sah ihn scharf an. »Seit fast zwei Jahrzehnten treibe ich Schulden ein. Eine interessante Schule, man lernt viel über seine Mitmenschen, über deren Sorgen, Nöte und Seelenleben. Vor allem aber bekommt man ein gutes Gespür für Lügen. Seitdem erkenne ich eine, sobald ich sie höre. Spätestens nach dem dritten abgeschnittenen Finger fällt den Leuten wieder ein, wo sie ihr Silber versteckt haben.«

»Bei dieser Angelegenheit geht es doch nicht um einen Beutel Münzen, sondern um eine Person, die nicht zu übersehen ist. Hier auf meinem Anwesen findet ihr jedenfalls nur mich und meine drei Töchter.«

Statt einer Antwort deutete Kropper mit dem Kinn zur Treppe Richtung Dachgeschoss. »Kjell, sieh oben nach.«

Stillschweigend nahm Hedwig ein Leinentuch, tunkte es in den Wassereimer, der neben dem Herd stand und hielt es Alarik hin.

Während er dem Söldner aus dem Augenwinkel zusah, wie er die Treppe hinaufstieg, drückte sich der Buchfeller verkrampft das feuchte Tuch ins Gesicht. Die schlimme Befürchtung schmerzte mehr als die Nase – auf die Schnelle fiel ihm kein gescheites Versteck dort oben ein. Es würde nicht lange dauern, bis der Kerl Weibsbild entdecken und nach unten zerren würde. Allein der Gedanke daran, wie sie die Frau behandeln würden, ließ ihn erschauern. Und für seine Lügen würde auch er mit Sicherheit nicht ungestraft davonkommen. Nichtsdestotrotz ließ die Erfolgsmeldung auf sich warten. Vielmehr hörte es sich so an, als ob der Mann im Dachgeschoss alles zu Brennholz schlug. Es rummste und polterte dort oben zum Fürchten.

»Wird's bald!«, brüllte der Anführer die Treppe hinauf.

Ein lautes Krachen ließ Alarik und seine Töchter zusammenfahren. Das konnte nur der Kleiderschrank gewesen sein, den der Handlanger zum Umstürzen gebracht hatte.

»Kjell arbeitet immer gründlich«, erklärte Kropper.

Ein Ohnmachtsgefühl ließ Alarik nach Luft schnappen. Die Situation gestaltete sich noch ernster als erwartet. Mit dem Segen des Bischofs durfte dieser Kropper mit seinen Töchtern und ihm anstellen, was er wollte.

Wenig später tauchte der Söldner auf dem Treppenabsatz auf. »Keiner hier!«, rief er nach unten. »Selbst in den Truhen, hinterm Schrank und unter den Betten habe ich nachgesehen.«

Kropper stieß einen unverständlichen Fluch aus und trat dann vor das Haus. Er rief: »Ede, Sven! Durchsucht Schuppen und Stall. Und vergesst den Abort nicht!«

Als Alarik den Blick von Kropper abwendete, weil er sich gar nicht erst ausmalen wollte, wie die Söldner sein Anwesen verwüsteten, fiel ihm die Position des Regals gegenüber der Eingangstür auf. Es wurde dergestalt verschoben, dass es nun den kleinen Abgang zur Kellerkammer verdeckte. Panik überfiel ihn. Bei genauem Hinsehen zeugte ein heller Fleck auf den Bodendielen vom jüngsten Möbelrücken. Alarik stellte sich Weibsbild vor,

wie sie direkt unter ihnen saß und jedes Wort mitbekam. Ob sie wohl zu Gott betete, dass die Männer nicht auf den Gedanken kamen, unter dem Haus zu suchen? Schaden konnte es jedenfalls nicht.

Kjell kam die Treppe herunter und grölte: »Dort oben müsste mal dringend Ordnung geschaffen werden.« Keiner außer ihm fand das komisch, er allein gluckste über seinen großartigen Scherz. »Hör mal, Hauptmann, der Kerl hat gleich drei hübsche Töchter. Wie wäre es, wenn wir die mal ... befragen?« Kjells schmieriges Grinsen offenbarte unverhohlen, dass ihm dabei weit mehr als die reine Wahrheitsfindung vorschwebte. Wie ein Raubtier stromerte er um die Frauen herum und beglotzte sie voller Gier.

Diese Worte trafen Alarik in die Magengrube. Er ballte die Fäuste, obwohl er wusste, dass er machtlos war.

»Warten wir ab, ob die anderen erfolgreich sind«, meinte Kropper.

Es dauerte nicht lange, bis die beiden Söldner von der Hofdurchsuchung zurückkamen. »Bis auf zwei alte Gäule und ein paar Hühner haben wir nichts gefunden«, sagte der eine. Beide lehnten sich scheinbar entspannt an die Innenseite der Haustür und warteten ab.

»Fassen wir kurz zusammen, bevor wir drastischere Maßnahmen ergreifen«, sagte Kropper gedehnt. »Im Augenblick befindet sich die Ketzerin offenbar an einem anderen Ort, obgleich es geheißen hatte, sie wohne hier!«

Solange er redet, schlägt und tötet er nicht, dachte Alarik. Er fragte: »Wer behauptet, dass sie hier wohnt? Nein, das tut sie mitnichten. Irgendein Unwissender muss sie mit einer meiner Töchter verwechselt haben«, erklärte der Buchfeller. »Seit meinem Kirchenbesuch am Sonntag habe ich diese Frau nicht mehr gesehen.«

In dem Moment, wo er die Worte ausgesprochen hatte, wusste Alarik, dass er einen Fehler begangen hatte.

Sogleich erhielt er die Bestätigung. Kropper schnalzte mit der Zunge. »Na sowas! Der Medikus hat etwas anderes erzählt«, erwähnte der Söldner in beiläufigem Ton, die Augen jedoch wie eine Waffe auf ihn gerichtet.

Grundgütiger! Meine Lügen haben besonders kurze Beine, dachte Alarik.

Kroppers Finger trommelten auf die Tischplatte. Er hatte ihn ertappt. Zorn stieg in ihm auf.

Alarik argumentierte: »Das wundert mich gar nicht. Doch bitte bedenkt, dass Medikus Klagreich ein alter Mann ist, der die Ereignisse immer öfter durcheinanderbringt. Richtig ist, dass er uns Anfang der Woche einen

Krankenbesuch abgestattet hat, weil es meiner jüngsten Tochter sehr schlecht ging. Da er nicht in der Lage war, ihr Leid zu mildern, geschweige denn, sie zu heilen, wollte er uns weismachen, sie würde die Nacht nicht überleben.«

Der linke der beiden Männer an der Tür nickte. »Stimmt. Der Quacksalber meinte, das Kind sei so gut wie tot.«

»Was sich im Nachhinein als Unfug entpuppt hat. Hier steht sie vor euch und ist wohlauf.« Alarik zeigte auf Irmel. »Ihr seht, wie verwirrt der Heiler mittlerweile schon ist.«

Kropper wurde es zu bunt. »Mag alles sein, doch wir schweifen vom Wesentlichen ab. Na gut, augenblicklich weilt die Ketzerin nicht hier, aber ich wette, du weißt, wo sie sich befindet. Und genau das verrätst du mir jetzt auf der Stelle.«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wohin sie verschwunden sein könnte. Vielleicht zurück in ihre Heimat, wobei ich noch nicht einmal weiß, woher sie stammt.« Alarik hoffte inständig, dass Kropper die Wahrheit aus der Aussage des letzten Satzes heraushörte.

Kjell grinste breit. »Heißt das, wir dürfen nochmal nach *Krümeln* reiten? Unser Brandschatzen und Schänden war ein einziges Vergnügen. Ich mag es, wenn sie sich wehren.«

»Schweig! Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du während unserer Einsätze die Klappe halten sollst.«

»Ich frag doch nur.«

»Das ist schon zu viel. Wir reden später darüber.«

Mit gekünstelter Enttäuschung seufzte der Anführer: »Kommen wir zum Seelenleben der Menschen zurück, das hauptsächlich durch Gier und Furcht bestimmt wird, und werfen unser Augenmerk auf Letzteres. Ein Wort von mir, und Kjell befragt deine Töchter. Und seine Verhörmethoden sind ...«, er schüttelte sich, »... fies. Ja, das ist das passende Wort. Schlichtweg fies.«

Für das Lob ertete er Kjells freudiges Grunzen.

»Ich frage dich noch einmal: Wo finden wir die Ketzerin?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung«, antwortete Alarik.

»Mit welcher der drei Töchter willst du loslegen, Kjell?«

»Das weißt du doch – mit der Jüngsten natürlich.« Er trat einen Schritt auf Irmel zu, die erschrocken aufschrie.

Der Anführer hatte recht, es ging um die nackte Angst. Die Angst in Irmels Augen, die Angst um seine Lieben, die Angst in seinem Herzen. Sie stürzte Alarik in Versuchung, den Männern zu verraten, was sie wissen

wollten, und ihnen Weibsbild auszuliefern. Fieberhaft hetzten die Gedanken durch den kleinen Teil seines Schädels, der von der Furcht halbwegs verschont geblieben war. Wenn er Weibsbild verriete, würden sie ihn oder, noch schlimmer, seine Töchter bestrafen, weil er gelogen hatte. Er musste einen anderen Weg einschlagen, sich als wertvoll erweisen. Und das möglichst schnell, bevor eine von den dreien vor lauter Furcht mit der Wahrheit herausrückte. »Ich ... ich mache euch einen Vorschlag. Falls die Frau noch einmal bei uns auftauchen sollte, informieren wir umgehend Priester Brandwerk. Wir halten sie so lange auf ... ihr müsst sie dann nur noch abholen.«

»Mit diesem banalen Versprechen willst du uns loswerden?« Der Söldner tat geknickt, dann hellte sich sein Gesicht wieder auf. »Nun gut, ich greife deinen Gedanken auf. Mit einer kleinen Dreingabe als Zeichen deines guten Willens. Wir statten dir morgen erneut einen Besuch ab; bis dahin sorgst du dafür, dass wir die Ketzerin antreffen. Wie du das anstellst, soll mir egal sein. Wir nehmen sie gefangen, stellen keine weiteren Fragen und verschwinden. Alles ist in bester Ordnung.«

»Och, bist du sicher, dass die Idee gut ist?« Kjell klang untröstlich.

»Sie ist sogar genial und zur Zufriedenheit aller. Wir müssen nicht lange nach der Frau suchen, sondern holen sie morgen einfach nur hier ab. Und aufgrund unserer erfolgreichen Zusammenarbeit muss der gute Alarik keine weiteren Repressalien befürchten. Unser Auftraggeber ist zufrieden und bezahlt uns den wohlverdienten Obolus. Das Leben ist schön.«

»Und wenn es morgen nicht so läuft wie geplant?«, fragte Kjell mit einem schmierigen Blick auf Alariks Töchter.

»Das würde mich traurig stimmen. Sehr traurig sogar. Ich appelliere an dein Gewissen deinen Töchtern gegenüber, Fellkratzer.« Kropper trat auf Irmel und Stanzi zu, bückte sich vor und präsentierte ihnen sein verunstaltetes Gesicht. »Seht genau hin! Die linke Narbe habe ich mir auf dem Schlachtfeld zugezogen, als von irgendwoher eine Schwertspitze herangesaust kam. Damit beide Seiten gleich aussehen, habe ich später selbst mit einem Messer auf der rechten Seite nachgeschnitten. Ich mag Symmetrie.«

Angewidert starrten die Mädchen auf das zerstörte Gesicht.

»Genau das Gleiche mache ich mit euch, wenn euer Papa uns morgen die Ketzerin nicht ausliefert.«

»Aber erst, wenn ich mit ihnen fertig bin«, erklärte Kjell.

Irmel fing an zu weinen.

»Einverstanden. Du bekommst vorher deinen Spaß.« Er wandte sich an Alarik. »Hast du uns noch etwas zu sagen?«

Alarik schüttelte stumm den Kopf, zu etwas anderem fühlte er sich nicht in der Lage. Alles, was im Augenblick zählte, war, dass die Söldner endlich seinen Hof verließen.

Mit einer Kopfbewegung signalisierte Kropper seinen Männern, die Tür zu öffnen. »Für heute habt ihr noch einmal Glück gehabt, du und deine schönen Töchter. Doch ich traue dir nicht, deshalb höre genau zu: Ich bin es nicht gewöhnt, mit leeren Händen heimzukehren. Du bekommst nur diese eine Chance. Präsentiere uns morgen die Ketzerin, oder wir brennen dein feines Anwesen nieder. Aber nicht bevor wir uns deine Töchter vorgeknöpft haben. Verstehen wir uns, Fellkratzer?«, fragte Kropper sanft.

Dieses Mal nickte Alarik. Dieser Mann musste nicht die Stimme erheben oder sein Gesicht zu einer drohenden Grimasse verziehen, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Der Buchfeller war davon überzeugt, am heutigen Tage lediglich die Sonnenseite des Söldnerhauptmanns kennengelernt zu haben. Er hoffte inständig, dass er von einem Gewitter verschont bliebe.

Mit einem lüsternen Hohnlachen warf Kjell seinen Töchtern einen Kussmund zu, dann verließen die vier Männer das Haus.

Wie angewurzelt stand Alarik auf der Türschwelle und starrte ihnen hinterher. Erst als die Hufe der Pferde nicht mehr zu hören waren, vermochte er sich wieder zu rühren. Die Gesichter seiner Kinder waren eines weißer als das andere. Sie schauten sich alle nur stumm an, bis sich Alarik schließlich dem Regal zuwandte. Gemeinsam schoben sie es zur Seite und öffneten die Halbtür. Falls er geglaubt hatte, eine eingeschüchterte, angsterfüllte Frau vorzufinden, die knapp dem Tode entronnen war, hatte er sich getäuscht.

Mit hochrotem Kopf stürzte Weibsbild in die Stube. »Was für eine bodenlose Ungerechtigkeit. Was für eine Dreistigkeit.« Wut und Bestürzung stand ihr gleichermaßen ins Gesicht geschrieben. »Diese Drohungen! Eine unschuldige Familie, die nichts falsch gemacht hat, derart unter Druck zu setzen.« Sie rautte sich die Haare und ergänzte traurig: »Und ich bin dafür verantwortlich.«

»Schuldzuweisungen helfen uns nicht weiter, auch die eigenen nicht«, erklärte Alarik. »Wir müssen uns einen Plan zurechtlegen, wie wir uns verhalten. Sie haben nicht nur das Recht des Stärkeren auf ihrer Seite, sondern auch noch die Obrigkeit in Person des Bischofs.«

»Ich habe es von Beginn an gewusst.« Die Farbe kehrte zurück in Hedwigs Gesicht, dazu verschränkte sie die Arme vor der Brust. »Deine Anwesenheit stellt eine tödliche Bedrohung für uns dar. Wir sitzen tief im Schlamassel. Mit diesen Mördern ist nicht zu spaßen.«

Leider konnte Alarik nicht widersprechen. Kropper war kein Mann leerer Drohungen. Das Wohl seiner Familie hing von den jetzt zu treffenden Entscheidungen ab. »Nicht im Traum hätte ich eine derart übertriebene Reaktion auf den Vorfall in der Kirche für möglich gehalten. Dahinter steckt ganz bestimmt mehr. Dieser Kjell erwähnte einen Ort – *Krümeln* habe ich verstanden. Davon habe ich noch nie gehört.« Er suchte Weibsbilds Blick.

»Ich habe es schon gehört, doch leider weckt das Wort *Krümeln* keine Erinnerungen in mir«, sagte sie. »Doch anscheinend haben sie dort ihr Unwesen getrieben.«

»Vermutlich hat dieser Ort irgendeinen Bezug zu deiner Person.« Er atmete tief ein. »Doch das bringt uns mit unserem Dilemma nicht weiter.«

»Eines ist sicher: Wir dürfen uns das nicht gefallen lassen«, erklärte Hedwig. »Und wir gehen zum Priester, zum Bürgermeister, zum Stadtrichter und zu wem auch immer, um unsere Unschuld zu beteuern.«

Betrübt schüttelte Alarik den Kopf. »Dafür reicht die Zeit nicht aus.«

»Es war zwar beschlossene Sache, dass ich euch heute verlasse, doch unter diesen Umständen bitte ich euch, noch bleiben zu dürfen. Ich kann euch nicht Probleme einbrocken und sie euch dann ausbaden lassen. Das ist nicht meine Art«, sagte Weibsbild.

Das weckte Irmels Lebensgeister. »Bevor die bösen Männer aufgetaucht sind, haben wir abgestimmt. Wir wollen, dass du nicht fortgehst.«

»Das ist lieb von euch«, sagte Weibsbild. Ein Lächeln huschte über ihre Lippen.

»Wobei ich dagegen gestimmt habe. Als hätte ich es geahnt, dass deine Person uns alle in Lebensgefahr bringt«, schimpfte Hedwig. »Jetzt ergibt sich eine noch verzwicktere Situation. Sie wollen dich mit allen Mitteln, drohen damit, uns zu schänden und zu verstümmeln. Nicht zu vergessen, uns das Dach über dem Kopf anzuzünden. Nach all dem, nenne mir nur einen Grund, weshalb du nicht ganz schnell verschwindest.«

»Damit all dies nicht geschieht und ihr mich morgen an die Söldner ausliefern könnt.«

Alarik schnappte nach Luft. »Das kommt nicht in Frage. Es ... es muss eine andere Möglichkeit geben.«

Weibsbild zuckte mit den Schultern. »Mir fällt keine ein. Nur so könnt ihr euch entlasten und euer altes Leben zurückgewinnen. In der Kürze der Zeit verbleibt nur dieser eine Weg. Und vielleicht finde ich auf diese Weise heraus, was die Söldner über mich wissen.«

»Mir gefällt das ganz und gar nicht«, widersprach der Buchfeller erneut. »Die werden dir nichts verraten, sondern dich auf direktem Weg zum Bischof schleppen.«

»Zu dem will ich auch, so oder so. Glaubt mir, ich werde mir Bischof Tormut von Braunstein schnappen, denn hinter dem Ganzen steckt mehr. Und ich bekomme es heraus.«

Alarik erwiderte nichts. Vielleicht, weil ihn ihre Entschlossenheit gleichermaßen erschreckte, wie imponierte.

9 Gewinne die Minne

»Angeblich befinden sich in den Geisterbergen zahlreiche Höhlen. Lasst uns dort nach einem Unterschlupf suchen«, schlug Brunhild vor.

»Höhlen sind feucht, dunkel und stinken in jeder Ecke«, meckerte Kobo.

»Lieber nicht.«

»Im Gegenteil, im Gebirge wird es deutlich trockener sein als im *Fuchsficht*«, entgegnete sie. »Und windgeschützter.« Sie warf einen Blick auf Tuni. »Was sagst du dazu, Barde?«

»Beides hat Vor- und Nachteile«, versuchte er es diplomatisch.

»Wenn du weiterhin solch nichtssagenden Quark von dir gibst, reden wir ausschließlich über die Nachteile. Und zwar über die für dich.«

»Respekt! Du motivierst ihn nach allen Regeln der Kunst zur Meinungsfindung«, lobte Graubert.

»Also?« Brunhild ließ nicht locker und sah ihn erwartungsvoll an.

»Genau genommen kommt es auf die Höhle an. Es gibt geeignete und weniger geeignete Unterschlupfe«, versuchte es Tuni erneut und merkte selbst, wie schlapp das klang.

Sie stöhnte.

»Vielleicht kann er seine Meinung nur in Gesangsform kundtun.« Wanda grinste in sich hinein.

Insgesamt bestand die Räuberbande aus sieben Mitgliedern, wenn er sich mitzählte, was er wohl oder übel tun musste. Außer Brunhild, Graubert und Kobo gab es da noch Tott den Geschwätzigem, sowie Ilvor den Erbarmungslosen und, nicht zu vergessen, Wanda die Ewige.

Bei Licht betrachtet sahen die Halunken weniger halunkig aus, und vor allem nicht mehr so gemein und gefährlich. Mittlerweile behandelten sie Tuni wie einen der ihren, teilten Essen und Nachtlager mit ihm, sowie Sorgen und Nöte. Dennoch war es offensichtlich, dass sie ihm nicht vertrauten, zumindest Brunhild hegte ihm gegenüber noch Vorbehalte. In der Nacht kassierte sie stets seine Laute ein. Ein wirksames Faustpfand, wie Tuni sich eingestand.

Verzichte auf das alte Ding und schleiche dich in der Nacht davon, bevor Schlimmeres geschieht, schlug Schlauberger vor.

Kommt nicht in Frage, antwortete Tuni in Gedanken. Ohne mein geliebtes Musikinstrument mache ich mich keinesfalls aus dem Staub.

Seit drei Tagen marschierten sie nun ostwärts auf die Berge zu. Fremden Menschen gingen sie stets aus dem Weg, anstatt sie zu überfallen, was Tuni

mit Erleichterung erfüllte. Das Wetter wurde angenehmer, wie auch die Stimmung untereinander, und da er im Grunde nichts Besseres zu tun hatte, empfand er das Räuberdasein als gar nicht mal so übel. Vor allem, wenn es sich weiterhin eher als Wanderdasein entpuppte. Er fragte sich, ob die Bande überhaupt irgendwann mal etwas rauben würde, denn es herrschte akuter Geldmangel.

»Warum rufen dich die anderen Wanda die Ewige?«, fragte Tuni Wanda die Ewige, eine grauhaarige, aber rüstige Frau, die neben ihm ging und deren Atem wie ein Haufen Laub im Wind raschelte.

»Weil ich Wanda heiße und schon ewig lebe«, erklärte sie. »Im Herbst feiere ich meinen hundertsiebzehnten Geburtstag.« Sie reckte ihr Kinn vor. »Dafür bin ich doch noch gut zuwege, oder?«

Er linste verstohlen zu ihr hinüber und grübelte, ob sie für dieses Alter noch erstaunlich jung aussah, oder ob sie das Blaue vom Himmel herunter flunkerte. Sowohl Tunis Verstand als auch seine Lebenserfahrung plädierte eindeutig zu Letzterem.

»Dem möchte ich nicht widersprechen. Ich für meinen Teil werde bald dreißig«, sagte er wohldurchdacht, um das Gespräch in Gang zu halten.

»Dann könntest du ja mein Urururenkel sein«, meinte sie.

Wie viele *Ur* auch immer, offensichtlich hatte die Dame jeglichen Bezug zur Vergänglichkeit der Zeit verloren.

Graubert holte alle jäh in die Wirklichkeit zurück. »Wir müssen Geld auftreiben, unsere Essensvorräte gehen zur Neige.«

»Oder wir gehen auf die Pirsch«, schlug Ilvor vor und klopfte auf seinen Bogen, den er über dem Rücken trug.

»Wir haben seit Tagen weder Hirsche noch Hasen gesehen. Nicht einmal ein Rebhuhn ist uns über den Weg gelaufen. Es besteht also akuter Handlungsbedarf«, erklärte der Anführer.

Kobo grantelte los: »Was sind schon Räuber, die nicht räubern! Nehmen wir uns einfach, was wir brauchen. Zumal wir unserem Goldkehlchen Inhalte liefern müssen, sonst werden wir nie berühmt.«

Auf solch einen Einwurf war Tuni vorbereitet. »Nicht nötig, ich habe das Bandenlied bereits weiter gedichtet. Wollt ihr es hören?«

Spornstreichs kehrte Ruhe ein. Tuni rüstete seine Laute und schon zog seine klare Stimme alle in ihren Bann.

Der Führer schlau, die Kämpfer wild,

*die edle Dame hold und weise.
Des Grauberts schöne Brunhild,
oftmals laut und manchmal leise.*

*Die Freiheit ist das höchste Gut,
Für Recken mit dem rechten Mut,
Der Weg das Heim, der Himmel das Dach,
Kein Ziel zu weit, für Helden siebenfach.*

»Ich hasse Gedichte und die Wahrheit!«, meckerte Kobo. »Und ich komme immer noch nicht drin vor.«

»Also ich bin zufrieden«, stellte Brunhild klar.

»Kein Wunder, dir kriecht er auch in den Arsch. Reimen und schleimen!«
Um seiner Empörung zusätzlich Ausdruck zu verleihen, furzte Kobo laut.

»Ich kann mir halt keinen Reim auf dich machen«, verteidigte sich Tuni.
»Überleg doch mal ... was reimt sich schon auf Kobo.«

»Hm!«, machte Kobo. »Und nun?«

»Wenn wir dich ab sofort Hein nennen würden, dann hätte ich es deutlich einfacher«, schlug Tuni vor.

»Kommt nicht in Frage«, fistelte der Dürre entrüstet und wackelte mit den schwarzen Augenbrauen. »Was soll sich auf Hein schon reimen?«

Brunhild half nach: »Wildschwein, Hasenbein, das Hirn ist klein.«

Ein scheues Lächeln belebte Tunis Mundwinkel.

»Mach bloß keinen Fehler, Barde!«, drohte Kobo. »Und tu nicht so, als läge es an meinem Namen, der nicht zum Reimen taugt. Du könntest beispielsweise singen: Der Kobo, der ist furchtbar schlau, das wissen alle ganz genau.«

Brunhild verzog das Gesicht. »Das klingt sehr althergebracht.«

»Eher altehrwürdig.«

»Außerdem wollen wir doch bei der Wahrheit bleiben.«

»Pah! Jetzt wirst du aber frech«, schnaubte der Dürre. »Glaube nicht, weil du die Braut vom Anführer bist, kannst du dir alles rausnehmen.«

»Nur, was mir zusteht, Kobo. Und jetzt beruhige dich. Tuni wird dich bestimmt in einem seiner nächsten Verse berücksichtigen.«

»Was ist eigentlich mit mir?«, fragte Wanda.

Tuni fuhr sich mit der Hand über die Stirn ins Haar. »Ich arbeite noch an weiteren Strophen. Es wird sich für jeden etwas finden.«

»Verschont mich mit eurem albernen Gejammere, davon werden wir nicht satt«, nörgelte Graubert, der anscheinend etwas gegen seinen Hunger unternehmen wollte. »Die Lage ist ernst, daher schwirrt mir schon seit heute Morgen ein Gedanke durch den Kopf.«

Alle Augen richteten sich erwartungsvoll auf den Anführer. Vielleicht war er deshalb der Anführer – wenigstens einer, der die wichtigen Dinge im Sinn behielt.

»Jedes Jahr am Frühlingsanfang wird in Mühlwehr ein Sangeswettstreit der Barden veranstaltet.« Graubert machte eine Pause, bevor er bedeutungsschwanger fortfuhr: »Ich kenne einen, der durchaus das Zeug zum Mitmachen hätte.«

»Da kann dir nur einer vorschweben – unser Goldkehlchen.« Kobo verzog das Gesicht. »Aber dieses Geträller den ganzen Tag finde ich stinklangweilig. Und überhaupt, was soll das bringen? Nichts als Zeitverschwendung.«

»Nach alter Tradition bekommt der Gewinner dreihundert Silber Groschen und einen Gaul.«

»Auf nach Mühlwehr – wir melden Tuni an«, frohlockte Kobo. »Das mit dem Geträller ist eine hervorragende Idee.«

»Was in aller Welt wollt ihr mit einem Gaul?«, fragte Wanda.

»Aufessen natürlich«, erklärte der Dürre.

»Moment! Ich soll was?« Das ging Tuni alles zu schnell.

»Singen und gewinnen! Was ist daran so schwer zu verstehen?«

»Ja, aber ...«

»Wir nehmen das *Ja* und streichen das *Aber*. Das ist doch mal ein vielversprechender Plan. Mühlwehr – wir kommen!«, beschloss Graubert mit zufriedener Miene. »Du bist virtuos auf der Laute und grandios mit der Stimme. Das schaffst du.«

»Auf geht's, Goldkehlchen.« Kobo grinste freudlos. »Nur kein Druck! Bleib entspannt. Falls du nicht gewinnst, erschlagen wir dich.«

Tuni wusste nicht, wie ihm geschah, und versuchte zu retten, was noch zu retten war. »Ich habe schon mal von diesem Wettstreit gehört. Dort werden die besten Minnesänger, Spielleute und Musikanten des Landes ihre Lieder zum Vortragen bringen. Während ich ... noch nie öffentlich aufgetreten bin.«

»Umso größer wird das Erstaunen sein. Die Menschen sind verrückt nach überraschenden Außenseitern.« Brunhild klatschte vor Vorfreude in die Hände.

»Und sie drehen regelrecht durch, wenn ein Außenseiter siegt«, ergänzte

Wanda.

Diese Bande von Halunken schnürte ihm gerade eine Menge Erwartungen und Verantwortung auf den Buckel, sodass er kaum noch Luft bekam. »Wie soll das vonstattengehen? Dürft ihr euch überhaupt in Mühlwehr blicken lassen? Ich dachte, ihr seid geächtet. Man wird uns alle in Eisen legen.« Tuni warf sämtliche Argumente, die ihm einfielen, in die Waagschale, um die Bürde wieder loszuwerden.

»Sind wir auch«, sagte Graubert. »Doch wir wurden nicht ausgestoßen, sondern haben uns selbst geächtet.«

»Was soll das denn heißen?«

Brunhild erklärte: »Wir stammen alle aus Küstenau. Eines Tages haben wir aus eigenem Antrieb heraus beschlossen, der Stadtgemeinschaft den Rücken zu kehren. Aus vielerlei Gründen. Seitdem leben wir in Freiheit.«

»Kein Herr, kein Fürst, kein König, keine Obrigkeit mehr. Kapiert du?«, erklärte Graubert. »Wir müssen niemandem Rechenschaft ablegen, wir sind unsere eigenen Herren.«

»Wir beugen die Knie nur beim Kacken«, versinnbildlichte Kobo gekonnt.

»So ist es!«, bestätigte die Bande im Chor.

In was für eine Gruppe Nichtsnutze war er da nur hineingestolpert. Sollte er dem Rotkehlchen die Schuld geben? Nein, das wäre zu einfach, zumal er beim Einfetten der Stiefel von Ritter Rorik ähnliche Gedanken gehegt hatte. »Ihr werdet also nicht gesucht, auch nicht wegen Dieberei und Klauerei?«

»Wo liegt denn da der Unterschied?«, fragte Kobo.

»Deine Spitzfindigkeit beantwortet meine Frage nicht.«

»Nein, wir sind keine gesuchten Galgenschwengel, falls du das meinst. Doch das könnte sich von jetzt auf gleich ändern, wenn wir nämlich einen vielversprechenden Barden an einem Baum aufknüpfen, weil er nicht singen will«, erklärte Kobo. »Dort drüben am Wegesrand erspähe ich einen geeigneten Ast.«

»Und das, weil er zu feige ist, beim Sangeswettstreit der Barden anzutreten«, stichelte Brunhild.

»Feige? Eure Drohungen sind feige.« Tuni fasste sich an die Kehle und räusperte sich. »Und außerdem habe ich so ein Kratzen im Hals. Ich glaube, meine Stimme schwindet.« Das Räuspern ging in ein heiseres Keuchen über.

»Du wirst an dem Wettstreit teilnehmen, oder hast du eine bessere Idee, wie wir sonst an Geld kommen?«

Was für eine unschlagbare Logik. Aber nicht mit ihm – darauf wollte sich

Tuni auf keinen Fall einlassen. »Nein, nein, ich kann das nicht.«

»In all den Jahrzehnten habe ich keine schönere Stimme gehört.« Wanda die Ewige klopfte ihm auf die Schulter.

Jetzt versuchen sie es mit Zuckerbrot, dachte Tuni. Doch wie glaubwürdig mag eine Frau sein, die hundertsiebzehn Jahre alt zu sein vorgibt?

»Auch ich bin durchaus geneigt zu beteuern, dass deine kompositorische Darbietung mein Gemüt beseelte«, erklärte Ilvor und klopfte auf seinen Buckler. Tuni konnte sich nicht erinnern, ihn je ohne den kleinen, runden Schild gesehen zu haben.

»Guter Barde!«, fasste Tott den Konsens gekonnt zusammen. Sein Gesicht strahlte wie seine Glatze.

Durch Tunis Hinterkopf wanderte ein tröstlicher Gedanke. In einer großen Stadt wie Mühlwehr würde er sich leichter aus dem Staub machen können als hier in der Wildnis.

Sein Kopf nickte – zögerlich, vorsichtig, verhalten –, aber er nickte, das war nicht mehr wegzuschütteln. Was blieb Tuni auch anderes übrig. »Na gut, probieren wir es. Ich ... werde ein ganz besonderes Lied für den Sangeswettstreit komponieren.«

Lautstark ließ Grauberts Bande ihn hochleben. Besser mit Worten als am Baum.

Zwei Tage später erreichten sie eine Anhöhe, von der aus sie Mühlwehr gut überblicken konnten. Stolz wehten die Banner der Hauptstadt im Wind. Zwei Mauerringe umklammerten und beschützten die eindrucksvolle Stadt. Zu zahlreichen Fachwerkhäusern und offenen Plätzen gesellten sich Prachtbauten wie das Rathaus nebst einer Bibliothek sowie eine geräumige Markthalle und sogar ein Badehaus. Das pompöseste von allen prangte in der Mitte des inneren Ringes: die Kathedrale, deren zwei Türme alles Weltliche überragten – ein Zeichen der Frömmigkeit und des Reichtums der Hauptstadt, über die Gott seine schützende Hand hielt. Vier Generationen Handwerker waren an der Errichtung der Kirche beteiligt gewesen, über dreißig verschiedene Sorten Stein hatten sie verbaut. Allein für die Gerüste waren sämtliche umliegenden Wälder abgeholzt worden. Tuni erinnerte sich an die Erzählungen seines Großvaters, der sein Leben lang auf der Baustelle geschuftet hatte. Als Steinmetz und Bildhauer konnte er sein Talent dort einbringen. So manches Mal hatte Tuni die Gelegenheit erhalten, seinem Großvater bei der Arbeit zuzusehen – ein Privileg, das er schon damals zu

schätzen gewusst hatte.

Schon aus geraumer Entfernung sahen sie das *Große Stadttor* mit den weit offen stehenden Flügeln, das trotz seiner Breite von vier Pferdelängen ein Nadelöhr für den heutigen Ansturm darstellte. Ob der anstehenden Festivitäten strömten zahlreiche Besucher aus dem Umland herbei; dazwischen jede Menge Händler mit ihren Ochsen- und Handkarren.

Ehrfürchtig betrachtete Tuni die Konstruktion aus grob behauenen Steinblöcken und eisenbeschlagenen Holzbalken. Das mächtige Tor zeugte von der Wehrhaftigkeit der Stadt. Auch ein Grund, weshalb Mühlwehr seit seiner Gründung vor über fünfhundert Jahren noch nie erobert worden war.

»Wo entlang geht es zur Meldung für den Sangeswettstreit der Barden?«, fragte Brunhild einen Torwächter, der sich mit beiden Händen an den Schaft seiner Pike klammerte, als würde er sonst umfallen.

»Willst du etwa singen?«, fragte er und musterte sie von oben bis unten.
»Frauen dürfen nicht teilnehmen.«

»Warum eigentlich nicht?«, fragte sie und presste die Lippen zusammen und die Hände in die Hüften.

Die Stadtwache hob die Schultern. »Weil Frauen nun mal Weiber sind.«

»Einleuchtend, ja dann ...« Brunhild packte Tuni am Wamskragen und zerrte ihn äußerst ruppig nach vorn. »Nicht ich möchte teilnehmen, sondern dieser Barde hier.«

Der Stadtsoldat begutachtete Tuni wie eine tierische Hinterlassenschaft.
»Der sieht aber nicht aus wie ein Spielmann. Aber was soll's. Begeht euch zum Marktplatz. Zwei Häuser neben dem Rathaus führt eine Gasse den Berg hinauf. Dort, unter dem Rundbogen, findet ihr den Einschreiber. Beeilt euch, denn ihr seid spät dran. Schließlich findet der Wettstreit schon morgen statt.«

»Wie läuft das Ganze eigentlich ab?«, fragte Graubert.

»Morgen Nachmittag trällern alle um die Wette. Die meisten über Liebesschmerz. Gewinnen kann nur einer. Mehr weiß ich auch nicht. Genug der Fragen, lasst mich nun weiter wachen.«

Interessant, dachte Tuni. Mit *wachen* meinte er *schlafen*. Wie so vieles im Leben eine Frage der Perspektive.

»Ich danke Euch«, verabschiedete sich Brunhild.

Sie traten durch das Tor und befanden sich in der Hauptstadt des Reiches.

Für Tunis Geschmack tummelten sich hier jedoch zu viele Menschen auf zu wenig Raum, denn Mühlwehr erfreute sich großer Beliebtheit. In den letzten Jahren hatte es die Stadt geschafft, das richtige Maß an Großzügigkeit

und Strenge an den Tag zu legen, um ein friedliches Zusammenleben zu gewährleisten, was zu einem ständigen Zuwachs an Bewohnern führte. Innerhalb der Mauern würdigte die Stadtwache sie keines Blickes, die Männer in den Kettenhemden und den Piken versteiften sich darauf, einfach herzustehen. Eingreifen würden sie nur bei besonderen Zwischenfällen. So viel zur *Großzügigkeit*. Die *Strenge* hingegen vergegenständlichte sich für den Besucher mitten auf dem Marktplatz in Form eines – Schafotts. Tuni hatte gewusst, was ihn erwartete, dennoch taumelte er bei diesem Anblick zwei, drei Schritte zurück. Lange war er vor seiner Vergangenheit geflohen, doch nun holte sie ihn ein – auf einen Schlag, wie die Henkersgilde zu sagen pflegte. Nur langsam erholte er sich und konnte nicht anders, als hinzuschauen. Als Mahnmal für eine harte Bestrafung von jeglicher Form von Gesetzesbruch erhob sich eine beeindruckende hölzerne Plattform, auf welche sich den Städtern aus jedem Winkel beste Sicht auf die Hinrichtungen bot. Eine sechsstufige Treppe führte auf die Bühne des Todes. Der Richtblock aus schwarzer Eiche drohte jedem Gesetzesabtrünnigen mit stumpfem Glanz, zudem wollte sich keiner den eigenen Kopf in dem bauchigen Weidenkorb daneben vorstellen. Und, trotz der besseren Aussicht, schon gar nicht auf dem angespitzten blutroten Pfahl, der wie ein erhobener Zeigefinger auf der Plattform emporragte.

Ob sie wollten oder nicht, blieben auch sämtliche Blicke der freien, selbsternannten Räuber an diesem Bauwerk der leibhaftigen Gerichtsbarkeit kleben. Selbst Kobo meckerte nicht, sondern schien mit blutleeren Lippen bitter zu schlucken.

Die Bande überquerte den Marktplatz, der die Ausmaße eines Weizenfeldes besaß. Es wirkte so, als hätte ein Riese mit den Unterarmen sämtliche Häuser zur Seite geschoben, um sich ein weiträumiges Areal zum Schlafen zu schaffen. Wobei das Areal zurzeit alles andere als weiträumig war, denn dort wimmelte es nur so vor Händlern und Ständen mit Waren und Besuchern. Es roch nach Holzkohle, frischem Brot, gebratenem Fleisch und jeder Menge Geschäftigkeit. Sowohl die Vorfreude als auch die Vorbereitungen für das bedeutendste Sangesfest im Reich waren in vollem Gange. Auffällig viele Menschen trugen auffällig bunte Kleider. Einige hatten sogar ihre Gesichter bemalt und kicherten neckisch, wodurch sie gute Laune verbreiteten. Diese ausgelassene Stimmung übertrug sich jedoch nicht auf Tuni; er hegte immer noch Zweifel an der Sache, zumal die Verantwortung für den Erfolg ganz allein auf ihm lastete.

Nicht einmal das Banner mit den verschnörkelten Lettern *Gewinne die Minne* vermochte ihm ein Lächeln zu entlocken. Darunter prangten kunstvoll gemalte Bilder von Flöten, Harfen und Lauten. Brunhild und Graubert hatten jedoch nur Augen für das Schild daneben. *Preisgeld für den Gewinner: dreihundert Silbergroschen und ein Prachtross!*

Sie zwinkerten sich begeistert zu. Grauberts Hand klopfte Tuni väterlich erwartungsvoll auf den Rücken.

Na wunderbar. Seine neue Beliebtheit wie auch die Größe der Herausforderung hinterließ nichts als Zerknirschung auf Tunis Gesicht.

Den Torbogen fanden sie schnell und auch den Einschreiber, der mit seinem grauen Umhang an ein Standpult gelehnt stur auf seine Füße starrte – was immer er dort sehen mochte. Sein grimmiger Gesichtsausdruck hatte mit Minne jedenfalls wenig zu tun.

»Wir wollen unseren Barden für den Sangeswettstreit anmelden«, eröffnete Brunhild das Gespräch.

Der Kerl dachte nicht einmal daran aufzublicken, als er brummte: »Voll!«

»Wie ... voll?«

»Ganz voll. Gerade eben habe ich die zehnte Meldung entgegengenommen. Damit schließe ich das Teilnehmerfeld für den diesjährigen Sangeswettstreit.«

»Moment mal! Es kann doch nicht angehen, dass Ihr den Allerbesten von allen nicht zulassen wollt, nur weil wir einen winzigen Augenblick später eintreffen«, schnaubte Brunhild.

»Regeln sind Regeln.« Gelangweilt hob der Einschreiber den Kopf. »Soll ich ihn für das nächste Jahr vormerken?«

Gute Idee, befand Tuni. Zwölf lange Monate Zeit, um zu verduften und die Sache zu vergessen.

»Erst in einem Jahr? Bis dahin sind wir alle verhungert«, meckerte Kobo.

»Gibt es nicht eine andere Möglichkeit, um noch in diesem Jahr Berücksichtigung zu finden?«

»Gibt es.« Er machte keine Anstalten sich zu erklären.

»Und welche wären das, guter Mann?«, fragte Brunhild honigsüß.

»Die Nachrückerliste.«

»Was hat es genau damit auf sich?«

»Falls einer von den zwölf Gemeldeten ausfällt, darf der Nächste einspringen. Voraussetzung ist jedoch, dass der Sangeswettstreit noch nicht begonnen hat.«

»Wann beginnt er genau?«, fragte Graubert.

»Morgen Nachmittag zum vierten Glockenschlag.«

»So wie es aussieht, bleibt uns nichts anderes übrig, als auf diese Liste zu hoffen«, meinte Brunhild. »Setzt ihn drauf – aber ganz nach oben, und nicht schummeln.«

Der Einschreiber zog die linke Augenbraue hoch. »Wie Ihr meint. Welchen Namen darf ich notieren?«

»Öhm«, machte Tuni, wobei das kein Vorschlag sein sollte.

Alle guckten dumm in die Runde, denn keiner hatte daran gedacht, dem Besten von allen einen Künstlernamen zu verpassen.

Schweigendes Denken.

»Wie wäre es mit – Allerbest?«, schlug ausgerechnet Tott der Geschwätzige vor, von dem Tuni angenommen hatte, dass er nicht sprechen konnte.

Die Bande überlegte, ob der Name Allerbest der allerbeste wäre, doch es kam kein zweiter Vorschlag.

»Also – der Barde Allerbest«, resümierte der Einschreiber, nahm seine Feder vom Pult und notierte den Namen mit blauer Tinte auf einem Stück Pergament. Damit war es besiegelt. »Wer von euch ist denn der Glückliche?«

Kobo schob Tuni in die erste Reihe. »Der hier. Sieht man doch auf den ersten Blick. Keiner ist glücklicher.«

Der Einschreiber taxierte Tuni von den Stiefeln bis zum Scheitel und verzog den Mund. »Viel macht der nicht her. Wieso trägt er kein Kostüm? Nicht mal für einen anständigen Hut hat es gereicht. Aber was das Schlimmste ist: Der Kerl hat keinerlei Ausstrahlung.«

Schon meckerte Kobo: »Mensch, Tuni! Strahl mal was aus!«

»Am Charisma arbeitet er noch«, erklärte Brunhild.

Meinte sie damit das neue Lied?

Als Nächstes beäugte der Einschreiber die Begleiter des Bardens Allerbest, die in ihren abgerissenen Klamotten allesamt noch weniger hermachten. »Und in welcher Rolle übt ihr euch?«, fragte er und rümpfte die Nase wie auf der Latrine.

»Och«, meinte Brunhild und zeigte reihum. »Handelsführer, Vermittler, Gewährsmann, Lautenträger, Leibwächter, und ich bin der seelische Beistand. Ein berühmter Barde kann nur so gut sein wie seine Leute im Hintergrund.«

Nun zog der Mann die rechte Augenbraue nach. Vertraulich beugte er sich

zu Tuni vor, legte die flache Hand an den Mund, verzichtete aber darauf, seine Stimme zu senken. »Hör mal, Barde Allerbest. Wenn du wirklich so gut bist, sieh zu, dass du diesen Haufen Schmarotzer loswirst. Oder willst du die alle durchfüttern?«

Tuni war drauf und dran zu rufen: Ich will gar nicht singen. Ich will keinen durchfüttern. Ich will, dass ich nichts will. Er hörte in sich hinein. Ich will auch keine Stiefel mehr putzen. Also schwieg er.

»Was wisst Ihr schon!«, fuhr Brunhild den Schreiber an. »Wir sind eine Familie und alle füreinander da.«

»Ja, ja.« Der Einschreiber gähnte unverhohlen. »So, so.«

»Wo findet der Wettbewerb eigentlich statt?«, wollte Graubert wissen.

Ob der offenbaren Dämlichkeit dieser Frage kippte die Stimme des Schreibers gequält. »Wo, fragt Ihr?«

Graubert nickte tapfer.

»Dort natürlich!« Alle seine Zeigefinger zielten auf das Schafott.

»Entzückend!«, entfuhr es Wanda der Ewigen.

»Pragmatisch«, murmelte der seelische Beistand, wobei Tuni auch diesmal keine Ahnung hatte, was das bedeutete. Er folgte den Blicken und konnte es kaum glauben. Ein übler Schwindel erfasste ihn. Ausgerechnet auf der Hinrichtungsplattform sollte er auftreten! Was für ein schlechter Scherz. Doch bislang hatte auch niemand behauptet, das Schicksal besäße Sinn für Humor. Fassungslos betrachtete er das Podest. Hoch und heilig hatte er sich einst geschworen, nie wieder ein Schafott zu betreten. Jedenfalls nicht aus freien Stücken. Er stöhnte gequält, doch dies interessierte die anderen nicht.

Brunhild flötete: »Nur noch eine Frage. Die meisten Barden sind doch sicherlich schon angereist. Wo können wir sie antreffen?«

»Einige von ihnen findet ihr im *Goldenen Rammler*. Dort wird bereits seit Tagen gefeiert.«

»Habt Dank.« Sie schenkte ihm ein windschiefes Lächeln. Graubert würdigte ihn keines Blickes, und Kobo knurrte nur, als sie sich umdrehten und ihn stehen ließen.

»Ziegenmist! Wir hätten ihn noch fragen sollen, wo die Schänke zu finden ist«, fluchte Brunhild.

»Soll ich noch mal zu dem Klugscheißer zurück?«, bot sich Kobo an.

»Das ist die Taverne schräg gegenüber, einmal über den Marktplatz«, erklärte Tuni, der sich von seinem ersten Schreck erholt hatte.

»Oho! Allerbest kennt sich hier aus, demnach ist das Ganze ein Heimspiel

für ihn«, freute sich Kobo.

»Man muss hier nicht zuhause sein, um zu wissen, wo der *Goldene Rammler* ist«, erklärte Tuni mit rostiger Stimme. »Aber warum sprichst du über mich wie über einen Dritten? Ich dachte, wir sind eine große Familie.«

»Sei nicht so empfindlich!«, knurrte er. »Aber warum bist du so bleich wie dein eigenes Gespenst?«

»Das ist nur die Enttäuschung, nicht auftreten zu dürfen«, erklärte Brunhild an seiner statt. »Mach dir keine Sorgen, Tuni, wir stehen dir bei.«

Welch ein Trost. Doch im Grunde fühlte er Erleichterung bei dem Gedanken, dass der Gesangeskelch an ihm vorübergegangen war. Die zehn Teilnehmer standen fest, und für ihn gab es keinen Platz.

Schon von weitem hörten sie die ausgelassene Stimmung. Durch die schmalen, glaslosen Fenster der Schänke ergoss sich jede Menge Spaß und Jubel auf den Marktplatz.

»Im *Goldenen Rammler* geht's bereits hoch her«, freute sich Brunhild.

Das schmucke Fachwerkhaus mit den roten Ziegeln gehörte seit eh und je zu den bekanntesten Gasthäusern im Lande. Ein Treffpunkt der Abenteurer, ein Ort der Mythen und Legenden. Hier wurden Geschichten erdacht und ersponnen sowie Helden geboren und erkoren. Dabei nahm es mit der Wahrheit keiner so genau.

Ein gutes Dutzend Pferde warteten angebunden auf ihre Besitzer, über ihnen schaukelte das Schild mit dem goldenen Hasen sanft im Wind.

Als sie die Tür öffneten, schwappten Ausdünstungen intensiver Geselligkeit zu ihnen herüber – ein süßlicher Geruch nach Schweiß, Bier, Wein und Tratsch. Als Erster trat Graubert ein, die anderen folgten auf dem Fuße. Ein riesiger Rauchabzug aus Stein dominierte die Mitte des Gastraumes, darunter glimmte ein Feuer im Kamin. Sternförmig darum angeordnet fanden sich vollbesetzte einfache Holzbänke und Stühle, in den Nischen und Ecken der Wände türmten sich Kisten und Fässer, dazwischen standen Regale mit Flaschen und Krügen. Eine dichte Schicht Stroh bedeckte den Steinboden, stets bereit, jeglichen Schmutz und Flüssigkeiten, wie verschüttete Getränke und Erbrochenes, aufzusaugen. Empfindliche Nasen sollten diesen Ort meiden.

An der Wand gegenüber dem Eingang erstreckte sich ein massiver Holztresen, hinter dem gleich drei Schankfrauen geschäftig hin und her huschten. Aus den Fässern in ihrem Rücken füllten sie Bier in Holzkrüge und Wein in Tonbecher. So schnell wie ihnen die Arbeit von der Hand ging, taten

sie dies nicht zum ersten Mal.

Als die Bande nähertrat, stimmte die Gesellschaft gerade das berühmte Lied des Hauses an. Drei Männer im Chor gaben auf einem Tisch stehend Takt und Melodie vor.

*»Jedem Rammler seine Zibbe.
Nur so viel braucht's für die Libbe.«*

Alle fielen grölend ein – Mann und Weib, jung und alt, hoch und tief, krumm und schief. Hauptsache laut.

*»Jedem Rammler seine Zibbe.
Nur so viel braucht's für die Libbe.«*

Kurz und schmerzlos auf den Punkt, dachte Tuni. Den Text kann sich jeder merken, selbst nach vielen Humpen Bier – der Reimeschmied war ein Meister seines Faches.

»Hier gefällt es mir«, frohlockte Brunhild.

»Die drei Vorsinger sind bestimmt Barden, die beim Sangeswettstreit mitmachen«, mutmaßte Graubert.

»Schlau erkannt, mein Großer. Und einen von ihnen müssen wir nur noch aus dem Verkehr ziehen.«

Tuni riss die Augen auf. Verflixt, zu früh gefreut. Dieses Unterfangen traute er der Bande ungesehen zu. Dabei war sein Lied nicht einmal zur Hälfte fertig und benötigte noch jede Menge Feinschliff. Ganz zu schweigen von diesem vermaledeiten Schafott, auf dem er unter keinen Umständen auftreten wollte. Es schüttelte ihn, als die Erinnerungen an seinen Vater hochkamen. Vor einigen Jahren hatte es Tuni in die Nähe seines Heimatortes verschlagen. Damals hatte er nach ihm gefragt, doch es hieß, sein Vater wäre eines Tages verschwunden und nie wieder aufgetaucht. Ob er überhaupt noch lebte?

10 Gnade

Ein seltener Anblick, wie Sonne und Mond nebeneinander am Horizont verschwanden. Weibsbild blickte dem Pferdekarren hinterher, der die liebgewonnene Pergamentmacher-Familie in die Stadt brachte. Es hatte viel guten Zuredens bedurft, um Alarik davon zu überzeugen, mit seinen Töchtern loszufahren. Er käme sich wie ein Verräter vor, sie allein auf dem Hof zurückzulassen, hatte der Buchfeller ihr sein Leid geklagt. Dabei war es seinen Kindern und ihm selbst um ein Haar an den Kragen gegangen – die Söldnertruppe kannte keine Skrupel. Was für ein mutiger, rechtschaffener Mann.

Mit dieser Form des Abschieds war die kleine Irmel überfordert gewesen, mit feuchten Augen hatte sie Weibsbild umarmt. Auch Stanzi hatte Weibsbild kurz an sich gedrückt, während Hedwig ihr mit einem kühlen Seitenblick lediglich viel Glück gewünscht hatte. Immerhin schien sie es ernst gemeint zu haben.

Obgleich Glück allein nicht helfen würde, wusste Weibsbild.

Ihr Zorn auf die vier Söldner war noch nicht verraucht. Was für eine feige Bande, die für ein paar Münzen einen wehrlosen Pergamentmacher und seine drei Töchter bedrohten. Wie stark mussten die sich erst fühlen, wenn sie einer einzelnen hilflosen Frau gegenübertraten?

Die letzte Nacht hatte sie auf ihrer Strohmattatze im Anbau direkt neben dem Wasserzuber verbracht. Diesen Platz hatte sie sich ausgesucht, um die Söldner vom Haupthaus fernzuhalten, für den Fall, dass sie vorzeitig zurückkämen.

Der Anbau roch nach nassem Fell und Alariks geheimer Branntkalkmischung. Erstaunlich, wie schnell sie sich an den Gestank gewöhnt hatte. Heute würden die Felle unbehandelt liegenbleiben – wichtigere Ereignisse als das Herstellen von Pergament nahmen ihren Lauf.

Welcher Lauf das sein könnte, vermochte sich Weibsbild nicht auszumalen. Dafür türmten sich die offenen Fragen so hoch wie der Brennholzvorrat für den Winter an der Außenwand. Sollte sie wirklich abwarten, bis ihr die Söldner erneut gegenüberstanden? Und wie würde diese Begegnung enden? Aus welchem Grund sollte sie sich den Söldnern ausliefern? Ihr Entschluss zu bleiben und sich der Gefahr zu stellen, kam zu einem großen Teil dadurch zustande, dass sie die Bewohner des Hofes schützen wollte, schließlich hatte Alarik sie aufgenommen wie eine verlorene

Tochter. Allein aufgrund ihres unbedachten Verhaltens befand sich seine Familie nun in tödlicher Gefahr, weshalb sie sich für die Misere verantwortlich fühlte. Doch da gab es noch einen weiteren Grund für ihr Verharren, das Zünglein an der Waage, das den Ausschlag gab: Die Söldner wussten etwas über sie. Und selbst wenn es nicht viel war, musste sie es unbedingt herausbekommen – Gefahr für ihr Leben hin oder her.

Folglich wartete sie nun auf vier kampfproben Krieger, die ihr alles andere als wohlgesonnen waren. Merkwürdigerweise verspürte sie keinerlei Furcht. Kannte sie dieses Gefühl grundsätzlich nicht, oder hatte sie einfach nur vergessen, wie es sich anfühlte? Vielleicht ließ auch ihr unbändiges Gottvertrauen Angst gar nicht erst zu. Wahrscheinlich war sie einfach nur naiv und töricht.

Wie an jedem Tag suchte sie in ihrem Gedächtnis nach Erinnerungsfetzen. Sie kramte regelrecht darin herum wie in einer großen Truhe, doch auch diesmal konnte sie nichts Brauchbares daraus hervorholen, und die Vergangenheit blieb im Verborgenen. Ihr bisheriges Leben war weggesperrt, verschüttet und verloren. Sie wusste nicht einmal, wie viele Jahre es schon währte – Alarik hielt sie für etwas älter als Hedwig.

Sie ging zurück in den Schuppen, in den nur wenig Licht einfiel, da sie einige Belüftungsschlitze mit alten Pferddeckeln verhängt hatte. Das Warten strengte mehr an, als sie gedacht hatte. Zwischendurch fütterte sie die Hühner, fegte die Haare auf der Werkbank mit einem Handbesen zusammen und schmierte die Angeln der Tür. Nun saß sie auf einem Holzschemel und polierte die mondsichelartigen Schabeklingen mit einem Leinentuch. Wie hatte Alarik das Werkzeug genannt? Lunarium. Ein schwacher Trost: Für alles Neuerlernte funktionierte ihr Gedächtnis hervorragend. Nach getaner Arbeit spiegelte das glänzende Metall ihr Antlitz. Schwarze Haare umspielten ihr Gesicht, braune Augen blickten sanftmütig drein, wackelnde Brauen begrüßten sie. Auch der Ansatz des hellblauen Kleides, das Alarik ihr am ersten Tag herausgesucht hatte, war gut zu sehen.

Wer bist du?, fragte sie. Die fremde Frau antwortete nicht.

Sorgfältig zupfte sie den Kragen des Kleides zurecht. Gerade als sie überlegte, womit sie sich als Nächstes nützlich machen konnte, vernahm sie das Stampfen von Pferdehufen – es klang wie ein Kriegsmarsch. Sie streckte den Kopf hinaus und sah die vierköpfige Armee auf den Hof einbiegen. Weibsbild nahm eine der groben Lederschürzen vom Nagel und legte sie sich über den Arm.

Mit Absicht hatte sie die Tür des Anbaus weit offen stehen lassen, um die Aufmerksamkeit der Söldner auf das Gebäude zu lenken. Es funktionierte, alle Blicke richteten sich auf sie, als sie auf den Hof hinaustrat. Sie spürte die warme Morgensonne im Rücken. Gut so.

Die Söldner parierten ihre Gäule.

Auf den ersten Blick erkannte sie den stiernackigen Narbengesichtigen aus der Kirche, der dem Bischof nicht von der Seite gewichen war. Kropper.

Und er war es auch, der den Plausch eröffnete. »Na sieh an! Der Fellkratzer hat Wort gehalten. Es geht nun mal nichts über den Ansporn, die Familie beschützen zu wollen.« Belustigt lehnte er sich vor, wobei er sich mit beiden Armen auf den Sattelknauf stützte.

Vier große Männer auf riesigen Rössern glotzen auf sie herunter, als betrachteten sie eine eitrige Beule.

Wäre nicht jetzt ein guter Zeitpunkt für die Angst? Ihr Magen sollte sich zusammenziehen, die Spucke im Mund eintrocknen und der Schweiß den Rücken hinunterlaufen. Sie wartete vergeblich, nichts davon geschah. Stattdessen antwortete sie: »Genau, Alarik beschützt seine Familie und nicht mich. Um es klarzustellen: Mit dem Pergamentmacher habe ich nichts zu schaffen. Er hat lediglich dafür gesorgt, dass wir uns zusammenfinden. Nun stehe ich also hier, denn auch ich möchte mit euch sprechen.«

»Ich habe nicht damit gerechnet, die gesuchte Maid hier anzutreffen«, sagte ein Mann mit einem schmuddeligen Zopf, den er bestimmt schon etliche Wochen nicht gelöst hatte. Er beschattete seine Augen, um sie gegen die Sonne genauer inspizieren zu können.

Weibsbild erkannte seine Stimme sofort. So sah Kjell also aus, dieser ganze Kerl, der sich gern an kleinen Mädchen vergriff. Zum ersten Mal an diesem Morgen befiel sie Unsicherheit. Hatte sie diese Stimme in ihrem früheren Leben vielleicht schon mal gehört?

Die beiden anderen Söldner starrten sie aus trüben Augen an. Schwer zu sagen, was ihnen durch den Kopf ging. Vermutlich wenig. Sie wollte sich keine Schwäche anmerken lassen. »Ihr kennt mich anscheinend schlecht. Heraus mit der Sprache, warum stellt ihr mir nach?«, fragte Weibsbild mit fester Stimme.

»Wir sind gekommen, um dich zu holen. Das heißt, wir bringen dich nach Mühlwehr.«

»Warum?«

»Wie warum?« Zwischen die ledernen, vernarbten Gesichtszüge Kroppers

drängte sich Verblüffung.

»Ist die Frage so schwer zu verstehen? Dann stelle ich sie anders. Was will euer Auftraggeber von mir?«

Er schnalzte mit der Zunge. »Hat dich unser gemeinsamer Freund Alarik nicht vorgewarnt? Du wirst wegen Ketzerei gesucht.«

»Von Bischof von Braunstein?«

Kropper verzog das Gesicht. »Mir reicht dein freches Gehabe. Du kommst jetzt mit uns.«

Gleich hatte sie Kropper, wo sie ihn haben wollte. »Warum bemüht sich der Bischof so sehr um eine einfache Frau wie mich?«

»Das interessiert uns nicht. Wir führen lediglich Aufträge aus.«

In beiläufigem Ton fragte sie: »Vielleicht handelt es sich um eine Verwechslung. Wie lautet euer Auftrag genau, wen sucht ihr?«

Die Augenbrauen des Söldners verschwanden unter dem Lederhelm.

Weibsbild hielt den Atem an. Kommt ihm die Antwort gleich über die Lippen? Heraus damit! Sag meinen Namen. Los!

»Du bist die gesuchte Ketzlerin. Mehr müssen wir nicht wissen. Hiermit nehmen wir dich in Gewahrsam.«

»Verrate mir erst, was mir zur Last gelegt wird.«

»Schweig! Du hast gar nichts zu fordern. Du bist unsere Gefangene.«

Sie legte den Kopf schräg, als würde sie überlegen. »Bin ich nicht, Kropper. Solange du mir nicht erklärst, aus welchem Grund ihr mich meiner Freiheit berauben wollt, bleibe ich hier. Ich bin davon überzeugt, dass ihr hinter der Falschen her seid. Ich bin nämlich keine Ketzlerin, sondern sehr gottesgläubig.«

»Hör mal, Hauptmann – wie lange lässt du dir von der Schlunze noch auf der Nase herumtanzen?«, knarzte Kjell. »Ich bringe ihr Manieren bei.«

»Schnauze!«, fuhr Kropper ihn an und wandte sich wieder Weibsbild zu.

»Du merkst, dass du unsere Geduld überstrapazierst. Der Auftrag lautet: Fangt die Ketzlerin und bringt sie her. Ketzlerin lautet der Name, den du anscheinend hören möchtest. Und falls es dich interessiert: Von unversehrt war nicht die Rede. Wir haben also freie Hand. Männer, schnappt sie euch!«

Die Söldner stiegen aus ihren Sätteln, bis auf Kropper, der sich weiterhin lässig auf seinen Sattelknauf stützte.

»Verstehe, ihr seid uneinsichtig. Aber eins noch ...«, sagte sie und hob den Arm mit der Lederschürze.

»Wartet!«, bedeutete Kropper seinen Männern. »Was hast du da?«

Die Söldner hielten in der Bewegung inne.

»Nur eine Schürze. Wartet, ich zeige sie euch.« Seelenruhig legte sie das Kleidungsstück um und schnürte es in der Taille fest.

»Die ist verrückt. Übergeschnappt«, stöhnte Kjell.

»Und was ... soll das?«, fragte Kropper konsterniert.

»Das Kleid darunter ist nur geliehen, ich will es vor Blutflecken schützen.« Sie hob warnend den Zeigefinger. »Ihr werdet fallen, so wie einst Sodom und Gomorra der Verderbnis und Ungerechtigkeit wegen. Also überlegt euch den nächsten Schritt gut. Noch bleibt Zeit für Frieden und Gelegenheit umzukehren, ohne zurückzublicken.«

»Sodor und Gomor kenne ich nicht. Bestimmt keine guten Söldner, sonst hätte ich schon von ihnen gehört. Du bist völlig übergeschnappt!«, wiederholte Kjell.

Vermutlich hatte er recht. Weibsbild wusste selbst nicht, woher ihr Selbstverständnis, ihr Selbstvertrauen rührte. Was sollte sie allein gegen die vier Männer ausrichten?

»Herr, geleite mich auf meinem Weg.« Sie drehte sich um und verschwand durch die immer noch sperrangelweit offen stehende Tür in den Anbau.

»ERGREIFT SIE!«, hörte sie den Hauptmann brüllen.

Hier drinnen war es deutlich dunkler. Weibsbild ging direkt hinter der Schwelle in Stellung. Sie musste nicht lange warten – mit vorgehaltenem Schwert stürmte Ede oder Sven herein, blieb abrupt stehen und blinzelte, gefolgt von Ede oder Sven, der dem Vorgänger beinahe in die Hacken lief.

Sie machte sich den blutigen Ernst der Lage noch einmal klar. Der Zeitpunkt war also gekommen – unaufhaltsam, unabwendbar. Ab hier half kein Stoßgebet mehr, es verblieb nur der Stoß. Doch wie ging sie am besten vor? Sie betrachtete ihre Hände mit den zarten, feingliedrigen Fingern – nicht einmal ihre Nägel waren lang genug, um damit ordentlich kratzen zu können. Über wehrhaftere Waffen hätte sie sich vorher Gedanken machen sollen.

Der erste Söldner sah ihren Handkantenschlag nicht kommen, mit einem Knacks brach sein Unterarm, die Klinge fiel klirrend zu Boden. Der kurze Augenblick der Orientierungslosigkeit des Angreifers reichte ihr, um einen gezielten Schlag auf dessen Gurgel zu platzieren. Die Wucht drückte den Kehlkopf in den Hals, röchelnd fuhr er sich mit seiner Linken an die verletzte Stelle. Gemächlich hob sie das Schwert auf und ließ es, ohne groß darüber nachzudenken, in ihrer Hand rotieren, indem sie das Handgelenk drehte, im

richtigen Moment die Finger öffnete und wieder schloss. Sie kannte dieses Gefühl, wenn sich die Finger fest und gleichzeitig locker um das Heft klammerte. Die Klinge war nicht optimal ausbalanciert, etwas zu grifflastig, doch für ihre Zwecke sollte es reichen. Es blieb keine Zeit, sich zu wundern, wo ihre Kampferfahrung herrührte. Ihre Stirn fühlte sich heiß an. Als ob sie zur Nähnadel griff, wusste sie auch in dieser andersartigen Situation, was zu tun war. Für Nachsicht blieb keine Zeit, denn der Zweite rückte schon nach. Mit der nächsten Bewegung rammte sie dem Söldner das Schwert tief in den Bauch.

»EDE!«, brüllte der Söldner.

Somit habe ich es jetzt mit Sven zu tun, schlussfolgerte Weibsbild.

Jeder sollte einen Namen haben, gerade sie wusste dies aus Erfahrung besonders gut – selbst wenn er nur für den Grabstein taugte. Mit diesem Gedanken im Kopf abgelenkt, verpasste Svens Schwert nur knapp ihre Schulter. Im letzten Augenblick vollbrachte sie eine Seitwärtsdrehung. Den Schwung ihrer Ausweichbewegung nutzte sie für einen Gegenangriff. Der Söldner riss die Klinge hoch und wehrte ihren Schwerthieb ab, dafür erwischte ihn die volle Wucht ihres Handballens mitten im Gesicht, da half auch der visierlose Helm nicht. Sein Nasenbein knackte hässlich und schob sich tief in den Schädel. Dabei wurden anscheinend Teile seines Gehirns in Mitleidenschaft gezogen, denn die Arme und Beine des Mannes zuckten fortan unkontrolliert. In diesem Zustand gelang es ihm, durch die lichtdurchflutete Öffnung zurück auf den Hof zu stolpern. Nach ein paar zappeligen Schritten fiel er nach vorn aufs Gesicht und rührte sich nicht mehr.

»VERFLUCHT!«, brüllte Kropper.

Ob sich der Herr wohl endlich aus seinem Sattel bequemt?

»SCHEISS AUF – ER WILL SIE LEBENDIG. SCHLACHTEN WIR SIE AB!«, schlug Kjell mit unüberhörbarer Vehemenz vor.

Eines musste sie den Söldnern lassen: Obwohl sie innerhalb weniger Herzschläge zwei von ihnen getötet hatte, dachten die beiden übrig gebliebenen gar nicht daran, die Beine in die Hand zu nehmen und zu flüchten.

»Das kann nicht sie allein angerichtet haben. Wer weiß, wer noch in dem Schuppen steckt«, rief Kropper.

»Hier ist sonst keiner. Und ihr wollt doch was von mir, also müsst ihr schon reinkommen«, antwortete Weibsbild.

»Das könnte dir so passen, Ketzerin. Wir brennen den Schuppen nieder!«
Sie wusste, dass dies eine leere Drohung war, denn die Nähe ihrer Stimmen verriet ihr, dass sich die beiden längst mit dem Rücken an der Wand auf die Türöffnung zu schoben. Mit vorgehaltenen Schwertern glitten sie ein kleines Stück hinein und verharrten dort, um ihre Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen.

Derweil hatte sich Weibsbild hinter die beiden Zuber zurückgezogen und wartete nun mit dem Rücken zur Werkbank.

»Sie ist tatsächlich allein«, stellte Kropper fest.

Mit schmalen Augen fixierten die beiden Söldner das Objekt der Begierde. Für Edes Leiche hatten sie keinen Blick übrig.

»Wir können es hier beenden, ohne weitere Tote«, sagte sie und ließ das Schwert fallen, als ob sie sich ergeben wollte.

»Das war dumm. Jetzt bist du wehrlos und wirst sterben«, grollte Kjell.

Weibsbild tastete nach den Werkzeugen hinter sich. Warum warten, bis die beiden Söldner die Initiative ergriffen und womöglich koordiniert angriffen? Zwischen den beiden Zubern hindurch stürmte sie auf Kjell zu, der einen halben Schritt vor Kropper stand. Da es hier zu eng war, um zu einem Schwerthieb auszuholen, verblieb nur die Möglichkeit eines Stiches. Schon machte Kjell einen Ausfallschritt und versuchte, ihr den Stahl mit ausgestrecktem Arm in die Brust zu bohren. Mit einem Seitwärtsschritt glitt sie am Zuber vorbei. Wie eine Katzenpfote schnellte ihr rechter Arm vor und strich an Kjells Hals vorbei. Anstelle scharfer Krallen wirbelte das noch schärfere Lunarium durch die Luft. Kjell grinste höhnisch. Kunststück – im ersten Augenblick entstand der Eindruck, der Schlag hätte sein Ziel verfehlt. Doch dann ertönte ein gurgelndes Sprudeln, gefolgt von einem sprudelnden Gurgeln. Blut spritzte umher, sie fühlte die warme Flüssigkeit im Gesicht, auf dem Hals, auf den Armen.

Mit beiden Händen umklammerte Kjell seinen Hals, als wollte er die grässliche Wunde auf diese Weise wieder schließen. Beschwerden konnte er sich nicht mehr. Alles, was ihm im Leben blieb, war zu sterben. Kraftlos sank er auf die Knie. Weibsbild konnte ihn getrost aus den Augen lassen, denn nun galt ihre gesamte Aufmerksamkeit dem letzten Feind – dem Hauptmann.

Mit wachen Sinnen richtete Kropper die Spitze seines Bastardschwerts auf ihr Herz. Der Überraschungseffekt war Vergangenheit, der Söldner würde einen Teufel tun und sie weiterhin unterschätzen. Er hob seine breiten Schultern. »So wie es aussieht, bleiben nur noch wir beide, um die

Angelegenheit zu Ende zu bringen.« Er schnalzte mit der Zunge.

Sie sah an sich herunter. Rote Flecken überall – bis auf die Schürze, die weitgehend sauber geblieben war. »Du sagst es. Ihr habt mein Kleid versaut, doch darauf kommt es jetzt auch nicht mehr an.« Sie fuhr sich mit der Zunge über die Oberlippe. Der metallische Geschmack von Blut machte sich in ihrem Mund breit, angereichert mit einer Prise Salz, wie von Tränen, Schweiß und Meer.

»Du bist besonders! So langsam glaube ich die Geschichten, die man über dich erzählt.« In Habachtstellung stand Kropper nur zwei Schritte von ihr entfernt.

Ein gerissener Mistkerl. Er wollte sie in Emotionen verstricken und zu einer unbedachten Handlung provozieren. Sich Gefühlswallungen zu ergeben, gehörte zu den ärgsten Fehlern, die man beim Kampf auf Leben und Tod machen konnte. Und zu den letzten, darauf sollte sie unter keinen Umständen hereinfallen. Zu spät – ein einziger Gedanke kreiste in ihrem Kopf, fesselte ihre Aufmerksamkeit. »Was für Geschichten? Wovon redest du?«, fauchte sie.

»Weißt du es denn nicht?« Er lächelte sie an und machte im selben Moment einen Ausfallschritt nach vorn, um sein Schwert mit vorgestrecktem Arm in ihrem Oberschenkel zu versenken. Ihre Rüstung bestand aus einer dünnen Lederschürze und dem Leinen ihres Kleides. Nichts davon konnte den spitzen Stahl aufhalten. Blitzschnell wich sie mit einem Sprung nach hinten aus, der Stich ging daneben.

Sie setzte die Unterhaltung fort und tat so, als wäre nichts geschehen. »Ich weiß nicht, welche Geschichten du konkret meinst.«

»Du wirst nicht nur wegen Ketzerei gesucht, sondern auch wegen Mordes.«

Das war nun mal eine echte Neuigkeit. Das Tragische an dieser Behauptung war, dass sie eine solche Tat weder abstreiten noch ausschließen konnte. Sie wusste es schlicht und ergreifend nicht. Er könnte ihr sonst was erzählen. Aber warum sollte er lügen? »Wen soll ich getötet haben?«

»Einen Priester. Und jetzt kommen noch drei unschuldige Söldner hinzu«, erklärte Kropper.

»Rede keinen Unsinn!«, widersprach Weibsbild. »Vier unschuldige Söldner.«

Ein raues Lachen erklang. »Unglaublich. Ich habe es mir anders überlegt, ich werde dich nicht töten, sondern lediglich unschädlich machen, damit du

zusehen kannst, wie ich diesen Fellkratzer samt seiner drei Töchter aufschlitze, sobald sie wieder auftauchen. Das bin ich meinen Kameraden schuldig.«

Drohungen, Einschüchterungen, Angstmachereien. Wie ein Wachstum den Regen ließ sie seine Worte an sich abperlen.

Der Söldner grinste sein Totenschädelgrinsen. »Du bist wahrlich einzigartig. Furcht ist dir wohl fremd. Ob der Bischof mir deinen Kopf als Trophäe überlässt? Jeden Tag würde ich ihn anspucken.«

Zwei Erzfeinde plauderten miteinander, während sie sich wachsam beäugten, um das kleinste Anzeichen von Schwäche auszumachen, das sie nutzen könnten, um den anderen zu töten. Einer von ihnen würde in Kürze das Zeitliche segnen. Da Weibsbild immer noch die Hoffnung hegte, von Kropper etwas mehr über ihre Vergangenheit zu erfahren, zögerte sie es hinaus. Schließlich stand zu befürchten, dass sie aus dem toten Kropper noch weniger herausbekam als aus dem lebenden.

Es ging also um weitaus mehr als um ihre Kritik am Ablasshandel. Sie soll einen Priester getötet haben. Dem Söldner musste doch noch etwas mehr Hintergrundwissen zu entlocken sein. »Hast du diese Geschichten über mich in *Krümeln* erfahren?«

Kropper stutzte. »Anscheinend weißt du überhaupt nichts, sondern stocherst blind im Nebel. Das spielt aber keine Rolle, der Bischof wird seine wahre Freude an dir haben.«

Sie startete einen erneuten Versuch. »Was glaubt von Braunstein über mich zu wissen?«

»Mich interessieren seine Beweggründe nicht – nur sein Gold. Und davon besitzt er reichlich.«

»Kein Wunder! Verkauft er doch für viel Geld nutzlose Ablässe an gutgläubige Menschen.«

»Sündhaft dumme Menschen!« Er grinste höhnisch. »Doch genug der sinnlosen Worte ... bringen wir es zu Ende!« Entgegen seiner Aussage verharrte er auf der Stelle und beging nicht den Fehler, mit dem langen Schwert in den beengten Raum vorzudringen. Ganz im Gegenteil, er ließ die Klinge auf den Boden fallen und zog einen Dolch aus dem Gürtel. »Ich werde dir all das antun, was du meinen Männern angetan hast. Und noch mehr.«

»Erspare mir deine Drohgebärden. Du bist doch nur ein lächerlicher Leibeigener des Bischofs, gerade mal fähig, alte Männer zu schlagen und

kleine Mädchen zu erschrecken. Einer, der sein Gesicht verunstaltet, um furchteinflößender auszusehen. Reicht es für völlige Blindheit, wenn ich dir dein linkes Auge aussteche? Wie blöd kann man sein.«

Sie drehte den Speiß um – mal sehen, ob er sich provozieren ließ.

Prompt schlug Wut aus seinen Augen. Er zischte: »Ich werde dich töten. Langsam und genüsslich!«

Das hatten wir schon, dachte sie. Wir drehen uns buchstäblich im Kreis, das Gerede brachte keine neuen Erkenntnisse. Weibsbild machte zwei weitere Schritte zurück, sodass sie nicht mehr zwischen den Zubern stand.

Demonstrativ legte sie die beiden Klingen zurück auf die Werkbank.

»Du ergibst dich also?«, fragte Kropper irritiert.

»Nein, so wie ich dich kenne, traust du dich eine Frau nur dann anzugreifen, wenn sie unbewaffnet und wehrlos ist.«

Der Söldner schnaubte. »Darauf falle ich nicht herein. Ich denke, wir ...« Mitten im Satz stürmte er auf sie zu, die stählerne Klinge des Dolches blitzte in seiner Hand. Ein kampferprobter Hüne, was sollte sie gegen den schon ausrichten? Deshalb tat sie genau das, was Kropper überhaupt nicht erwartete – blitzartig sprang sie ihm seitwärts entgegen. Seine Hand mit dem Dolch stach zu. Da sie nicht schnell genug ausweichen konnte, fuhr ihr die Klinge in die Seite, glitt am Hüftknochen ab. Doch der winzige Moment des Erstaunens seitens des Söldners, der Bruchteil eines Wimpernschlages hatte ausgereicht, um einen tödlichen Stich zu vereiteln. Der Schmerz machte ihr nichts aus – ganz im Gegenteil, er beflügelte sie. Weibsbild packte das Handgelenk mit dem Dolch. Sie spürte die rohe Gewalt in Kroppers Sehnen und Muskeln. Dem setzte sie ihre Kraft entgegen und presste ihre Finger wie ein Schraubeisen zusammen. Ob ihrer übermenschlichen Stärke brachte der Söldner lediglich ein unterdrücktes Japsen zustande. Trotz des schier unbändigen Drucks ließ er den Dolch jedoch nicht fallen.

Mit seiner linken Faust schlug er ihr auf den Kopf. Auch dieser Schmerz machte ihr erstaunlicherweise wenig aus, doch sie wollte es nicht darauf ankommen lassen herauszufinden, wie viel sie noch einstecken konnte. Ehe der Söldner verstand, was gerade geschah, packte sie ihn am Gürtel, stemmte ihn über sich in die Höhe und warf ihn samt Rüstung, Dolch und Seele in den Zuber. PLATSCH! Wohlweislich in den mit der geheimen Branntkalkmischung. Schnell drehte sie sich weg, um möglichst wenige Spritzer abzubekommen.

Als sie wieder hinsah, war Kropper komplett im Zuber versunken. Es

blubberte und schäumte. Einen Wimpernschlag später schoss er mit einem animalischen Brüllen wieder heraus wie der Kasper aus der Schachtel. Er schüttelte sich und rieb sich mit beiden Händen die Brühe aus dem Gesicht. Den Dolch hatte er offenbar im Zuber verloren.

»MEINE AUGEN! MEINE AUGEN!« Kropper ließ sich einfach über den Zuberrand fallen, er wollte so schnell wie möglich raus aus der Flüssigkeit. Er krachte auf den Boden und strampelte unkontrolliert. Sämtliche Hautpartien rot, die Hände verkrampft, die Augen blind. Er spuckte und hustete, offenbar hatte er etwas von der Brühe verschluckt. Vor Überraschung oder aus Dummheit.

Sie verharrte auf der Stelle und blickte auf den zuckenden Mann hinunter. Das Bad war bestimmt nicht tödlich gewesen, doch sie würde keinesfalls den Fehler begehen, ihn zu unterschätzen.

Allmählich beruhigte sich Kropper, umständlich begann er sich die nassen Lederhandschuhe auszuziehen. »Wer zum Teufel bist du?«, presste er hervor.

Es war zu traurig, um zu lachen. Genau das hatte sie von ihm wissen wollen. »Sage du es mir.«

Er spuckte erneut. »Was ist das für eine Brühe in dem Kessel? Ich kann nichts mehr sehen.«

»Unerheblich. Deine Haut wird aufweichen und deine Haare werden ausfallen«, erklärte sie.

Er schlug um sich, versuchte sie in seiner blinden Wut zu treffen. Ein lächerliches Unterfangen.

Weibsbild ging um den Zuber herum und hob das Bastardschwert auf. »Wie viele Menschen hast du mit deiner Klinge getötet?«, fragte sie.

»Offenbar einen zu wenig.« Es gelang ihm, den linken Handschuh abzustreifen. »Ich sage dir, was du wissen möchtest«, flüsterte er. Die Säure hatte offenbar bereits seine Stimmbänder geschädigt.

»Ach ja?«

»Der Bischof ...« Er musste sich sammeln. »Er ... er sagte ...« Sein Flüstern erstarb.

Weibsbild traute ihm nicht. Woher kam der plötzliche Sinneswandel? Vermutlich wollte er sie nur in seine Nähe locken. Sie durfte die Gelegenheit jedoch nicht verstreichen lassen, sondern musste abwarten, ob er etwas von Belang zu ihrer Person zu berichten hatte. Wider besseres Wissen trat sie näher. Der Mann sah fürchterlich aus. Die Haut auf dem Handrücken schlug Blasen. Die Narben im Gesicht glühten rot.

»Ich ... habe ... kaum glauben können, aber ... Bischof ...« Er röchelte noch ein paar Wortfetzen.

Sie beugte sich vor, um ihn besser verstehen zu können.

Da schossen seine Pranken nach oben, umfassten ihren Hals und drückten zu. »HAB ICH DICH!«, rief er triumphierend mit einer Stimme wie vor seinem unfreiwilligen Zuberbad.

In einem hinteren Winkel ihres Verstandes hatte sie geahnt, dass der Verlust seiner Stimme eine Finte gewesen war und einen solchen Würgegriff erwartet. Mit beiden Händen griff sie nach seinen Handgelenken und zog sie von ihrer Kehle, als gehörten sie einem kleinen Jungen. Kroppers Augäpfel rutschten vor, als er mit ganzer Kraft versuchte dagegenzuhalten, doch sie ließ keinen weiteren Würgegriff mehr zu. Ihre körperliche Kraft übertraf die seine um ein Vielfaches. Woher dies rührte, wusste sie nicht, in diesem Augenblick spielte es keine Rolle.

Sein durch die Anstrengung verzerrtes Gesicht mit den blutroten Augen ließ ihn dämonischer wirken denn je. »Was bist du? Keine Frau besitzt solche Kräfte.«

»Das war deine letzte Missetat, Söldner! Verabschiede dich aus diesem Leben.«

Seine Gesichtszüge zuckten – erst jetzt schien er das Unmögliche zu begreifen. Die einsame, wehrlose Frau hatte ihn besiegt und war im Begriff, ihn zu töten.

Seine blinden Augen flackerten. »Bringe ... mich nicht um. Ich erbitte Gnade!« Sein Ton wurde weinerlich. »In der Kirche hast du es selbst gesagt: *Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte.* Verschone mich. Bitte!«

Sie schnalzte mit der Zunge. »Das gilt für Gott, nicht für mich. Zu den Würmern mit dir!« In einer Bewegung ließ sie seine Hände los, packte seinen Kopf, spannte die Armmuskeln an und drehte ruckartig. Die Wucht und Vehemenz dahinter erstaunte sie selbst. Halswirbel krachten und knackten, als würde sie Walnüsse zermalmern. Der Söldner tat seinen letzten Atemzug. Sie hatte dem Stiernacken das Genick gebrochen.

11 Mit Gottes Segen

Während der Fahrt nach Quellfels schweiften Alariks Gedanken ständig zu Weibsbild. Er überließ die Frau einfach ihrem Schicksal – allein und hilflos lieferte er sie ihnen aus. Er wollte sich nicht ausmalen, was die vier Söldner mit ihr anstellten. *Ich komme zurecht*, hatte sie gemeint. *Es gibt keinen anderen Ausweg. Fahrt ihr in die Stadt. Sorgt dafür, dass viele Leute euch sehen.*

Er verstand, und er verstand nicht. Seine Familie sollte offenkundig nicht mit den am heutigen Tage auf dem Hof stattfindenden Vorkommnissen in Verbindung gebracht werden. Um welche Geschehnisse es sich handeln könnte und was sie zu unternehmen gedachte, konnte er nicht einmal im Entferntesten erahnen. Ihre Worte, *ich werde mir Bischof Tormut von Braunstein schnappen*, klingelten noch in seinen Ohren.

Zu dieser frühen Morgenstunde ging es in der Stadt schon erstaunlich geschäftig zu. Sämtliche Marktstände waren bereits aufgebaut und mit Waren bestückt. Die meisten Händler kannte Alarik – so nickte er als Erstes dem Sattler, dem Lederer und dem Gürtler zu, die einträchtig nebeneinander ihre Erzeugnisse feilboten.

Sie winkten freundlich zurück.

»Ihr kümmert euch um die Besorgungen, ich begeben mich indes zu unserem Priester und stelle ihm einige Fragen, die mir unter den Nägeln brennen«, sagte Alarik zu seinen Töchtern und verschwand hinter dem nächsten Marktstand.

Stanzi stellte sich beim Bäcker an, und Hedwig machte sich auf zur Käserei, wo sie sich mit Schafskäse eindecken wollte.

Priester Brandwerk bewohnte das neu errichtete Pfarrhaus hinter der Kirche. Der gewundene Weg führte am Friedhof vorbei auf ein rotes Backsteingebäude zu. Das mit Ried gedeckte Dach passte hervorragend zu den grün gestrichenen Fensterläden, die Stallung gegenüber fasste sicherlich ein halbes Dutzend Pferde. Ein prachtvolles Anwesen, das einiges gekostet haben dürfte. Spätestens seit Sonntag wusste Alarik, wie das dafür benötigte Kleingeld eingetrieben wurde.

Schön und gut, es sei ihm gegönnt, dachte er, solange uns der Priester bei unseren Problemen zur Seite steht.

Er sammelte sich und betätigte einen vergoldeten Türklopfer in Form zweier Engelsflügel.

Lange musste er nicht warten, bis sich die Tür öffnete und Priester Brandwerk in seiner Kutte auf der Schwelle erschien.

»Guten Morgen, Herr Priester. Dürfte ich Euch in einer dringlichen Angelegenheit sprechen.«

»Seid begrüßt, Alarik. Selbstverständlich, kommt herein.«

Brandwerk kannte nahezu alle seine Schäfchen mit Namen. Alarik hielt ihn für einen ernsten, rechtschaffenen Gottesdiener, einen Mann mit klaren Prinzipien und ehrbarer Moral. Hoffentlich bestätigte sich diese Einschätzung im anschließenden Gespräch. Er folgte dem Geistlichen in ein mit dunklen Möbeln gemütlich eingerichtetes Kaminzimmer.

»Nehmt Platz.« Mit diesen Worten lotste Brandwerk ihn zu einem Sessel neben dem Fenster.

»Ich suche Euch auf, um mehr über die Geschehnisse am letzten Sonntag in der Kirche zu erfahren«, begann Alarik, kaum dass er sich niedergelassen hatte.

»Das habe ich mir gedacht.« Der Priester setzte sich ihm gegenüber und führte die Fingerspitzen zusammen.

»Gestern am späten Nachmittag tauchten plötzlich vier Männer bei mir auf dem Hof auf – Söldner, um genau zu sein. Sie waren auf der Suche nach der Frau, die während des Gottesdienstes neben mir auf der Bank gesessen hatte. Wie ich unserem Bischof bereits mitteilte, habe ich nichts zu verbergen, folglich ist es kein Wunder, dass sie die gesuchte Person nicht angetroffen haben. Die Männer haben mich und meine Töchter aufs Übelste bedroht. Selbst bei meiner jüngsten Tochter Irmgard übten sie keine Nachsicht – ganz im Gegenteil, wenn Ihr versteht, was ich meine.«

»Das ist bedauerlich.« Der Geistliche schlug die Augen nieder und verzog den Mund. »Kam es zu ... Handgreiflichkeiten?«

Handgreiflichkeiten? Glaubte er etwa, die Schändung eines zwölfjährigen Mädchens mit dieser Bezeichnung erfassen zu können? »Nein, für den Moment ließen sie von uns ab.«

Brandwerk wirkte nachdenklich. »Und nun sitzt Ihr dem Priester gegenüber anstatt dem Hauptmann der Stadtwache. Warum habt Ihr nicht ihn aufgesucht, was genau führt Euch zu mir? Denkt Ihr wahrlich, ich könne Euch Auskunft geben oder Euch sogar beschützen?«

Alarik war kein Freund des Drumherumredens. »Das, oder zumindest beim Bischof ein gutes Wort einlegen. Schließlich handelte es sich beim Anführer der Söldner um seinen Leibwächter.«

Der Geistliche starrte zunächst stumm vor sich hin, als ob er auf eine göttliche Eingebung wartete. »Auch für mich ist die Situation ... heikel. Am Sonntagmorgen ist der Bischof aus heiterem Himmel in seiner Kutsche vorgefahren und hat mir unmissverständlich klargemacht, wie wichtig es ist, möglichst viele Ablässe zu verkaufen. Er hat dem Heiligen Vater in Rom eine gewaltige finanzielle Unterstützung zugesagt. Das ist der Grund, weshalb er alles daransetzt, die Einnahmen der Kirche so schnell wie möglich zu steigern.«

»Und aus ebendiesem Grund, hat er unserer Gemeinde das riesige Bild mit dem Fegefeuer mitgebracht. Als Ansporn sozusagen, oder als Drohung – wie auch immer man es betrachtet.«

Der Priester nickte. »Und es hat seine Wirkung keineswegs verfehlt. An besagtem Tag haben wir nahezu dreimal so viele Ablässe verkauft wie sonst.«

Alarik verzichtete darauf, seine Meinung zu diesem Thema kundzutun – dies wäre in seiner jetzigen Situation alles andere als zuträglich. Stattdessen kam er zum eigentlichen Thema zurück. »Herr Priester, wir kennen uns ein Leben lang. Ihr habt meine drei Töchter getauft und die Grabrede für meine Frau Ilse gehalten. Wir wollen keinen Ärger und wir stellen keine Bedrohung für die Kirche dar. Ich denke, da stimmt Ihr mir zu.«

»Es geht nicht um Euch, sondern um Eure Begleitung. Woher kennt Ihr ... besagte Dame?«

»Wir reden über eine Fremde. Sie ist überraschend auf unserem Hof aufgetaucht und hat darum gebeten, eine Nacht im Schuppen verbringen zu dürfen. Da sie mir leidtat, habe ich eingewilligt. Ein Akt der Nächstenliebe. Am Sonntag bat sie darum, uns zur Messe begleiten zu dürfen. Danach ist sie wieder ihrer Wege gegangen.«

Alarik gab sich Mühe – doch er war Pergamentmacher und kein Lügenmacher. Ob der Priester ihm Glauben schenkte?

Brandwerk setzte eine überaus ernste Miene auf. »Dadurch, dass sie mitten im Gottesdienst ihre Missbilligung bezüglich des Ablasshandels in einer überaus impertinenten Art und Weise herausposaunt hat, fühlte sich der Bischof herausgefordert.«

Alarik merkte, wenn jemand nur mit einem Bruchteil der Wahrheit herausrückte. Er hakte nicht nach, sondern suchte den Blick des Priesters.

Seufzend fuhr Brandwerk fort: »Es steckt weitaus mehr dahinter. Sie soll sich schon vorher der Ketzerei schuldig gemacht haben.« Er schlug sich mit

der Hand aufs Knie. »Und Euch fällt nichts Besseres ein, als einer solchen Person Unterschlupf zu gewähren – das macht Euch mit verdächtig.«

»Was wollt Ihr damit andeuten?«

»Ich kenne keine Details, unser Bischof war jedenfalls außer sich.«

Alarik kratzte sich hinter dem rechten Ohr. »Mag sein, doch wieso hat er sie dann nicht direkt in Eisen legen lassen?«

»Weil sich erst im Nachhinein herausgestellt hat, dass sie in der Vergangenheit bereits aufgefallen ist und weitaus mehr auf dem Kerbholz hat.«

»Was genau wird ihr vorgeworfen?«

Mit einem Stöhnen winkte Brandwerk ab. »Wenn Ihr mit dem Weib nichts zu schaffen habt, wie Ihr sagt, möchte ich Euch damit nicht belasten.«

»Es bleibt mir aber nichts anderes übrig, als mich mit diesem Thema auseinanderzusetzen«, sagte Alarik sanft, doch bestimmt. »Ich bin da in etwas hineingeraten, für das ich nichts kann. Jetzt muss ich mich sogar mit einer Söldnerbande herumschlagen. Bitte helft mir, den richtigen Weg zu finden.«

Der Priester blickte auf seine Hände, als wolle er zählen, ob er noch alle Finger beisammen hatte. »Ihr tut recht, die Angelegenheit ernst zu nehmen. Eins kann ich Euch noch verraten: Laut Bischof von Braunstein ist diese Frau der Ausbund allen Übels. Sie leugnet Gott und betet den Teufel an.« Mit diesen Worten bekreuzigte er sich.

Alariks nächste Frage lag auf der Hand, dennoch holte er tief Luft, bevor er sie aussprach. »Behauptet der Bischof, sie sei eine Hexe?«

»Schlimmer als das.« Des Priesters Gesichtsfarbe wechselte zu nebelgrau.

Mit einem Stöhnen fixierte Alarik den Geistlichen. »Geht es denn noch schlimmer?«

Ein unheilvolles Nicken folgte. »Die Rede war von einer Ausgeburt des leibhaftigen Satans. Falls sich der Verdacht erhärtet ... Nein, vergesst es, ich werde Euch nicht mit Mutmaßungen belasten.«

Nun verlor sich der Priester aber wirklich in aufgebauchten Hirngespinnsten. So kam er nicht weiter. Alarik versuchte es mit einem Wechsel von der Ursache zur Wirkung. »Tatsache ist jedoch, dass die Söldner mich und meine Töchter bedrohen. Augenblicklich stellt sich für mich nur eine einzige Frage: Wer kann mir diese Bande vom Leib halten? Da ich davon überzeugt bin, dass mir unser Hauptmann in dieser Angelegenheit nicht weiterhelfen kann, sitze ich jetzt hier vor Euch.«

Das erneute Seufzen des Priesters kam Alarik echt vor. »In der Tat kann der Hauptmann vermutlich wenig ausrichten. Ich lege Euch einen guten Rat ans Herz – gebt den Söldnern, was sie verlangen. Dann kann ich bei Gelegenheit ein gutes Wort für Euch einlegen, sodass Ihr ungeschoren aus der Sache rauskommen könntet.«

Bei Gelegenheit vermengt mit vielen Eventualitäten und hohlen Ratschlägen, dachte Alarik. Auch von Brandwerk und der Kirche werde ich keine wirkliche Unterstützung erhalten, vielleicht jedoch mehr brauchbare Informationen.

Die beiden Männer musterten einander.

»Gehen wir einen Schritt zurück. Der Anführer der Söldner, dieser Kropper, dient dem Bischof nicht nur als Leibgardist.« Alarik betonte seine Worte als Feststellung, nicht als Frage.

Der Priester nickte nahezu unmerklich.

»Folglich hat der Bischof die Söldner ausgesandt, um die vermeintliche Ketzerin auf meinem Hof zu ergreifen.«

Kein Widerspruch.

»Was ist in *Krümeln* geschehen?«

Mit dieser Frage überraschte er Priester Brandwerk. »Wie ... wo?« Offenbar versuchte er Zeit zu gewinnen.

»*Krümeln*.«

»Ich kenne keinen Ort dieses Namens«, sagte er ungewöhnlich steif. »Ihr solltet jetzt besser gehen.«

Alarik hatte das berühmte Wespennest gefunden und stocherte gerade mit einem brennenden Stecken darin herum.

»Aber das Wort scheint Euch etwas zu sagen.«

»Das Wort wurde auffallend häufig im Zusammenhang mit der Heiligen Inquisition genannt.« Eilig bekreuzigte er sich. »Danke für das Gespräch – ich muss mich nun anderen dringlichen Aufgaben widmen.« Der Priester erhob sich und deutete in Richtung Tür.

Wohl oder übel musste Alarik sich erheben. Auf dem Weg hinaus sagte er: »Eine letzte Frage, Herr Priester. Versetzt Euch in meine Lage. Was würdet Ihr an meiner Stelle tun?«

Brandwerks Kiefer mahlte. »Lasst es gut sein. Nur Gott, Papst Bonifatius oder vielleicht Kardinal von Asbald können den Bischof noch aufhalten. Vergesst einfach alles, was Ihr bisher erfahren habt, und haltet Euch in Zukunft von dieser Frau fern.« Sein Gesicht nahm dämonische Züge an. »Das

ist das Wichtigste. Fürchtet sie wie der Teufel das Weihwasser.«

Als Alarik das Pfarrhaus verließ, wetteiferten in seinem Inneren die unterschiedlichsten Gefühle um die Vorherrschaft. Sollte er sich den eindringlichen Ratschlag doch besser zu Herzen nehmen, falls sie überhaupt noch einmal auftauchte? Hedwig käme es definitiv entgegen, wenn nie wieder ein Wort über Weibsbild verlören und sie schleunigst vergessen würde, egal was die Söldner mit Weibsbild anstellten. Allein aufgrund ihrer Anwesenheit befand sich die Familie nun in einer misslichen Lage. *Wie der Teufel das Weihwasser*, hallte es in seinem Schädel nach. Der Pergamentmacher merkte, wie er den Kopf schüttelte. Nein, ich weiß es besser. Diese fromme Frau kann nicht so böse sein, wie behauptet wird. Und sie hat meiner Irmel das Leben gerettet, wie auch immer sie das angestellt hat.

Die Töchter warteten bereits beim Karren auf ihn. Seine Anspannung stand ihm offenbar ins Gesicht geschrieben, denn Irmel umarmte ihn tröstend.

»Wir sind leider noch nicht fertig«, verkündete Alarik. »Kommt mit, ich muss etwas in Erfahrung bringen.«

Gemeinsam überquerten sie den Marktplatz und betraten das Rathaus. Das Gebäude war eher funktional gehalten und weniger prachtvoll, was Alarik begrüßte. Hier gab es zahlreiche Schränke vollgestopft mit beschriebenen Pergamenten. Keiner wusste dies so gut wie er, denn die Stadt Quellfells war einer seiner größten Kunden. Steuerbriefe, Land- und Häuserverzeichnisse, Rechtsdokumente, Handelsunterlagen, Bürgerregister aber auch Landkarten, Chroniken und Reiseberichte stapelten und reihten sich in verschiedenen Zimmern.

»Sei begrüßt, Raffaldo«, begrüßte der Pergamentmacher den Stadtschreiber, der seit über zwanzig Jahren seinen Dienst im Rathaus verrichtete. Er erledigte zudem die Aufgaben eines Kämmerers – kein anderer kannte sich mit den städtischen Einnahmen und Ausgaben so gut aus wie er.

»Alarik. Schön, dich zu sehen. Ich kann mich an keine offene Bestellung erinnern.«

»Nein, diesmal bringe ich kein neues Pergament, sondern würde gerne nach der besten Reiseroute in den Norden suchen. Dürfen wir uns mal umsehen?«

Raffaldo musterte ihn und zuckte die Schultern. »Aber nur, weil du es bist.

Legt nur alles zurück an seinen Platz. Du weißt, wie wichtig Ordnung ist.«
»Versprochen!«

Sie betraten das Archiv des Rathauses. Der längliche Raum stand voller Regale und Tische angefüllt mit Schriftrollen, Folianten, Büchern und unzähligen Blättern.

Hedwig stöhnte empört. »Jetzt wird mir einiges klar, wir sollen Ausschau halten nach Informationen über den Ort, den die Söldner erwähnten – *Krümeln*. Du hast dir dieses Weibsbild also immer noch nicht aus dem Kopf geschlagen.«

Alarik nickte. »Tochter, du liest mich wie ein offenes Pergament.«

»Nur bezweifle ich stark, dass wir ihr damit helfen können. Vermutlich reitet uns das noch tiefer rein. Wir sollten tunlichst alles vermeiden, was uns mit dieser Frau in Verbindung bringt.«

»Ja, das können wir immer noch tun. Jetzt lass uns nur noch schnell herausfinden, was es mit *Krümeln* auf sich hat.«

»Na gut! Ich werde dich an deine Worte erinnern. Wo soll ich anfangen?«

»Blättere die Reisedokumente und -beschreibungen nach einem Hinweis durch. Irmel und Stanzi, ihr seht bitte auf den Landkarten nach. Sucht darin nach einem Dorf namens *Krümeln*.«

Alarik selbst nahm sich der Aufzeichnungen über die städtischen Steuereinnahmen an. Schließlich wurde nichts besser dokumentiert als Steuerschulden und Steuerquellen. Das Register beinhaltete Hunderte von Städten und Ortschaften, sogar alphabetisch sortiert, doch so akribisch er auch suchte, er wurde nicht fündig. Ob es sich bei *Krümeln* vielleicht um eine Landschaft oder einen Berg handelte?

Helle Stimmen rissen ihn aus der Konzentration. Irmel rollte eine Landkarte auf und drehte sie in der Luft hin und her. »Die sieht aber schön aus.«

Stanzi zeigte mit dem Finger darauf und rief: »Schaut mal! In diesem Weltenreich gibt es ein Dorf, das *Haufen* heißt. Wie lustig.«

Alarik reagierte ungehalten: »Schweift nicht ab, wir suchen nach *Krümeln*. Und zwar hier bei uns und nicht in einem aberwitzigen Sonstwo. Konzentriert euch darauf.«

Er wandte sich einem weiteren Steuerregister zu.

Irmel legte die Landkarte zurück an ihren Platz und verließ das Archiv.

Offenbar habe ich sie gekränkt, dachte Alarik. Ich darf meine griesgrämige Laune nicht an meinen Töchtern auslassen. Irmel kann halt

noch nicht sonderlich gut lesen, und ihr ist bestimmt langweilig.

Nach einer geraumen Weile gaben sie auf, ohne auch nur den geringsten Hinweis auf ein gewisses *Krümeln* gefunden zu haben. Wovon hatte der Söldner gesprochen? Und was jagte dem Priester eine solche Angst ein?

Er fand Irmel in der Eingangshalle, wo sie beim Stadtschreiber auf der Tischplatte saß und mit den Beinen schlenkerte.

Alarik verabschiedete sich, und sie machten sich auf den Heimweg. So viel wertvolle Zeit hatte er schon lange nicht mehr in der Stadt verschwendet, das sollte genügen. Wofür wusste er noch immer nicht. Übellaunig saß er auf dem Bock und krallte sich in die Leinen. Mit einem Grummeln im Bauch dachte er an den Hof. Was würde seine Töchter und ihn dort erwarten? Hatten die Söldner ihre Drohung wahr gemacht und Weibsbild mitgenommen? Sehr wahrscheinlich. Oder wenn er Pech hatte, warteten sie auf ihn.

Auch seine Töchter hingen ihren Gedanken nach, somit herrschte eine Weile Ruhe auf dem Karren.

»Papa, ich muss dir was sagen.« Irmel saß als Einzige nicht auf dem Bock, sondern auf der Ladefläche zwischen den beiden Einkaufskörben.

»Ich höre.« Er stöhnte, wie nur geplagte Väter stöhnten.

»Ich weiß was über *Krümeln*.«

»Was sagst du da?« Sein Kopf drehte sich so schnell nach hinten, dass die Schultern kaum nachkamen. »Heraus damit.«

»Während ihr weitergesucht habt, bin ich zu Raffa gegangen und habe ihn gefragt.«

»Raffaldo?«, krächzte Alarik.

»Ich darf Raffa zu ihm sagen.«

»Komm zur Sache. Wie lautete seine Antwort?«

»Er hat gelächelt und gemeint, *Krümeln* ist nur ein Spitzname.«

Alarik hielt die Luft an. »Und weiter?«, presste er hervor.

»Für ein Dorf, das *Krumsal* heißt. Die Menschen dort nennen es aber *Krümeln*, weil die Häuser so verteilt sind wie Krümel auf dem Tisch nach dem Frühstück.«

»Krumsal!« Klatsch! Dieses Geräusch machte Alariks flache Hand, als sie gegen seine Stirn prallte. Er zog die Leinen an und brachte Sonne und Mond zum Stehen. Gemächlich rutschte er vom Bock, ging zur Ladefläche, griff Irmel unter die Achseln und stemmte sie hoch, bevor er sie an sich drückte. »Dein Vater ist ganz schön dumm, und du bist ganz schön schlau. Und ganz

schön schwer.« Er stellte sie auf dem Boden ab. »Das war famos, mein Kind.«

Hedwig grinste. »Du hast viel von Mutter abbekommen, Irmel.«

»Hihi!«, machte Stanzi. Es klang wie eine Bestätigung.

Wie sollte Alarik da widersprechen?

Sie erreichten den Stadtrand und nahmen die Straße in Richtung Norden. Wenig später hielt Alarik den Karren abermals an – der Abdeckerhof lag nur noch einen kleinen Fußmarsch entfernt.

»Ihr wartet hier. Ich sehe nach, ob alles in Ordnung ist. Wenn ich bis zur Dämmerung nicht wieder zurück bin, kommt ihr unter keinen Umständen zum Hof, sondern dreht um und fahrt in die Stadt zurück.«

Irmel schluckte, Stanzi und Hedwig nickten.

Mit strammen Schritten und einem Kloß im Hals näherte sich der Pergamentmacher seinem Zuhause. Pferde konnte er auf den ersten Blick keine entdecken, was ihn erleichterte. Auch im Hof und hinter dem Haupthaus gab es nicht den geringsten Hinweis auf Besucher. Die Söldner schienen entweder gar nicht da gewesen oder schon wieder fort zu sein.

Die Eingangstür war abgeschlossen. Er öffnete sie und betrat das Haupthaus – alles stand an seinem Platz, offenbar war hier niemand eingedrungen. Als Nächstes betrat er den Schuppen. Der Lehm Boden glänzte ungewohnt, er war feucht, an zwei Stellen nahezu aufgeweicht. Alarik sah genauer hin. Wasser war verschüttet worden. Versehentlich, oder um Spuren zu verwischen und den Boden zu reinigen?

Auch der Zuber mit der Branntkalkmischung erregte seine Aufmerksamkeit. Es kam ihm so vor, als hätte er an Flüssigkeit verloren. Er suchte rundum nach einem Leck, doch er schien dicht zu sein. Ansonsten konnte er nichts Ungewöhnliches entdecken, bis auf den Geruch, der nicht hierhergehörte. Er schnüffelte und ... erschauerte. Blut.

Sein Herz klopfte, denn er erkannte, dass der vorgebliche Frieden trog. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich hier unschöne Szenen abgespielt hatten, war beängstigend groß.

Er schüttelte seine bösen Ahnungen ab und lief zum Karren zurück, denn er wollte seine Töchter nicht länger im Ungewissen lassen. »Die Luft ist rein«, rief er ihnen von weitem zu – mit einem Winken, das Zuversicht ausstrahlen sollte.

Die Erleichterung auf ihren Gesichtern tat ihm gut. Er sprang auf den Bock und lenkte das Gefährt zum Hof.

Hedwig spannte die Pferde aus, und die beiden anderen verschwanden im Haus.

Kein Weibsbild, keine Söldner. Das galt für diesen Abend und auch für den nächsten Tag, doch Alarik machte sich nichts vor. Er rechnete sehr wohl damit, dass Kropper und seine Bande eines Tages aufkreuzen würden, aus welchen Gründen auch immer. Die Worte des Priesters waren eindringlich gewesen. *Wie der Teufel das Weihwasser.*

Nach allem, was er in den letzten beiden Tagen hatte erleben müssen, fragte er sich nur, wer war der Teufel und wer das Weihwasser?

Der Pergamentmacher überlegte hin und her. Allen Warnungen zum Trotz sollte er sie suchen und ihr vom Dorf *Krumsal* erzählen. Schließlich war dies der bislang einzige Hinweis auf ihre Vergangenheit.

12 Flucht in die Freiheit

Sonntag – der Tag der Entscheidung. Den Morgen verbrachte Tuni auf dem Dachboden der Scheune, in der die Räuberbande für zwei Nächte untergekommen war, weil Graubert, Tott und Ilvor dem Besitzer versprochen hatten, wie die Berserker Holz zu hacken.

Und das taten sie wie die Berserker: Plack! Plock! Vom Hof schallten in schneller Abfolge die Geräusche herauf, wenn die Axt das Holz spaltete und unmittelbar danach in den Hauklotz eindrang. Plack! Plock! Gerade das Plock machte Tuni arg zu schaffen. Es weckte Erinnerungen an schlimme Zeiten. Er versuchte es zu ignorieren. Die Scheite bekam ein Köhler, der in seinen Meilern am Stadtrand wahre Berge von Holzkohle herstellte. Zwar stand der Sommer vor der Tür, doch die Brennvorräte der Stadtbewohner waren erschöpft, weshalb sie schon jetzt begannen, sich auf den nächsten Winter vorzubereiten, der bekanntlich mit Sicherheit kommen würde.

Mit der Laute auf dem Schoß feilte Tuni an seiner neusten Komposition. Besonders unzufrieden war er mit dem Text, der bedurfte dringend einer Überarbeitung. Mit dem Räuberlied konnte er unmöglich antreten – nachher nahmen die Leute den Inhalt noch für bare und wahre Münze. Das wiederum könnte zur Folge haben, dass die ganze Bande in Eisen gelegt werden würde, um *nach* dem Sangeswettstreit an Ort und Stelle gemeinsam aufzutreten – mit dem Scharfrichter als Konzertmeister.

Ihm schauderte. Es musste dringend etwas Unverfängliches her. Doch auf ein schnödes Liebeslied an eine nicht benannte, auf ewig unerreichbare edle Schönheit, wie es der Großteil der Barden voller Herzensschmerz zum Vortrag brachte, verspürte er wenig Lust. Vielmehr schlich sich das berühmte Hauslied vom *Goldenen Rammler* in seine Sinne.

Jedem Rammler seine Zibbe.

Nur so viel braucht's für die Libbe.

Die Stimmung im Wirtshaus war umwerfend gewesen. Ja, genau diese Art von Gesang lag ihm. Er schlug ein paar Töne an und summt eine Melodie dazu. Tuni wollte etwas Geselliges, Lustiges komponieren, ein Lied für alle zum Mitsingen und Mitfreuen, doch sein Ansinnen gestaltete sich schwieriger als erwartet.

»He, Goldkehlchen! Dein Gejaule und Gezupfe klingt nach Trauerzug samt Beerdigung«, meckerte Kobo von unten hoch. »Damit gewinnen wir nicht mal eine heruntergefallene Wurst.«

Schon hatte der Blödian ihn aus dem Konzept gebracht. Momentan fühlte sich Tuni weder gesellig noch lustig, entsprechend mühselig war es für ihn, passende Strophen zu beschwingten Tönen zu finden.

Empört schnaubte er zurück: »Du hast ja keine Ahnung, du Banause des erlesenen Geschmacks. Ich komponiere, das heißt: ausprobieren, verwerfen, verbessern. Am Ende spiele ich das Lied natürlich doppelt so schnell.« Interessant, dass Kobo im Zusammenhang mit einem Gewinn von *wir* sprach. Eines war sonnenklar: Siegen würden sie alle gemeinsam – der Handelsführer, der Vermittler, der Gewährsmann, der Lautenträger, der Leibwächter, der seelische Beistand und der Barde. Verlieren jedoch würde er ganz allein.

Plack und Plock schallte es vom Hof. Sehr unrhythmisch. Taktgefühl hatten die beiden jedenfalls keins.

Lustlos plingelte er auf der Laute herum. Nie zuvor hatte er das Musizieren als Bürde empfunden, doch hier und jetzt fehlte ihm die Leichtigkeit, die Muse, vielleicht auch der Wille. Den besaßen andere, die alles taten, um ihm diesen aufzudrängen. Wen wunderte es also, dass er sich nicht in die rechte Stimmung für die Muse bringen konnte. Außerdem fühlte er sich müde, gestern Nacht war es spät geworden.

»Gib dir gefälligst Mühe! Sonst wird das nie was«, forderte Kobo erneut. »Sei dankbar, dass Brunhild den begrüneten Jodeldeppen überredet hat, dieses Jahr auf die Teilnahme am Wettbewerb zu verzichten.«

Wenn Tuni bessere Laune gehabt hätte, würde er glatt schmunzeln beim Gedanken an den gestrigen Abend im *Goldenen Rammler*. Brunhild hatte einem der drei Vorsinger schöne grüne Augen gemacht. Passend dazu nannte sich der Sangesakrobat *Sohn der Muse Immergrün*. Ruckzuck hatten sich die beiden in eine Ecke gesetzt und einen Kelch Wein nach dem anderen getrunken. Zu fortgeschrittener Stunde war Immergrün plötzlich aufgesprungen und in erstaunlicher Geschwindigkeit zum Plumpsklo auf den Hof gestürzt, dabei hatte er sich verzweifelt die Hand auf den Hintern gepresst.

Hinterher erfuhr Tuni, dass die gute Brunhild seinem Wein einen Darmputzer in Pulverform beigemischt hatte. »Zerstampfte Sennesblätter mit einer Prise Glaubersalz wirkt Wunder«, hatte sie erklärt. »Damit wird

Immergrün den ganzen Sonntag beschäftigt sein, sein Lied auf dem Donnerbalken zu pfeifen.«

So war es gekommen – seitdem bewegte sich der Barde keine zehn Fuß vom Abort weg, und zwar mit einer Gesichtsfarbe, die seinem Namen mehr als gerecht wurde – zumindest dem ersten Teil, denn mit Muse hatte das nichts mehr zu tun. Kaum hatte Immergrün einen Kameraden beauftragt, seine Teilnahme am Sangeswettstreit abzusagen, war Kobo zum Einschreiber geeilt, um die Aufnahme des Barden Allerbest klarzumachen. Er war sozusagen zur rechten Zeit am rechten Ort gewesen.

»Jetzt, wo wir dafür gesorgt haben, dass der zuvorkommende Barde für dich den Platz geräumt hat, kannst du deinem Talent freien Lauf lassen«, schaltete sich auch Wanda ein.

»Lasst mich in Ruhe, ihr haltet mich von der Arbeit ab«, keifte Tuni durch die Scheunendecke zurück. Die hatten gut meckern. Er gähnte empört. Wider Erwarten wurde es still unter ihm in der Scheune, nur von draußen plackte und plockte es unentwegt weiter. Dieses vermaledeite Geräusch. Er versuchte sich wieder auf seine Aufgabe zu konzentrieren, doch richtig gelingen wollte es ihm nicht. Tuni richtete sich auf und schielte in Richtung Heuluke an der Giebelseite. Es wäre ein Leichtes, an der Außenwand hinunterzuklettern und zu verschwinden. Drei Fliegen mit einer Klappe: Er wäre die Bande los, den Wettbewerb und auch die Verantwortung. Was für eine einfache Lösung, um die Freiheit wiederzuerlangen. Sollte er die Gelegenheit nutzen?

Ein klarer Fall für Schlauberger – schon lag er ihm in voller Länge in den Ohren. *Jetzt oder nie. Günstiger wird die Gelegenheit kaum. Bringe dich endlich in Sicherheit.*

Plack! Plock! Allein das Zuhören strengte an, was für eine Plackerei und Plockerei. Graubert, Ilvor und Tott waren vor dem Haus dermaßen beschäftigt, dass sie seine Flucht nicht bemerken würden. Und die anderen hielten sich unten in der Scheune auf und würden ihn ebenfalls nicht sehen. Selbst wenn sie ihn entdeckten, wäre er schon uneinholbar weit weg.

Die Verlockung suchte ihn heim, er gab Schlaubergers Drängen nach. Kurzenschlossen erhob sich Tuni, schnallte die Laute auf den Rücken und inspizierte die Außenwand unterhalb der Heuluke. Das grobe Geflecht aus Holzbalken und Lehm bot genügend Fugen und Kanten für einen sicheren Halt. Hurtig kletterte er hinab und lief los. Erst nach einer geraumen Weile blickte er zurück. Die Scheune war nur noch ein kleiner brauner Fleck in der Landschaft.

Ein Kinderspiel, er war entkommen! Und dieser Bande Verrückter nichts schuldig. Heiliger Bimbatz! Von sämtlicher Last befreit hüpfte er über die Wiese vor sich, sprang über einen Zaun, flog nur so dahin, als schwebte er über den Boden. Last und Druck fielen von ihm ab, das Schafott und seine Vergangenheit blieben zurück. So fühlte sich wiedergewonnene Freiheit an. Ein ungebundenes, ungezwungenes Dasein.

Er stolperte. Wie konnte er gleichzeitig schweben und stolpern?

Wirklich ungebunden und ungezwungen? Für einen kurzen Moment verlangsamte er seine Schritte. Woher kamen die Bedenken, die ihm entgegenwehten? Zweifel waren für Zweifler. Fort damit und fort von diesem Ort. Er lief wieder schneller und sah sich nicht mehr um. Überraschend flatterte ihm ein kleiner Vogel in den Weg, beinahe so, als wollte er ihn aufhalten. Ein Rotkehlchen! Das Rotkehlchen?

Tuni spürte eine sanfte Berührung an der Schulter. Was war geschehen? Seine Augäpfel irrten umher, er lag auf dem Boden einer Scheune im Heu. In seinem Blickfeld erschien Brunhild. Sie roch gut, hatte sich wohl im Bach gewaschen und ihre roten Haare zu zwei Zöpfen geflochten. Ihre grünen Augen ruhten auf ihm, als sie sanft sagte: »Bist du wieder wach, Tuni.«

Er brauchte einen Moment, um sich zu sammeln. Anscheinend hatte ihn die Müdigkeit übermannt, und er war eingeschlafen. Plopp machte es in der Scheune – der Traum von Freiheit zerplatzte. Plack und Plock machte es draußen. Enttäuscht und verdattert rieb er sich die Augen. Doch tief in seinem Gemüt rührte sich auch eine Spur Erleichterung. Was war nur los mit ihm?

Sie gab ihm noch einen Moment, bevor sie sagte: »Unter uns beiden. Ich ahne, wie du dich fühlst. Wir drängen dich zu etwas, von dem du nicht genau weißt, ob du es willst.«

»Ich will es nicht«, rutschte es ihm heraus. »Und du solltest wissen, ich bin sehr unbeeindruckend.«

Langsam schüttelte sie den Kopf. »Da bin ich mir nicht so sicher, doch letztlich bist du allein derjenige, der entscheidet.«

Was wollte diese Frau von ihm? Tuni begriff die Situation als Gelegenheit, all das loszuwerden, was er auf dem Herzen hatte. Er blickte ihr in die Augen. »Du und deine Bande, ihr habt mich im Wald gefangen genommen und bedroht. Ihr habt mir meine Silber Groschen weggenommen. Und jetzt zwingt ihr mich ...«

Sie unterbrach ihn sanft. »Bei unserem ersten Zusammentreffen mussten

wir uns selbst schützen. Schließlich wussten wir nicht, ob du ein Auskundschafter bist und eine Bedrohung darstellst. In der Folge haben wir dich an dem wenigen, das wir besitzen, teilhaben lassen und dich wie einen von uns behandelt.«

»Aber ...« Tuni überlegte, ob er widersprechen sollte, doch ein stichhaltiges Gegenargument fiel ihm nicht ein.

Sie ließ sich nicht beirren, sondern fuhr fort: »Und wir haben dir deine eiserne Reserve in den Stiefeln gelassen.«

Überrascht hob Tuni den Kopf. »Du weißt von den Münzen in meinen Absätzen?«

Sie nickte. »Die sind mir am ersten Abend bereits aufgefallen, doch ich wollte es mit dem Schröpfen nicht übertreiben.«

»Das sag mal Kobo.«

»Glaubst du etwa, er hätte übersehen, was ich bemerkt habe? Was meinst du, warum das Schlitzohr deine Schuhe gefordert hat. Doch glaube mir, er macht gern auf harten Hund, ist im Grunde aber ein lebenswerter Kerl, der niemals einen von uns im Stich lassen würde.«

»Hm. So richtige Räuber zum Fürchten seid ihr nicht – das habe ich inzwischen gemerkt.«

Sie nickte. »Jeder Einzelne von uns hat sein Päcklein zu tragen. Sieh dir beispielsweise Tott den Geschwätzigen an. Bereits in früher Kindheit hat er durch eine seltsame Krankheit seine Haare verloren, zudem spricht er kaum. Daher war er als Dorftrottel verschrien und wurde von klein auf gehänselt. Somit hatte er nichts zu verlieren und beschloss, sich uns anzuschließen. Glaube mir, er ist ein feiner Bursche.«

Tuni brauchte einen Moment, um seine Gedanken zu sortieren.

Brunhild wartete geduldig.

»Langsam verstehe ich. Und Ilvor?«

»Ein ehemaliger Doppelsöldner, der des Tötens müde wurde. Einst galt er als Meister seines Faches, weshalb ihn seine früheren Auftraggeber nicht in Ruhe ließen. Ständig stellten sie ihm nach, um ihn anzuheuern. Nur noch diesen Auftrag, nur noch jenen Kriegszug. Also floh auch er auf der Suche nach Frieden aus seiner Heimat.«

Der recht klein gewachsene Ilvor mit seinem freundlichen Gesicht wirkte nicht gerade furchteinflößend. Auch seine geschwollene Ausdrucksweise wollte nicht in das Bild eines Kriegers passen.

Brunhild sah ihm die Skepsis an. »Glaube mir, mit Ilvor legst du dich

besser nicht an. Keiner kämpft mit Schwert und Schild wie er.« Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: »Und dann wäre da noch die gute Wanda. Mit ihr haben wir eine ganz besondere Frau in unseren Reihen.«

»Vor allem weil sie erst hundertsechzehn Jahre alt ist«, ergänzte Tuni trocken.

»Ja, davon ist sie fest überzeugt. Aber sind wir nicht alle ein wenig verrückt? Jedenfalls hat sie die Lebenserfahrung einer Hundertjährigen.«

»Was ist mit Graubert? Kennt ihr euch von früher?«

»Von ihm stammt die Idee, eine Bande zu gründen. Und zwar eine Bande von Ausgestoßenen, die sich selbst ausgestoßen haben. Doch nicht um des Raubens willen, dafür ist keiner von uns geschaffen, sondern um uns gegenseitig zu helfen und zu schützen – in einer Gemeinschaft, in der einer für den anderen eintritt. Mir hat zuerst der Gedanke und dann vor allem der kindsköpfige Graubert so gut gefallen, dass ich meine Anstellung gekündigt habe, um mit dieser Horde loszuziehen.«

»Von welcher Art Anstellung sprichst du?«

»Ich verdingte mich über ein Jahrzehnt als Gouvernante und habe mich um die Erziehung und Ausbildung der Kinder reicher Adliger gekümmert. Lesen, Schreiben, Arithmetik, Tier- und Pflanzenkunde, aber auch höfische Fertigkeiten wie Tanz und Dichtung. Doch ich fand wenig Erfüllung darin. Vermutlich, weil ich immer nur als einfaches Dienstpersonal gesehen wurde. Sie nannten mich die Lehrmagd.«

»Warum erzählst du mir das alles?«

»Aus zwei Gründen. Zum einen gehörte zu meinen Lehrfächern auch das Musizieren. Daher bilde ich mir ein, einiges davon zu verstehen. Drum lass dir sagen, du bist verflucht gut, viel besser, als du selbst ahnst.« Sie musterte ihn eindringlich, als versuchte sie, tief in ihn hineinzuschauen und seine Gedanken zu erfassen.

Wollte sie ihn dazu bringen, genau das Gleiche zu tun? Nicht bei ihr, sondern bei sich selbst. Er fragte: »Und zum anderen?«

»Wenn ich dich so anschau ... dein linker Schuh will schlichtweg nicht zu deinem rechten passen.«

Erstaunt betrachtete Tuni seine Stiefel. Wie meinte sie das schon wieder?

»Wie linker und rechter Schuh sollten auch Wille und Tat zusammengehen, wenn man Großes erreichen möchte. Im Moment beschleicht mich das Gefühl, dass bei dir nicht alles passt, dein linker Schuh möchte in die eine Richtung, dein rechter in die andere. Letztendlich musst

du überlegen, was du willst und dann entscheiden, was du tust.«

»Wie passen die jüngsten Geschehnisse zu deinem Vortrag? Nach meiner Meinung habt ihr nicht gefragt, sondern mich einfach in den Wettstreit der Barden hineingeworfen wie einen Stein in den Brunnen.«

Er machte eine Pause, sie lauschte seinem Schweigen.

»Und nicht nur die Bandenmitglieder haben ihr Päcklein zu tragen. Auch mir ist ein schwerer Haufen Vergangenheit auf den Buckel geschnallt. Dass die Minnesänger ausgerechnet auf einem Schafott ihre Kunst darbieten ...« Er führte den Satz nicht zu Ende. Was ging sie das an.

»Vielleicht ist es nicht nur ein Schafott, sondern ein Podest für alle Gelegenheiten?«

»Du hast wahrlich auf alles eine klare Frage«, sagte Tuni.

»Möchtest du sie beantworten?«

»Jedenfalls habt ihr mich nicht gefragt, ob ich überhaupt auftreten will. Ich bin schnödes Mittel zum Zweck, um das Geld zu gewinnen.«

»Gewiss, da widerspreche ich dir nicht, zumal genau dies der Grund ist, weshalb ich jetzt bei dir sitze.« Sie machte eine Pause, wohl um die folgenden Worte zu unterstreichen. »Ich biete dir an aufzustehen, die Leiter hinunterzuklettern, den anderen Lebewohl zu sagen und deiner Wege zu gehen.«

»Und was passiert mit meiner Laute und dem Geld in den Stiefeln?«

»Alles deins, keiner macht es dir streitig. Du darfst alles mitnehmen. Und wir wünschen dir ausnahmslos und von Herzen alles Gute für die Zukunft. Ich darf das sagen, weil ich meine Kameraden gut kenne.«

Das überraschte Tuni. Er hatte Brunhild unterschätzt. Und wahrscheinlich nicht nur sie.

Er atmete tief ein. »Wo ist der Haken? Es gibt doch sicherlich ein *Aber*. Es gibt immer ein *Aber*.«

»Kein *Aber*, nur ein *Oder*.« Unschuldig wickelte sie sich eine Locke um ihren Zeigefinger. »Oder du schnappst dir auf der Stelle deine Laute, komponierst dein Lied zu Ende und bringst es heute Nachmittag auf dem Marktplatz zum Vortrag. Aus freien Stücken – weil du es so möchtest. Ich bin davon überzeugt, dass die gute Laune dann von ganz alleine kommt, sowie auch die Reime und Melodien. Vor allem bin ich gespannt darauf, was Mühlwehr von deiner Kunst hält. Ich möchte dich encouragieren, es aus voller Überzeugung zu tun.«

Ein prüfender Blick verriet ihm, dass sie jedes Wort ernst meinte. Und

encouragiert worden war er noch nie, schon gar nicht auf diese Weise. Was für eine Schlange! Erst die Locke um den Finger gewickelt, dann ihn. Doch sie versprühte kein Gift, sondern Zuversicht. Tuni ließ es sich durch den Kopf gehen. Es fühlte sich anders an als kurz zuvor. Er war frei.

Brunhild beobachtete ihn mit einem mädchenhaften Lächeln auf den Lippen.

Plack! Plock! Graubert, Ilvor und Tott hackten immer noch Holz. Sie legten sich für die Gemeinschaft mächtig ins Zeug.

Ohne diese räuberhafte Bande hätte er sich unter keinen Umständen auf den Wettstreit der Barden eingelassen. Sein Lebtage wäre er nicht auf den absurden Gedanken gekommen, sich beim Einschreiber anzumelden. Niemals! Wenn er strikt auf Schlauberger gehört hätte, wäre er längst über alle Berge und hätte dieses erhellende Gespräch verpasst. Nun musste er sich entscheiden. Das Schicksal schlug ihn mit kräftiger Hand auf den Hinterkopf – und auf den Hintern. Bei aller Ironie führte der steinige Weg zum Helden sogar über ein Schafott.

Er war immer noch frei. Einfacher wäre es schon, sich jetzt auf den Weg zu machen. Er erhob sich. Wohin eigentlich?

Mein sich auf den Weg machen ist doch nur ein anderer Ausdruck für weglaufen, gestand er sich ein. So wie vom Anwesen des Ritters Rorik von Rheinstolz. Oder wie damals vom ... Nein, er wollte jetzt nicht daran denken. Möglicherweise aber ist der Weg, den die Bande ihm aufzeigte, der richtige.

Er hätte nicht an ihn denken sollen, denn natürlich musste Schlauberger sich einmischen. *Überleg mal, Tuni. Du kannst zwei Siege auf einen Streich erzielen – den Wettbewerb gewinnen und deine Vergangenheit ein Stück weit bewältigen. Lass diese Gelegenheit nicht verstreichen.*

Hörte er recht? Auf einmal riet ihm ausgerechnet Schlauberger zu bleiben? War es das, was Brunhild meinte, als sie sagte, Wille und Tat sollten zusammengehen?

Er seufzte. »Einverstanden Brunhild. Ich hab's kapiert und werde heute Abend antreten. Das heißt, ich tue es, weil ich es will.« Er hob abwechselnd die Füße. »Schau! Der linke Stiefel passt zum rechten.«

»Das freut mich sehr, Tuni.« Freundschaftlich knuffte sie ihm die Schulter. »Sinke wieder nieder und singe schöne Lieder.«

»Oh ja, und wenn ich Hilfe beim Reimen benötige, weiß ich, wen ich als Erstes frage.«

»Nichts leichter als das. Ich helfe, wo ich kann.«

Wie konnte eine derart gerissene Person nur derart unschuldig dreinblicken?

»Einen Titel habe ich noch nicht für mein Lied, aber die ersten drei Strophen sind so gut wie fertig. Möchtest du sie hören?«

»Glaube mir, ich sterbe vor Neugier, doch ich halte es für besser, wenn du dein Werk allein vollendest. Es ist dein Lied für einen besonderen Moment. Keiner soll dir reinreden.«

»Dann wirst du es zum ersten Mal hören, wenn ich es für alle vortrage.«

»Ja, das ist allerbest.« Brunhild zwinkerte ihm zu und machte Anstalten, die Leiter wieder hinunterzuklettern.

»Einen Moment«, bat Tuni. Er zog beide Stiefel aus und verdrehte die Hacken. In den entstandenen Lücken friemelte er mit dem Zeigefinger herum. »Hier, meine eiserne Reserve. Kaufen wir uns mit diesen Silber Groschen etwas Anständiges zu essen und stocken unserer Vorräte auf.«

Sie zog die Augenbrauen hoch und nahm das Geld. »Willkommen in Grauberts kühner Bande. Du wirst es nicht bereuen.« Ihr Lächeln tauchte das Stroh in pures Gold. Dann verschwand sie.

Tuni blieb allein zurück. Er saß an der gleichen Stelle wie zuvor, doch erstaunlicherweise war die Welt plötzlich eine andere – heller, freundlicher, liebenswerter. Vieles hatte sich zum Guten gekehrt.

Heiliger Bimbatz! Was für eine Wendung.

Wie kam er nur auf diesen seltsamen Fluch? Oder handelte es sich um einen Segen? War ihm der nicht eben im Traum erschienen? Na also, nun hatte er einen Titel für sein Lied. Voller Schaffensfreude machte er sich daran, sein musikalisches Werk zu vollenden.

13 Kopf ab

Unter Glockengeläut wurde der Sangeswettstreit am Sonntagmittag mit einer feierlichen Prozession eröffnet. Kein Geringerer als Bischof Tormut von Braunstein führte den Festzug vom Stadttor aus an – seine Mitra überragte alle anderen Kopfbedeckungen um Längen. Am Marktplatz angekommen hielt er ohne Umschweife eine Eröffnungsrede, in der er alle Honoratioren, Gäste, Stadtbewohner und Freunde von Mühlwehr willkommen hieß. Nicht zu vergessen, die Teilnehmer des Wettstreits. Abschließend erbat er den göttlichen Segen für ein friedvolles Fest.

Von Beginn an herrschte ein tummeliges Gewusel in den engen Gassen der Stadt. Doch vor allem auf dem Marktgelände rund um das Schafott rangen die Menschen um die besten Plätze. Erneut wollte Tuni es nicht wahrhaben, doch es bestand kein Zweifel – das Podest, auf dem Mörder und Diebe gewaltsam den Tod fanden, diente heute den Minnesängern als Bühne. Unglaublich, auf welch abstruse Ideen manche Leute kamen. Er schüttelte innerlich den Kopf. Ausgerechnet dieses Schafott. Er tröstete sich damit, dass wenigstens der Henkersblock unter einer weißen Tischdecke verborgen, der Weidenkorb zur Seite geräumt und über den Kopf-Aufspieß-Pfahl ein lustiger Hut gestülpt worden waren. Wunderbar – mit wie wenigen Handgriffen sich das Podium des Todes in eine Bühne der Muse verwandeln ließ. Praktischerweise erfüllte die erhöhte Lage auch heute ihren Zweck: Die Teilnehmer des Sangeswettstreits waren selbst aus großer Entfernung gut zu sehen. Es roch nach gebratenen Würstchen, Waffeln und Gewürzen sowie nach Freude und Ausgelassenheit. Viel zu feiern gab es in der Regel nicht für das einfache Volk, somit nutze es die wenigen Gelegenheiten mit ganz besonderer Euphorie.

Auch der Bürgermeister von Mühlwehr, ein runder Mann mit einem runden Gesicht, hielt sich an diese Devise. Mit einem Becher Wein in der Hand prostete er allen zu, schließlich wollte er auch nächstes Mal wieder ernannt werden. Doch er hütete sich davor, selbst einen Schluck zu nehmen, denn ihm oblag die Aufgabe, durch die Veranstaltung zu führen, und der Tag war noch lang.

»Bürger von Mühlwehr! Gäste in Mühlwehr. Ich heiße euch alle willkommen.« Gut verständlich schallte seine Stimme über den Marktplatz. Die Klangbeschaffenheit des Ortes erwies sich als hervorragend, was möglicherweise an den zwei- bis dreistöckigen Fachwerkhäusern lag, deren

Fassaden die Töne rundherum zurückwarfen.

Den Kloß im Hals ignorierte Tuni tunlichst, doch je näher die Eröffnung des Sangeswettstreits rückte, desto größer wurde der Klumpen. Wenn das so weiterging, würde er, wenn es darauf ankam, keinen Ton daran vorbeipressen können. Falls ihn nicht vorher der Erstickungstod ereilte.

»Kommt herbei, liebe Leut. Zehn stimmgewaltige Künstler, nein Dichter, nein Recken treten im Wettstreit gegeneinander an. Nur einer von ihnen wird gewinnen. Zum Gelingen dieses großen Festes trägt jeder Einzelne von euch bei, denn wie es die Tradition will, entscheidet ihr über den Gewinner der Minne. Schenkt den musischen Helden euer Handgeklapper, zeigt ihnen die Begeisterung von Mühlwehr.«

In diesem Moment feierte sich das Publikum erst einmal gebührend selbst, es klatschte und jubelte sich zu.

Über die Reihenfolge der Auftritte hatte das Los entschieden – Tuni würde als Vorletzter auf die Bühne treten.

»Ein guter Startplatz!«, hatte Wanda die Ewige geunkt. »In den vergangenen hundert Jahren hat meistens einer der letzten vier Sänger gewonnen.«

Dann kann ja nichts mehr schiefgehen, dachte Tuni, doch sein bei diesem Gedanken in Schiefelage geratener Kopf strafte ihn Lügen.

»Den diesjährigen Sangeswettstreit eröffnet der Sieger des Vorvorjahres ...«, der Bürgermeister nestelte eine Pergamentrolle aus seinem Gürtel und rollte sie aus, »... der begabte Thalindor Schattenlied.«

Der Beifall schien kein Ende zu nehmen, als ein dürrer Kerl in blauem Wams und roter Lederhose auf die Bühne stieg. Er lüftete seinen breiten Federhut und winkte den Massen damit zu.

Offenbar hatte er eine Schar getreuer Anhänger mitgebracht, die ihn sogleich zu feiern begannen, als hätte er bereits gewonnen. »Tha...lin...dor, Tha...lin...dor.«

Lässig baumelte die Laute an seiner Hüfte, noch lässiger setzte er den Hut wieder auf und hob die Hand. »Habt Dank, Ihr Leut, für den herzlichen Empfang. Mein Herz hüpfte vor Freude, dass ich wieder hier sein darf.« Voller Pathos drückte er die Hand auf seine linke Brust. »Dieses Jahr habe ich euch eine ganz besondere neue Weise mitgebracht.« In einer eleganten Bewegung nahm er die Laute nach vorn und klopfte liebevoll auf das edle Holz des Klangkörpers, der in der Sonne glitzerte. Augenblicklich verstummten alle, keiner wollte auch nur einen Ton, einen Vers, einen Mucks verpassen.

Thalindor fuhr mit dem Daumen über die Saiten. Die Laute klang hervorragend, wobei sich die vorletzte ein ganz klein wenig verstimmt anhörte. Ein Makel, der mit Sicherheit nur Tunis geschultem Gehör auffiel.

»Die H-Saite ist eine Nuance zu tief«, flüsterte ihm Brunhild zu.

Tuni schielte sie leicht von der Seite an, als es auch schon losging.

Thalindor Schattenlied machte seinem Namen alle Ehre. In vollendeter Harmonie und mit einer wunderschönen Melodie besang er das Dahinscheiden seiner heimlichen Liebe an einer unheilbaren Krankheit – einer Dame von reinster Lieblichkeit und noch reinerem Herzen, der er nie mehr seine Liebe gestehen konnte.

»Zwei Herzen schlugen wie eines, es war meines, es war deines, doch nun nicht mehr«, klagte er gekonnt mit erstaunlich ungetrübter Stimme.

Tuni mochte gar nicht mehr hinhören, so furchtbar traurig, wie es war, und so furchtbar gut, wie es vorgetragen wurde. An der Stimme stimmte einfach alles, sowohl die hohen als auch die tiefen Töne, die dazwischen ohnehin – ein Meister seines Faches.

»In Liebe entbrannt, nie zusammengebannt«, schluchzte es vom Podest.

In Tunis Kopf begannen die Gedanken zu kreisen. Was, wenn die alle so brilliant waren. Drei weitere Strophen triefen vom Podest, die Frauen neben ihm heulten Rotz und Wasser, sogar einige Männer tupften und rieben sich mit Taschentuch oder Ärmel mehr oder weniger verstohlen die Augenwinkel. Mit einem letzten zärtlichen Streicheln über die Saiten seiner Laute verabschiedete Thalindor seine unerreichbare Liebste und beendete den Vortrag.

Das Volk klatschte, dass die Tränen spritzten. Im Hintergrund machte sich das dreiköpfige Sangesgericht mit spitzer Feder Notizen über Lautstärke und Dauer des Handgeklappers.

Sobald Tuni sein eigenes Wort wieder verstehen konnte, raunte er Brunhild zu: »Mir ist schlecht.«

»Dann kotze lieber jetzt, als gleich auf der Bühne«, riet sie ihm.

Aha. Das half nicht wirklich.

»Es ist nur das Bühnenfieber. Begrüße die Aufregung, mache sie zu deinem Freund, nutze die Kraft, die sie dir gibt.«

Aha. Das half nicht wirklich.

Kobo drängelte sich neben ihn und schniefte mit leicht geröteten Augen. »Der hat die Latte verflucht hoch gelegt! Da wirst du wohl keine Chance haben.«

Aha. Das half nicht wirklich.

Nach diesem grandiosen Auftakt ging es direkt weiter. Zwei Männer trugen eine riesige Harfe nebst Schemel auf die Bühne.

»Ein vielversprechender Beginn unseres Liederfestes.« Begeistert breitete der Bürgermeister die Arme aus, als hätte der Applaus ihm gegolten. Dann zog er seine Pergamentrolle hervor. »Nun lauschen wir den zarten Klängen von Valerian Wolkenharfe aus dem Süden unseres Reiches. Gebt ihm einen gebührenden Empfang.«

Diesen Auftritt empfand Tuni als noch bedrückender. Zum einen, weil Valerian mit einer unfassbaren Bassstimme sang, zum anderen, weil der Inhalt des Liedes die Leute noch trauriger stimmte.

Ab jetzt schließe ich Augen und Ohren und konzentriere mich nur auf mich, nahm sich Tuni vor.

Es folgte ein Auftritt nach dem anderen, jeder Einzelne auf dem Podest verstand sein Handwerk. Was hatte er auch sonst erwartet. Der Herzschmerz in den Liedern rührte die Städter ein ums andere Mal. Mit ihren Liedern konnten die Minnesänger Granit zum Weinen bringen. Das kollektive Geschniefe nahm kein Ende.

Als der achte Gesangesakrobat namens Lysander Sternensilber mit beeindruckendem Applaus verabschiedet wurde, wusste Tuni, dass sein Stündlein geschlagen hatte. Gleich würde er auf die Bühne steigen und sein Allerbestes geben. Er ballte die rechte Faust. Nichts leichter als das – er würde es allen zeigen. Gleichzeitig sah sich die linke Hand nach einem Fluchtweg um. Nein, zu viele Menschen standen um ihn herum. Zu spät, er konnte sich nicht mehr verkrümmeln.

Schon spürte er den bohrenden Blick des Bürgermeisters auf sich. »Freuen wir uns nun auf die letzten beiden Meister der Minne. Lassen wir uns mit der nächsten Darbietung unsere Herzen erfüllen und unseren Geist beseelen. Heißen wir ihn willkommen, den Barden ... äh ...« Ihm fiel wohl auf, dass er den Namen nicht parat hatte. Umständlich rollte er die Pergamentrolle auf. »Wen haben wir hier? Ah ja, den Barden Allerbest. Haha – Bescheidenheit ist eine Zier.«

Was für ein dämlicher Name, befand Tuni und warf Tott einen undankbaren Blick zu. Doch das hätte er sich früher überlegen müssen, im Augenblick hatte er keinen Besseren parat. Mit Knien so weich wie Reispudding erklomm er die sechs Stufen des Podestes.

Stell dich nicht so an, schließlich erwartest du keine Hinrichtung.

Doch so ganz sicher war er sich dessen nicht.

Von seiner erhöhten Position ließ er den Blick über die Menschenmenge schweifen. Unzählige Gesichter drehten sich ihm zu und starrten den merkwürdigen Kerl an, der sich krampfhaft an seine Laute klammerte wie ein Ertrinkender an ein Stück Treibholz. Erwartungsvolles Murmeln wogte durch das Meer der Massen.

Das Unmögliche war geschehen – hier an Ort und Stelle. Tuni stand wieder auf einem Schafott. Und nicht auf irgendeinem, sondern – was für ein Hohn des Schicksals – auf demselben. Er vermochte keine Gliedmaße zu rühren, auch das Gesicht verharrte in Starre, sein Blick verlor sich in der Weite der Vergangenheit. Die Last seiner Kindheit fuhr auf ihn herab wie ein Hammer auf den Amboss. Oder die Henkersaxt auf den Hals. Bleigewichte an Armen, Beinen und Seele lähmten ihn. Bei allem, was ihm heilig war, hatte er einst geschworen, nie wieder eine Richtbühne zu betreten. Jener besagte Tag, zu dem seine Erinnerungen nun flogen, lag mehr als zehn Jahre zurück. Genau wie heute hatten sich zahlreiche Menschen rund um das Schafott versammelt. Damals jedoch, weil sie die seltene Gelegenheit nicht verpassen wollten, gleich zwei Hinrichtungen auf einmal beizuwohnen. Er selbst hatte einen der besten Plätze, die vorstellbar waren – oben auf dem Podest, nur wenige Handbreit vom Geschehen entfernt. Vier Männer standen neben ihm, darunter die beiden leichenblassen Delinquenten, die von der hohen Gerichtsbarkeit zum Tode verurteilt worden waren. Es hieß, der eine habe seine Frau und sein Kind mit einer Schaufel totgeprügelt. Der andere hatte gestanden, seinen Nebenbuhler vergiftet zu haben. Dann gab es da noch den Priester in brauner Kutte – der geistliche Beistand für die letzten Momente. In den seltensten Fällen nahmen die Verurteilten davon Gebrauch – so auch an besagtem Tag. Darum ging es auch gar nicht, vielmehr verlieh die Anwesenheit des Kirchendieners der ganzen Veranstaltung einen Anstrich von Moralität und göttlicher Gerechtigkeit.

Und zuletzt sollte noch der vierten Person auf dem Podest gebührende Aufmerksamkeit zuteilwerden – dem Nachrichter oder Scharfrichter, zumal es sich an jenem Tag um einen besonders namhaften Vollstrecker handelte. Nicht dass er beliebt oder geschätzt gewesen wäre, nahezu alle Menschen verachteten ihn, so wie jedes Mitglied seiner Zunft, doch sie respektierten seine handwerklichen Fähigkeiten. Er legte das Beil nicht auf den Hals auf und schlug dann mit dem Hammer darauf, sondern er schwang die mächtige

Richtaxt mit elegantem Schwung hernieder. Und nie benötigte er einen zweiten Schlag.

Für eine solche Kunstfertigkeit war eine gründliche Ausbildung vonnöten – und viel Übung. Über vier Jahre erstreckte sich schon seine Lehrzeit als Scharfrichter. Zuerst hatte er an Kürbissen üben müssen, dann folgten Tiere; Hasen, Hühner, Fasane, Schweine, Kühe ... alles, was einen Kopf besaß. Schwung holen und Plock! Das Blut spritzte in Tunis Kopf umher. Dabei war es das Ziel eines jeden Henkers, der etwas auf sich hielt, es so wenig wie möglich spritzen zu lassen. Hierfür gab es einen bestmöglichen Schlagwinkel.

Doch was jenen Scharfrichter weit über die Region hinaus bekannt gemacht hatte, sollte noch folgen. Die Prozedur begann, der Priester sprach die *Letzte Weihe*. Den Worten des Sakraments lauschte jedoch kaum einer, weder das Publikum noch die Missetäter, und auch Tuni vermochte sich nicht darauf zu konzentrieren. Endlich beendete der Priester seine geistliche Fürsorge und ließ fürsorglich zwei Todgeweihte zurück. Des Henkers Gehilfe führte den ersten Verurteilten am Arm zum Richtblock.

Oh Schreck, Tuni konnte es weder leugnen noch verdrängen – bei diesem Gehilfen handelte es sich um ihn selbst. Zum ersten Mal ging er dem Vollstrecker zur Hand. Mit Grauen erinnerte er sich an die Berührung des Oberarmes. Äußerlich kaum wahrnehmbar, doch bis tief in den eigenen Körper, spürte Tuni das Zittern des Mannes. Die Gewissheit, sein Leben verwirkt zu haben, seine Angst vor dem Jetzt und dem Danach, wobei nach Lage der Dinge das Höllenfeuer auf ihn wartete, all das erzeugte eine verzweifelte Eiseskälte, die Tuni selbst tief in die Knochen fuhr.

Erstaunlicherweise oder vielleicht gerade deshalb ergaben sich die meisten Opfer widerstandslos ihrem Schicksal. Aus Glaubensgründen oder Resignation, oder weil sie auf ein schnelles Ende hofften? Tuni wusste es nicht.

Der Verurteilte kniete nieder. Der Scharfrichter rückte den auf dem Block liegenden Kopf in die richtige Position. Gespenstische Ruhe war eingekehrt, mit offenen Mündern starrten die braven Bürger aufs Schafott. Sie vergaßen zu blinzeln, zu atmen, wollten den Moment, auf den sie so lange gewartet hatten, auf keinen Fall verpassen.

Die mächtige Axt, deren Blatt am Morgen sorgfältig geschärft worden war, blitzte in der Sonne. Die meisten Henker bevorzugten das Richtschwert, der Umgang damit galt als leichter. Die Hinrichtung mit einer Axt hingegen

war spektakulärer.

Breitbeinig nahm der Scharfrichter neben dem Richtblock Stellung.

Ein fester Stand ist Grundvoraussetzung für einen sauberen Schlag, wusste Tuni.

Mit beiden Händen hielt er den Schaft der Axt umklammert.

Nicht zu locker, nicht zu verkrampft, möglichst mit geraden Armen am Ende des Stils, wusste Tuni.

Der Scharfrichter holte tief Luft und – begann zu singen. Seine erstaunlich hohe Stimme klang wie ein Glöckchen, klar und lieblich, rein und unschuldig. Das *Ave Maria* ertönte inbrünstigst .

*Ave Maria, voll der Gnade,
der Herr ist mit dir.
Du bist gebenedeit unter den Frauen,
und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus.
Heilige Maria, Mutter Gottes,
bitte für uns Sünder,
jetzt und in der Stunde unseres Todes.*

Das Amen ließ er weg, weil es sonst Ärger mit dem Priester geben konnte, da es nur ihm oblag, ein Gebet zu sprechen, wusste Tuni.

Es folgte eine elegante Ausholbewegung der Arme sowie des Oberkörpers, und schon sauste die Axt durch die Lüfte. Plock! Da war es wieder.

Zuerst schmetterte der Henker den Gesang in die Welt hinaus, dann seine Axt in den Block hinein.

Der Kopf landete im Weidenkorb.

Beifall brandete auf.

Der Scharfrichter stellte die Axt ab. Nur eine schmale, verschmierte Blutspur zeugte von dem Weg, den das Blatt kurz zuvor bestritten hatte. Er griff in den Weidenkorb und hielt den Kopf an den Haaren in die Höhe. So konnten alle Anwesenden die Konsequenzen von gesetzeswidrigem Handeln noch einmal begaffen. Diese Form der Abschreckung förderte das friedliche Miteinander in der Stadt, und dies wiederum war unabdingbar für gute Geschäfte und Wachstum.

Doch solchen Gedankengängen fühlte sich Tuni nicht gewachsen, seine Bestimmung lähmte ihn. Der Beruf des Henkers, Totengräbers und

Abdeckers wurde notgedrungen vererbt, denn den *besudelten* Kindern wurde es in der Regel nicht gestattet, sich anderen Zünften anzuschließen. Daher war es kein Zufall, dass an jenem Tag der Gehilfe des Henkers auch der Sohn des Henkers war. Mangels eines eigenen Scharfrichters war sein Vater von den Stadtoberen beauftragt worden. Und mit deren Genehmigung durfte auch der Sohn an seiner ersten Hinrichtung mitwirken.

Der zweite Verurteilte, der Giftmörder, sollte durch die Garotte sterben. Deshalb bestand Tunis nächste Aufgabe darin, dem Verurteilten einen Metallring um den Hals zu spannen, der mittels eines Knebels langsam enger gezogen wurde, sodass die Luftröhre zusammengepresst und das Opfer langsam erdrosselt wurde. Vater missfiel diese Art der Vollstreckung, da es keiner Kunstfertigkeit bedurfte, an einer Schraube zu drehen. Dennoch fand auch diese Methode bisweilen Anwendung, wenn es sich nämlich um besonders hinterhältige Missetaten handelte. Solche Mörder wurden nicht auf die Schnelle geköpft, sondern fanden sich mit der Garotte um den Hals wieder. Der besagte Verurteilte kniete also mit dem Hals in der Metallschlinge auf den Holzbohlen.

Tuni rückte für den Vollstrecker zur Seite.

»Nein, du machst es!«, befahl sein Vater leise – mit einer Stimme hart wie das Axtblatt.

Hatte er richtig gehört? Wieso er?

»Hast du nicht gehört? Dreh endlich!«, zischte ihm sein Vater zu. »Es wird Zeit, dass du ein Mann wirst.«

Die Holzbretter unter Tunis Füßen begannen zu schwanken. Vor all den Leuten zwang er ihn, den Verurteilten hinzurichten. Ohne Vorwarnung, ohne Absprache. Wie ein Schlafwandler packte der Henkerssohn den Knebel, obgleich alles in ihm sich dagegen sträubte. Vor diesem Augenblick hatte er sich stets gefürchtet.

»Mach schon! Dreh!« Das Gesicht des Vaters wurde rot wie der frisch glänzende Block.

Alle Augen der Stadt Mühlwehr waren auf ihn gerichtet, die Gesamtheit der Blicke wog mehr als tausend Henkersäxte.

Tuni wollte nicht. Er tat es. Die erste Umdrehung ging ihm leicht von der Hand, doch mit dem Widerstand begann das Würgen und Zucken des Mannes vor ihm.

In diesem Augenblick brach etwas in Tunis Seele. Ihm war, als trüge auch diese eine sich verengende Garotte um den Hals. Er traf eine Entscheidung:

Er würde seine Ausbildung zum Scharfrichter abbrechen. Hier und jetzt. Auf der Stelle. Er würde sein Zuhause verlassen. Keine zehn Pferde bekämen ihn jemals wieder auf ein Schafott.

Und nun, ein Jahrzehnt später, stand er wieder hier. Doch erfüllte die Richtbühne diesmal nicht einen völlig anderen Zweck? Konnte man es überhaupt noch als Schafott bezeichnen? Wie hatte Brunhild es genannt? Ein Podest. Er vermochte nicht, angemessen darüber nachzudenken, denn schon wieder erklang in seinem Kopf das *Ave Maria*, hoch und klar. Wie oft hatte er es ertragen müssen?

Die Geräusche der Menschenmasse weckten ihn aus seiner Gedankenstarre. Eine fistelige Stimme drang besonders zu ihm durch.

Kobo rief: »He, Goldkehlchen, alle warten! Fang gefälligst an!«

Schlagartig wurde ihm bewusst, weshalb er hier oben stand. Er musste nichts abschlagen und auch keine Garotte drehen, sondern nur sein Lied vortragen. Wie lange verharrete er hier schon untätig? Was, wenn jemand den feigen Henkerssohn von einst wiedererkannte?

Denk nicht darüber nach, sondern leg endlich los.

Leichter gedacht als getan, denn nun erfasste ihn eine ganz andere Art von Aufregung. Fühlte sich so die Bühnenangst an? Ganz hinten pfiff jemand, und vorne sagte eine Frau etwas, das er nicht verstand. Die Leute um ihn herum grinnten höhnisch. Bestimmt machten sie sich jetzt schon lustig über ihn.

»Worauf wartet der Jeck?«, rief einer in der Mitte.

Trotz Klumpen zog sich Tunis Hals zusammen. Nein, bloß nicht an die Garotte denken. Was blieb, war eine staubtrockene Röhre, der bestimmt kein einziger Ton entschlüpfen würde. Er hatte andauernd das Bedürfnis, sich zu räuspern. Da erinnerte er sich seines Instrumentes und zog die Laute vor den Bauch. Diese hatte keinen Kloß im Hals und schwitzte auch nicht. Sogleich fühlte er sich sicherer und stimmte die ersten Töne der Melodie an. Jetzt, wo er hier oben stand, würde er seinen Auftritt wie geplant durchziehen und hoffen, dass sie ihn danach nicht an Ort und Stelle köpfen würden. Dabei warf er einen scheuen Seitenblick auf den hutbedeckten Speiß.

In seiner Aufgeregtheit hätte er beinahe die einleitenden Worte vergessen, die er sich zurechtgelegt hatte. Mit erstaunlich kräftiger Stimme rief er: »Ich danke euch, liebe Bürger von Mühlwehr, liebe Gäste und Besucher, dass ich in dieser schönen Stadt mein neuestes Werk präsentieren darf. Doch bevor ich

beginne, höret meine Bitte. Unterstützt mich bei meinem Auftritt. Macht ihn zu dem eurigen! Ich möchte, dass wir die letzte Zeile jeder Strophe gemeinsam ein zweites Mal singen. Also hört gut zu, ich gebe euch ein Zeichen, wenn es an der Zeit ist, einzustimmen.«

Die Leute sahen einander erstaunt an und sperrten Ohren und Augen auf. Manche tippten sich mit dem Zeigefinger an die Schläfe.

Tunis virtuoses Lautenspiel ging in einen eingängigen Rhythmus über, und er begann mit klarer Stimme zu singen.

*»Im Goldenen Rammler, da erblickte einst ein Kind das Licht der Welt,
drum hat in der Taverne man ein Fässlein aufgestellt,
kurzerhand wurd' der Knabe in das Bier hineingetaucht
Und die Schankmaid hat ihn auf den Namen Bimbatz getauft.«*

Die Ohren und Augen der Menschen wurden noch größer. Sang der Kauz auf dem Schafott wahrhaftig ein Lied über den *Goldenen Rammler*? Die Schenke in ihrer Stadt. Und die tragische, immerwährende Liebe der bisherigen Vorträge wich nun einem in Bier badenden Knirps namens Bimbatz. Die Leute wussten nicht, was sie davon halten sollten und blickten ihn erstaunt an. Glücklicherweise vergaßen sie dadurch zu pfeifen oder schlimmer, ihn mit faulem Obst zu bewerfen.

Mit beiden Händen winkend forderte Tuni die Menge auf: »Und jetzt alle!«

»Und die Schankmaid hat ihn auf den Namen Bimbatz getauft.«

Der Einzige in der ganzen Stadt, der die Zeile wiederholte, trat gerade auf einem Podest unter dem Namen der *Barde Allerbest* auf.

Die nachfolgende Stille schmerzte in seinen Ohren, keiner weinte, schniefte, hustete oder sang. Man konnte die Spatzen aufs Dach pinkeln hören.

Wenigstens der Handelsführer, der Vermittler, der Gewährsmann, der Lautenträger, der Leibwächter und der seelische Beistand hätten mitsingen können, dachte Tuni entrüstet. Aber nein, die Leute sind es nun mal gewohnt, still und andächtig dem Minnegesang zu lauschen. Warum eigentlich? Im *Goldenen Rammler* ging es doch auch anders. Das muss sich ändern, ich gebe ihnen eine zweite Gelegenheit.

Er wusste nicht, welcher Hafer oder welche Biene ihn gestochen hatte,

jedenfalls begann er, ohne sein Lautenspiel zu unterbrechen, über die Bühne zu hopsen und sein lockiges Haar zu schütteln. Vielleicht war es aber auch einfach nur ein Akt der Verzweiflung.

*»Bimbatz wurde schon als Säugling von der Mutter nicht gestillt,
dies Kinderzeug zu trinken war er einfach nicht gewillt,
doch lässt die Muttermilch man steh'n, so ist sie bald schon vergor'n
und an jenem Tag ward Bimbatz an den Alkohol verlor'n.«*

Wieder winkte er aufmunternd in die Runde. »Ihr seid dran!«

»Und an jenem Tag ward Bimbatz an den Alkohol verlor'n.«

Etliche runzelten die Stirn ob des Dargebotenen, doch ein paar Mutige murmelten den Text mit und grinsten ihn selig an.

Nie gekannte Zuversicht erfüllte den Barden Allerbest. Nun gab es für Tuni kein Halten mehr, und wenn der Scharfrichter gleich den Klotz samt Spieß für ihn unter der Abdeckung hervorholen würde.

*»Unser Bimbatz lernte laufen, unser Bimbatz wuchs heran,
schon damals konnt' er saufen wie ein ausgewachs'ner Mann.
Oh, sie schickten ihn ins Kloster, um zu lindern seine Gier
Doch es waren Franziskaner und so köstlich war ihr Bier.«*

Lautes Gelächter! Diesmal bedurfte es keiner Aufforderung, gut die Hälfte der Menschen sang die Zeile mit, mehr schief als schön, doch mit Inbrunst – nur darauf kam es an. Dabei tanzten sie von einem Bein aufs andere.

»Doch es waren Franziskaner und so köstlich war ihr Bier.«

Die Miene des Bürgermeisters, der direkt vor dem Podium stand und zu ihm heraufblickte, kam Tuni zwar arg verkniffen vor, doch der Würdenträger trug es mit Würde.

*»In seiner Jugend hatte Bimbatz jeden Wein im Land probiert,
mit allen Sorten Met und Bier die Leber hart trainiert,
war am Tresen ungeschlagen, niemand trank so viel wie er,*

es besangen ihn die Barden, so wurd' Bimbatz legendär«

Tuni legte beide Hände hinter die Ohrmuscheln und ließ seinen Blick über die Menge schweifen. Er wollte sie hören, jeden Einzelnen.

»Es besangen ihn die Barden, so wurd' Bimbatz legendär.«

Lautstark folgte der überwiegende Teil des Publikums der Aufforderung. Etliche schrien es heraus. Seine Worte, seine Melodie! Unglaublich!

Als ihm die strahlende Brunhild zunickte, erkannte Tuni, dass er auf diesem Podest den schrecklichsten Tag seines Lebens hatte verbringen müssen. Dafür heute den schönsten. Die Schatten der Vergangenheit fielen ab, beseelt zupften seine Finger in rhythmischer Harmonie über die Laute. Nie zuvor hatte er seinem Instrument solche Töne entlockt, es klang, als spielten zwei Spiel Männer gleichzeitig. Dabei hüpfte und drehte er sich und wechselte zur anderen Seite des Podiums zu dem Teil des Publikums, der bislang nur seinen Hintern hatte bewundern können. Sie empfingen ihn mit begeistertem Handgeklapper. Er hob einen Arm, um die nächste Strophe anzukündigen.

*»Irgendwann verschlug es Bimbatz in den reichen Vatikan
Vom Papst gar selbst wurd' er zu einem Trinkduell geladen
Er sprach: So Gott mir helfe, trinke ich den meisten Wein.
Dum der Preis, wenn du mich schlägst, wird deine Heiligsprechung sein.«*

Jubel umbrandete das Podest. Ein Rauschen wie ein Orkan auf dem Meer. Tuni kam sich vor wie auf einer kleinen Insel namens Stolz mitten im Meer. Es ging von ganz allein, egal ob groß, ob klein, ob Frau, ob Mann, ob arm, ob reich, alle stimmten ein:

»Dum der Preis, wenn du mich schlägst, wird deine Heiligsprechung sein.«

Dankbar klatschte Tuni in Richtung Publikum und verbeugte sich brav. Anschließend gab er die nächste Strophe zum Allerbesten.

»Am nächsten Tag erwachte Bimbatz in der Mitte eines Doms,

*der Papst an seiner Seite schlief, so war er wohl in Rom
nur trüb war die Erinnerung an die vergang'ne Nacht
Doch wenn ihn nicht alles täuscht, wurd' er zum Heiligen gemacht.«*

Nicht zum ersten Mal am heutigen Tage wischten sich die Menschen über die Augen, diesmal jedoch vor Lachen. Sie klopfen sich auf die Schenkel oder gegenseitig auf die Schultern. Und gemeinsam sangen sie:

»Doch wenn ihn nicht alles täuscht, wurd' er zum Heiligen gemacht.«

Was für eine Vehemenz eine einmütige, fröhliche Menschenschar doch entwickeln konnte. Fasziniert schaute sich Tuni um. Diesen Moment würde er liebend gern für die Zukunft einfangen. Auch weil er mit diesem Auftritt endlich den Schrecken dieses widerwärtigen Schafotts abgeschüttelt hatte.

Wie ein Derwisch tanzte er um den Henkersblock herum und bereitete das große Finale vor.

*»Seine Heiligkeit Sankt Bimbatz lebte gute hundert Jahr'
Die Taverne seine Kirche und die Theke sein Altar,
nun wacht er dort im Himmel, also schenket für ihn ein,
denn wer heute mit uns trinkt, dem wird sein Segen sicher sein!«*

Der Zauber der Musik entfachte seine volle Wucht, mächtiger als jede Henkersaxt. Die Menschen konnten das Lied weder sehen noch anfassen, doch die Melodie erfüllte und der Rhythmus beglückte sie. Sie spürten den besonderen Moment, eins zu sein – nicht nur mit dem Barden auf der Bühne, nicht nur mit den Leuten neben ihnen, sondern mit jedem Einzelnen auf dem riesigen Marktplatz. Ganz Mühlwehr grölte die letzte Zeile mit.

»Denn wer heute mit uns trinkt, dem wird sein Segen sicher sein!«

Tuni breitete die Hände aus und verbeugte sich so tief, dass er das Leder seiner Stiefel riechen konnte. Der Jubel, das Handgeklapper und die Bravorufe wehten ihn beinahe vom Podest. Selbst als der Bürgermeister die Bühne betrat und beschwichtigend mit den Armen winkte, beruhigte sich die Menge nicht.

Einer rief es erneut: »Denn wer heute mit uns trinkt, dem wird sein Segen sicher sein!«

Und die Stadt fiel mit ein.

»Denn wer heute mit uns trinkt, dem wird sein Segen sicher sein!«

Der Bürgermeister wedelte immer hektischer mit den Händen, um die Meute zum Schweigen zu bringen, was ungerecht war, ging es doch darum, das ihm zuteilwerdende Handgeklapper mit dem der anderen Künstler zu vergleichen. Glücklicherweise scheiterte er kläglich. Es brauchte kein dreiköpfiges Sangesgericht – der bisherige Sieger stand fest, denn die Menschen jubelten und klatschten immer noch. Sie feierten und ließen ihrer Fröhlichkeit freien Lauf. Nicht Schattenlied, sondern Sonnenlied lautete die Devise.

Freudetrunken verließ Tuni die Bühne. Die Menschen in seiner Nähe streckten ihre Hände aus und wollten ihn berühren. Graubert, Brunhild und der Rest der Bande ließen ihn hochleben.

»Geld und Gaul her!«, brüllte Kobo in Richtung Bürgermeister.

»Es kommt doch noch einer«, warf Tuni ein. »Warte ab.«

»Ach was – uns ist der Sieg sicher. Du bist unschlagbar.«

»Was für ein Auftritt! Davon werden die Menschen noch lange erzählen«, lobte ihn Brunhild.

»Zum Schluss ... Ruhe! Werte Damen, werte Herren ... zum Schluss begrüßen wir Aelfrik Zungenweide. Genießen wir den letzten Auftritt in diesem Jahr.«

Doch die Menschenmenge war immer noch nicht bereit für den nächsten Sänger. Sie skandierten: ALLABEST, ALLABEST. Aelfrik konnte einem leidtun. Der Barde lächelte tapfer und hob die rechte Hand. »Ich habe etwas zu verkünden. Bitte schenkt mir einen Augenblick.«

Nur widerwillig kehrte Ruhe ein. Der Minnesänger rief so laut er konnte: »Ich gebe mich geschlagen und verzichte auf meinen Auftritt. Ich kann keine Schippe mehr drauflegen. Diese Darbietung war so ungewöhnlich wie herausragend. Den Namen *Allerbest* merke ich mir.« Er winkte Tuni freundschaftlich zu und verließ die Bühne.

Die Menschen nahmen es gelassen. Einige versuchten, ein paar Verse vom Heiligen Bimbatz zu singen und forderten Tuni auf, wieder auf die Bühne zurückzugehen und nochmal zu bimbatzen.

»Sieg!« Die ewige Wanda fasste es gekonnt zusammen.

»Geld und Gaul her!«, rief Kobo.

»Gewonnen!«, meinte Graubert.

»Ein wunderbares Spektakel!« Brunhild freute sich.

Valerian Wolkenharfe schritt vorbei und zischte wütend: »Was für eine Peinlichkeit. Derb, plump, gewöhnlich.« Demonstrativ hob er die Nase noch höher.

Das wollte Kobo nicht auf dem Barden Allerbest sitzen lassen. »Was? Von wegen plump und gewöhnlich. Komm von deiner Wolke runter, grab dich dir deinen Engelszupfer und verpiss dich!«

Die Umstehenden lachten, als Valerian mit hochrotem Kopf von dannen zog.

Jetzt, nachdem aller Druck von ihm abgefallen war, hätte Tuni jeden Einzelnen auf dem Marktplatz liebend gern umarmt. Jedem Anwesenden war klar, dass es nur einen Sieger geben konnte, den einzigartigen Barden Allerbest.

Graubert grinste Tuni an, packte ihn, und einen Herzschlag später saß der Barde Allerbest huckepack auf seinem Rücken. Zusammen mit Brunhild, Kobo, Wanda, Tott und Ilvor ging es zurück aufs Podest – begleitet vom Jubel der Menschen. Barde, Handelsführer, Vermittler, Gewährsmann, Lautenträger und Leibwächter feierten ausgelassen. Was für ein Fest!

Die drei Sangesrichter steckten die Köpfe zusammen, auch der Bürgermeister trat hinzu. Zur Überraschung aller schien die Siegerfindung doch nicht so eindeutig zu sein, denn die Männer diskutierten heftig miteinander.

»Was gibt es da zu überlegen? Her mit Geld und Gaul«, rief Kobo.

Brutal drängelten sich einige bewaffnete Männer, aus deren Mitte sich ein weiterer Herr schälte, in Richtung Sangesrichter.

Bischof Tormut von Braunstein, durchzuckte es Tuni. Seinem versteinerten Gesicht zufolge kommt er nicht, um Gottes Segen zu spenden.

Der Bischof schien ein Machtwort zu sprechen, denn die anderen nickten plötzlich einmütig und demütig um die Wette.

Mit ernster Miene und bleischweren Beinen stieg der Bürgermeister aufs Podest. »Liebe Bürger! Wir mussten feststellen, dass der Barde Allerbest mit seiner Vorführung gegen wesentliche ethische Grundsätze verstoßen hat. Allem voran ist die despektierliche Darstellung der Kirche unter keinen Umständen folgenlos hinnehmbar.« Er hob die Hand. »Niemand würde der Heilige Vater mit einem dahergelaufenen Säufer ein Trinkgelage

veranstalten. Unvorstellbar!«

»Es ist nur ein Lied, das Spaß macht!«, rief einer.

»Warum so streng?«, fragte ein anderer.

Der Bürgermeister ließ sich nicht beirren. »Aus den genannten Gründen tut es mir leid, verkünden zu müssen, dass der Barde Allerbest wegen Verunglimpfung der Kirche vom Sangeswettstreit ausgeschlossen wird. Der diesjährige Sieger heißt ...«

Das darauffolgende Gepfeife schmerzte in den Ohren, der Name des Gewinners ging in gellenden Buhrufen unter. Der Protest nahm kein Ende, die Menge wollte keinen anderen als Tuni zum Sieger krönen und feiern.

»Sauerei!«, schimpfte Brunhild ihm ins linke Ohr.

»Das ist wieder mal typisch!«, blies Kobo in sein rechtes Ohr.

»FORT MIT DEM PACK!«, grunzte der Bischof ganz unpräventiös.

An die nachfolgenden Ereignisse konnte sich Tuni kaum noch erinnern. Er wurde von kräftigen Händen gepackt und abgeführt. Um ihn herum sah er nur noch Soldaten der Stadtwache – rotweiße Uniformen mit blitzenden Schwertern. Eben noch der gefeierte Held, und schon drohte der Heilige Bimbatz den Barden Allerbest in den Kerker wandern zu lassen.

14 Albernheiten

Ob sie schon einmal in dieser Stadt gewesen war, wusste Weibsbild nicht – zumindest fehlte ihr jede Erinnerung an einen vorherigen Besuch. Wieder einmal verzweifelte sie an ihrem Kopf. Er kam ihr vor wie eine Kommode mit unzähligen Schubkästen, von denen die meisten klemmten. Egal wie sehr sie rüttelte und schüttelte, sie bekam sie einfach nicht auf.

Die Hauptstadt Mühlwehr stand ganz im Zeichen eines Sangeswettstreits. Für ihren Geschmack tummelten sich gerade zu viele Menschen auf einem Haufen, doch sie hatte keine Wahl, denn nur hier bestand die Möglichkeit, den Mann anzutreffen, der eine irgendwie geartete Beziehung zu ihrer Vergangenheit hatte. Unglücklicherweise handelte es sich dabei um keinen Geringeren als Bischof Tormut von Braunstein, dessen Residenz in Form eines kleinen Palastes mit weißen Türmchen und goldenem Dach direkt neben der Kathedrale in der Morgensonne funkelte. Gleich an drei Masten wehte das Banner mit der bischöflichen Rangkrone und dem goldenen Schlüssel auf blauem Grund. Die Weitläufigkeit des Bistums in Verbindung mit dem hemmungslosen Verkauf von Ablassbriefen spülte zuverlässig Geld in die Kassen. Die Kirche sorgte gut für ihre Geistlichen – zumindest für die an der Spitze, die über den Reichtum verfügen konnten.

Weibsbild zog sich ihre verfilzte Wollkappe zurecht und klappte die breite Krempe herunter, sodass ihr Gesicht kaum zu erkennen war, aber immer noch offen genug, um nicht verdächtig zu wirken. Die Kopfbedeckung stammte aus einer Satteltasche der Söldner und hatte Ede oder Sven gehört – ihre zusammengeknoteten Haare verschwanden gänzlich darunter. Sie zog den ledernen Umhang über die Schultern und verschloss ihn mit einer eisernen Fibel. Sie schluckte bitter, die Leichenfledderei war ihr schwergefallen, doch wer nichts besaß, durfte nicht wählerisch sein. Mit einem Schaudern dachte sie an den gestrigen Tag zurück, als sie die Toten nach Hinweisen auf ihre Vergangenheit durchsucht hatte. Vor allem bei Kropper hatte sie ein Schriftstück in Form eines Briefes oder einer Notiz erwartet und war tatsächlich in seiner Gürteltasche fündig geworden. Durch das Bad in der Branntkalklösung hatte die Nachricht die Form eines matschigen, unleserlichen Klumpens angenommen. Den Satteltaschen der anderen beiden Söldner entnahm sie ein paar Münzen sowie Feuerstein und Zunder. Danach holte sich Weibsbild Schaufel und Spaten und fing an, ein gutes Stück vom Haus entfernt, am Ende der langen Wiese, ein Loch zu graben. Gottlob war

die Erde dort locker, sodass sie recht schnell eine tiefe Grube ausheben konnte, in die sie alle vier Leichname schaffte, samt Waffen und Sättel. Doch damit nicht genug, es folgte das große Reinemachen sowohl im Hof als auch im Schuppen. Sie schrubbte das Blut so gut es ging vom Boden, indem sie es immer wieder mit Wasser verdünnte. Unglaublich, wie viel Körperflüssigkeit in einem Menschen steckte. Danach kümmerte sie sich um alles, was sonst noch in Mitleidenschaft gezogen worden war, wie ihr Kleid, das vor Erde- und Blutflecken nur so strotzte. Selbst in kochendem Wasser würde das Leinen nie wieder sauber werden. Sie fackelte nicht lange, zog es sich über den Kopf, ging zur Grube und warf es den Söldnern hinterher. Die vier Leiber in der dunklen Erde boten einen grausigen Anblick. Was hatte sie angerichtet? *Du sollst nicht töten*, kam ihr das fünfte Gebot in den Sinn. Doch in diesem Fall hatte sie es eher mit dem Alten Testament gehalten – gezwungenermaßen. *Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Brandmal um Brandmal, Beule um Beule, Wunde um Wunde*.

Sie hatte Kropper eindringlich gewarnt, doch er und seine Mannen hatten es nicht hören wollen.

»Herr, vergib mir, ich habe gesündigt.«

Mit diesen Worten nahm sie die Schaufel, schüttete das Loch zu, trat die Erde fest und verteilte darauf die Grasfladen, die sie vorher mit dem Spaten abgetragen hatte. Nach wenigen Handgriffen wusste sie, dass sie nicht zum ersten Mal ein Grab aushob. Die Routine im Umgang mit Spaten und Schaufel stimmte sie nachdenklich. Wie viele Menschen sie wohl schon beerdigt hatte?

Es gelang ihr leidlich, die Grube zu verbergen. Dennoch war damit zu rechnen, dass Alarik diese Stelle früher oder später auffallen würde, zumal ein sanfter Hügel zurückblieb. Sie hoffte, dass der Buchfeller die Toten ruhen und die Vergangenheit begraben lassen würde.

Weibsbild kam nicht umhin, sich ein neues Kleid aus dem Halbschrank unter dem Dach zu nehmen. Doch bevor sie sich selbst gründlich wusch, reinigte sie erst noch Spaten und Schaufel.

Von den vier Pferden suchte sie sich das Unscheinbarste aus und schloss überraschend schnell Freundschaft mit ihm. Wie eine erfahrene Reiterin schwang sie sich in den Sattel – in einer Hand die Zügel, in der anderen die Führseile mit den restlichen Gäulen – und machte sich auf den Weg Richtung Mühlwehr. Nach einem halben Tagesritt verabschiedete sie sich von den drei

Gäulen und ließ sie auf einer Weide laufen.

Nach einer kurzen Nacht in einem Wäldchen kam sie am Morgen in Mühlwehr an – gerade noch rechtzeitig zur Prozession vom Stadttor zum Marktplatz, angeführt vom Bischof persönlich. Sie sah ihn nur von weitem, doch sein Anblick ließ ihre Zähne knirschen. Was wusste Tormut von Braunstein? Warum hetzte er seine Schergen auf sie und beschimpfte sie als Ketzerin? Am liebsten hätte sie sich auf ihn gestürzt und so lange geschüttelt, bis die Wahrheit aus ihm herauspurzelte.

Umgeben von Hunderten von Menschen konnte sie nichts dergleichen tun. Zudem hatte sich der Bischof offenbar neue Leibwächter zugelegt. Zwei kräftige Kerle hielten sich stets in seiner Nähe auf. Mit eisernen Mienen und Waffen beluchsten sie jeden, der ihm zu nahe kam.

Weibsbild legte das unnahbarste Gesicht auf, das sie aufbieten konnte, wobei sie wohlweislich im Hintergrund blieb. Hierbei erwies sich der Menschauflauf als Vorteil, die Anonymität der Masse bot ihr Schutz. Die gute Nachricht lautete, dass der Bischof in der Stadt weilte – jetzt musste sie nur noch dafür sorgen, dass sich eine Gelegenheit für ein Gespräch unter vier Augen ergab. Nett und vertraulich natürlich. Wieder knirschten ihre Zähne. So nett und vertraulich, bis er ihr alles beichtete, was er über sie wusste. Jedes Detail. Sie hörte ihre Fingerknöchelchen knacken. Wie sie dieses Aufeinandertreffen arrangieren sollte, würde ihr noch einfallen. Bis dahin hieß es wohl oder übel, sich unauffällig verhalten und Trübsal blasen. *Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet*, versuchte sie sich aufzumuntern.

Buddeln und Töten gehörte offensichtlich zu ihren Stärken. Sich in Geduld üben, übte sie noch ungeduldig.

»Was bist du denn für eine?« Vor ihr baute sich ein rotwangiger Bauernbursche auf und musterte sie unverhohlen, wobei er ihr kaum ins Gesicht blickte.

Ogleich anders gemeint, war die Frage gar nicht mal so dämlich, und vor allem, schwieriger zu beantworten, als er glaubte. Sie schaute durch ihn hindurch und versuchte den Geruch nach Schweiß und Vieh zu ignorieren.

»Warum so ernst? Die ganze Stadt feiert heute. Ich suche noch Gesellschaft, du könntest mir gefallen.« Seine Lippen verformten sich zu einem öligen Grinsen. Schon spürte sie seine schwielige Hand auf ihrer Schulter.

Weibsbild stieß ihn weg. »Fass mich nie wieder an oder ...«, zischte sie und verschluckte rasch die Worte, die ihr über die Lippen schießen wollten. Sich unauffällig verhalten sah anders aus.

»Du bist ohnehin zu hässlich«, beschloss der Geselle spontan und ließ sie stehen.

Obgleich kurz, gab ihr der Zwischenfall dennoch zu denken. Zweifelsohne hatte es der Dummebeutel verdient, fortgejagt zu werden, doch darum ging es nicht. Vielmehr bereitete ihr die eigene unkontrolliert anschwellende Aggression Sorge. Egal wer oder was oder wie sie war, sie musste sich besser in den Griff bekommen – noch ein gewichtiger Grund, diese ihr noch fremde Person endlich kennenzulernen.

Mit gesenktem Blick schlenderte sie weiter. Der Geruch gebratenen Fleisches stieg ihr in die Nase. Ekelhaft, ihr Magen verkrampfte sich – jetzt wurde ihr auch noch schlecht. Eilig verließ sie den Marktplatz durch eine schmale Gasse. Hier wehte ihr frischer Wind entgegen, eine Wohltat.

Die Vorfreude von bestimmt über tausend Menschen lag in der Luft, was sie am Nachmittag auf den Marktplatz zurücklockte. Das Spektakel, das alle herbeisehnten, fand im Rahmen eines großen Volksfestes statt – entsprechend ausgelassen war die Stimmung, wozu auch der üppige Bier- und Weinausschank beitrug. In bester Feierlaune standen die Leute dicht an dicht, bereit, dem Gesänge zu lauschen.

Weibsbild wählte einen Platz am Rande des Geschehens und schaute sich um. Ihr Blick blieb an dem Podest hängen, das mehr schlecht als recht zu einer Bühne umfunktioniert worden war, und dessen ursprüngliche Bestimmung als Schafott keinem verborgen blieb. Dort konnte sie ihn zwar nicht entdecken, doch nur wenige Herzschräge später wurde sie fündig. Ihre Augen brannten, während sie ihn beobachtete. Bischof Tormut von Braunstein weilte umgeben von einigen Adligen auf dem Balkon des Rathauses und teilte keineswegs den Frohsinn des Volkes, wie seine herunterhängenden Mundwinkel vermuten ließen. Mit mäßigem Interesse verfolgte er das Treiben; wahrscheinlich würde er jetzt lieber Ablässe verkaufen.

Der Zustrom nahm kein Ende, immer dichter standen die Schaulustigen auf dem Marktplatz. Instinktiv schnappte Weibsbild nach Luft, als ob sie sich selbst inmitten der drängelnden Leiber befände und drohte zerquetscht zu werden. Nur langsam beruhigte sich ihr Puls. Sie hatte die Masse an

Menschen, die sich hier versammelten, unterschätzt. Oder schlicht vergessen, dass es so viele gab. Und die meisten von ihnen wuselten um das Podest.

Mit einer kurzen Rede eröffnete der Bürgermeister den Sangeswettbewerb, dann betrat schon der erste Minnesänger die Bühne. Weibsbild nahm das Spektakel kaum wahr, galt ihre Aufmerksamkeit doch dem Bischof. Diesem Kerl würde sie das Geheimnis ihrer Herkunft schon herausprü... äh ... entlocken. Dafür musste sie jedoch den geeigneten Zeitpunkt abwarten. Mit etwas Glück vielleicht schon heute Nacht, obgleich sein Palast mit Sicherheit gut bewacht wurde.

Die Auftritte der Barden empfand sie – höflich ausgedrückt – als strapaziös, obgleich sie mit erklecklicher Stimme sangen. Von ihrer Position aus verstand Weibsbild zwar nicht jedes Wort, doch mit dem, was sie mitbekam, konnte sie wenig anfangen. Die Minnesänger schmachteten allesamt irgendeiner unerfüllten Liebe hinterher. Was daran Freude bereiten sollte, konnte sie nicht nachvollziehen. Den Zuschauern hingegen gefielen die Darbietungen, sie feierten die Barden wie Helden. Die Texte voller schmerzlicher, süßer Gefühle berührten ihre Herzen, was in einem gemeinschaftlichen Geschluchze gipfelte. Weibsbild jedoch schielte immer wieder zum Bischof, der sich nach wie vor auf dem Balkon zu langweilen schien.

Von jetzt auf gleich änderte sich die Stimmung auf dem Marktplatz. Die Leute um sie herum raunten und staunten, weshalb sie den Blick wieder auf die Bühne richtete. Dort oben stand ein ärmlich gekleideter Musikant, der dreinblickte, als müsste er gleich seinen Lockenkopf auf den Richtklotz legen. Er bewegte sich keinen Deut, so als befände er sich irgendwo anders, nur nicht mitten in Mühlwehr auf einem Podest, wenige Wimpernschläge vor seinem großen Auftritt. Die Menge wurde unruhig – erste Pfiffe und Schmährufe erschallten.

Endlich öffnete das Kerlchen den Mund – der Wind trug Wortfetzen zu ihr herüber.

»Helft mir ... Auftritt ... Macht ... zu eurem ... Strophe ... gemeinsam.«

Sein Gestammel sorgte offenbar für noch mehr Irritation. Was für ein Witzbold.

Dann nahm er seine Laute zur Hand und schlug die ersten Töne an. Hierbei benötigte er keine Hilfe, er beherrschte sein Instrument vortrefflich. Als er zu singen begann, ging erneut ein Raunen durch die Menge. Hell und klar hallte seine Stimme über den Platz. Erstaunlicherweise konnte sie jedes

Wort verstehen.

*»... kurzerhand wurd' der Knabe in das Bier hineingetaucht
Und die Schankmaid hat ihn auf den Namen Bimbatz getauft.«*

Was für eine Albernheit! Zu allem Überfluss hopste der Kerl jetzt auch noch auf dem Podest herum, als wäre ihm ein Schmiedehammer auf die Zehen gefallen. Er versuchte das Publikum zum Mitmachen zu animieren. Natürlich fand sich keiner, der einen solchen Unsinn wiederholte.

Weibsbild wandte sich ab. Dieses Zurschaustellen von Unvermögen ödete sie an. Da hatte sie doch glatt etwas mit dem Bischof auf dem Balkon gemeinsam, auch er drehte dem Treiben auf dem Podest den Rücken zu.

Erstaunlicherweise kam Bewegung in die Menge, als aus welchem Grund auch immer die Leute auf einmal mitsangen, wenn man ihr Gegröle so nennen durfte. Der hüpfende Hofnarr war indes samt seiner Laute auf der anderen Seite des Podestes verschwunden. Sämtliche Strophen drehten sich ums Saufen, und nun gab er sogar etwas über den Papst zum Besten, das sie jedoch nicht genau verstand. Was für ein Banause. Schlagartig erwachte der Bischof aus seiner Lethargie. Er drehte sich auf dem Absatz um, stützte sich mit beiden Armen auf die Brüstung und starrte aufs Podest. Selbst von hier unten konnte sie erkennen, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss.

Unglaublich! Auf dem ganzen Marktplatz lachten, sangen und johlten alle um die Wette. Eine Woge der Fröhlichkeit erfasste das Volk. Bemerkenswert, zu was dieser quatschige Maxe imstande war.

Die Stimmung wurde immer wilder und gipfelte in einem kollektiven Gesangestaumel.

»Denn wer heute mit uns trinkt, dem wird sein Segen sicher sein!«

Zum Wohl! Egal was Weibsbild von dem Vortrag hielt, die Menschen um sie herum liebten ihn.

Aus dem Augenwinkel sah sie den Bischof den Balkon verlassen, und wenig später stapfte er durch die Rathaustür.

Noch immer tobte der Mob. Ein paar abgehalfterte Gestalten, vier Männer und zwei Frauen, stiegen sogar auf das Podest und ließen den Barden hochleben. Im wahrsten Sinne des Wortes, denn nun trug ihn einer sogar auf der Schulter und drehte eine Runde. Der Bürgermeister stand neben dem

Klotz und schien sich in seiner Rolle weniger wohlzufühlen.

Unweit von ihr drängelte sich eine Truppe lautstark durch die Menge.

»PLATZ DA FÜR DEN BISCHOF!« Die Menschen wurden brutal zur Seite gekehrt. Die Leibwächter des Bischofs bahnten ihrem Herrn einen Weg zum Podest. Was wollte von Braunstein dort? Kurzentschlossen nutzte Weibsbild die entstandene Gasse, um näher an das Geschehen heranzukommen.

Der Bischof redete auf eine Gruppe Männer ein, auch der Bürgermeister stand mit bedröppeltem Gesicht daneben. Kurze Zeit später verkündete Letzterer, dass der Barde Allerbest wegen Verunglimpfung der Kirche vom Wettbewerb ausgeschlossen wurde. Ungeachtet der vehementen Proteste führte die Stadtwache den Barden ab. Dessen Begleiter beschwerten sich lautstark, doch sie wurden rüde zur Seite gedrängt. Auch auf die beiden Frauen wurde keine Rücksicht genommen, das rote Kopftuch der Älteren verrutschte, und der Ärmel ihres Kleides riss auf, als sie vom Podest gestoßen wurde. Ein Glück, dass sie von der Menge aufgefangen wurde. Die Wache des Bischofs begann für seine Rückkehr ins Rathaus erneut eine Schneise ins Gewühl zu schlagen. Weibsbild, die keine zwei Pferdelängen von ihm entfernt wartete, zog sich ihre Mütze tiefer ins Gesicht und versteckte sich hinter dem breiten Rücken eines Mannes, denn sie kamen genau in ihre Richtung. Zuerst prügelte sich die Leibwache des Bischofs samt ihrem Herrn an ihr vorbei, danach die Stadtwache mit dem Barden, und abschließend versuchten dessen laut protestierende Begleiter zu folgen. Die ältere Dame mit dem Kopftuch strauchelte, offenbar verließen sie die Kräfte. Geistesgegenwärtig drängte sich Weibsbild an ihrem Sichtschutz vorbei und griff nach dem Oberarm der Alten, der es dadurch gelang, auf den Beinen zu bleiben. Hitze fuhr Weibsbild in den Körper, dampfendes Blut schoss durch ihre Adern. Erschrocken ließ sie den Arm los. Die kurze Berührung löste in ihr ein Feuerwerk an Gefühlen aus: Überraschung, Entsetzen und Faszination gleichermaßen. Sie riss die Augen weit auf, während sie um Fassung rang, und starrte der Alten hinterher. Täuschte sie sich? Ein Glimmen schien sie zu umgeben, nur blass und schwach wie eine Kerze hinter verrußtem Glas. Oder lag es am Licht der schräg stehenden Sonne? Einen Wimpernschlag später war sie im Gedränge verschwunden. Weibsbild blickte sich um – den anderen Menschen schien nichts aufzufallen. War dieses Erlebnis der langersehnte Funke, der ihre Erinnerung wieder aufflammen lassen konnte? Die Aufregung lief ihr wie heißes Wasser den Rücken herunter. Zum ersten Mal

seit ihrem Gedächtnisverlust wähnte sie einen Teil ihrer Vergangenheit in greifbarer Nähe. Weibsbild irrt sich nicht – ihr Geist spürte eine eigenartige Verbundenheit mit der Fremden. Herz und Schläfen pochten um die Wette, sie musste mit ihr sprechen. Die Alte war ein Teil des Mosaiks, das sie tagtäglich zusammensetzen versuchte.

Für diesen Moment war der Bischof zweitrangig, ihre gesamte Aufmerksamkeit galt nun der Alten mit der eigenartigen Aura. Sie durfte sie nicht aus den Augen verlieren. So kurz vor dem Ziel zu scheitern, kam nicht in Frage. Mit einer Schulter voran rammte sie sich durch die Menge. Sie nutzte die kleinste Lücke, um der Frau auf den Fersen zu bleiben. Das rote Kopftuch half, sie nicht zu verlieren. Die Stadtwache führte den Barden Allerbest in Richtung Haupttor. Seine Begleiter folgten ihnen auf dem Fuße.

Schließlich erkannte Weibsbild, dass sie ihn nicht in den Kerker warfen, sondern nur aus der Stadt. Statt Ketten und Peitsche lediglich Schimpf und Schande. Vermutlich, um die Gemüter der Menge nicht noch mehr zu erregen. Welch Glück im Unglück, denn das bedeutete, dass sie der Alten nur weiter zu folgen brauchte.

Mittlerweile kam sie schneller voran und konnte sogar zwischen den vielen Leibern einen Blick auf die Gruppe erhaschen, die das innere Stadttor erreicht hatte. Weibsbild eilte schnell hinterher, möglichst ohne den Wachen aufzufallen. Mit ihrer Drängelei erregte sie schon genügend Aufsehen, einige Menschen schimpften ihr wütend hinterher.

Schnellen Schrittes passierte sie den Zwinger, den Bereich zwischen innerem und äußerem Stadttor. Bildete sie sich die misstrauischen Blicke der Wachen nur ein, die sich in ihren Rücken bohrten?

Als sie auf das äußere Tor zulief, klopfte der Wachmann mit dem Schaft seiner Hellebarde auf das Kopfsteinpflaster. »Gehörst du zu den in Ungnade gefallenen?«

»Ja, irgendwie schon.« Sie biss sich auf die Lippen. Irgendwie war ein unglückliches Wort. Mit einem solchen Herumgeeiere machte sie sich nur verdächtig. Schon wurden die Augen des Wachmanns schmal, der Griff um den Schaft seiner Hellebarde fester. »Dann richte ihnen meine Glückwünsche aus – mein Kamerad behauptet, das sei der beste Auftritt gewesen, den er je miterleben durfte.«

»Äh, ja. Ich werde das Lob überbringen.« Sie nickte bekräftigend und verließ die Stadt Mühlwehr.

15 Zusammenkunft

Au Backe! Auf Geheiß der Obrigkeit hatte die Stadtwache den Barden Allerbest mit Füßen getreten und aus der Stadt geworfen. Und mit ihm auch das zarte Pflänzchen seines frisch erwachten Selbstvertrauens.

Die Bande lief die Mauer entlang und brachte Abstand zwischen sich und dem Stadttor. Nicht dass sie doch noch festgesetzt wurden.

Kobo tat das, was er meisterlich beherrschte: meckern. »Wieso musstest du auch unbedingt den Papst besingen. Hätte es nicht auch irgendein versoffener, erfundener König getan?«

»Pah! Davon verstehst du nichts. Irgendein versoffener, erfundener König hätte Bimbatz nicht heiligsprechen können«, hielt er tapfer dagegen.

Graubert mischte sich ein. »Kobo, lass Allerbest in Frieden. Der spießbürgerliche Bischof ganz allein trägt die Schuld. Der Auftritt unseres Barden war grandios.« Er wandte sich an Tuni. »Dir gebührt Ehre und Dank.«

»Das sehe ich auch so«, pflichtete ihm Brunhild bei. »Niemals werde ich vergessen, wie du heute auf dem Marktplatz gespielt, gesungen und getanzt hast. Du hast die Menschen begeistert, ihnen Spaß und Fröhlichkeit geschenkt. Für einen Moment konnten sie die Sorgen des Alltags vergessen.«

»Gehampelt und gezappelt hat er. Als wäre er barfuß in einen Scherbenhaufen getreten«, maulte Kobo. Doch dann beruhigte er sich. »Aber ich gebe euch Recht.« Er klopfte Tuni auf den Rücken. »Du hast alles gegeben, und es fällt mir schwer, es einzugestehen: Du warst gut. Verdammt gut!«

So lauteten die ersten positiven Worte, die Tuni aus dem Mund dieses Grantlers bislang vernehmen durfte. Und er freute sich darüber.

»Welch Begehrt steuert diese Dame in unsere Richtung?«, fragte Ilvor.

Alle folgten seinem Blick und musterten die Frau, die auf die Bande zueilte. Unter einer verfilzten Wollkappe lugten pechschwarze Strähnen hervor, die ein fahles Gesicht umrahmten. Das einfache Kleid unter dem offenen, braunen Umhang wirkte etwas zu klein, die Gürteltasche an der Hüfte zu groß. Schon von weitem war ersichtlich: Die Kleidung hatte die besten Tage hinter sich. Immerhin reihte sie sich mit ihrem erbärmlichen Aussehen nahtlos in das Erscheinungsbild der Bande ein.

»Gedankt sei Gott, ich habe Euch gefunden«, sagte sie zur Begrüßung. Vermutlich eine Verehrerin, kein Wunder nach meinem fantastischen

Auftritt, dachte Tuni.

Gerade als er der Barde Allerbest sie gebührend in Empfang nehmen wollte, schoss sie schnurstracks an ihm vorbei auf Wanda die Ewige zu. »Wir müssen uns schon einmal begegnet sein, ich kann es mir nicht anders erklären.« Die Fremde versuchte sich an einem Lächeln, worin sie jedoch nicht viel Übung zu haben schien. Ihre erhobenen Mundwinkel zerbröselten wie ein schlecht gebackener Keks, während sie Wanda erwartungsvoll anstarrte.

Überrascht kniff diese für einen kurzen Moment die Augen zusammen. »Hm, meine Gute, es tut mir leid, doch ich kenne Euch nicht.« Sie runzelte die Stirn. »Wobei ... habt Ihr mir nicht eben im Gedränge geholfen, auf den Beinen zu bleiben?«

»Ja, ich griff nach Eurem Oberarm. Und just in jenem Augenblick überkam mich das Gefühl, dass wir uns früher bereits begegnet sind.«

Wanda schüttelte den Kopf. »Danke für Eure Hilfe, doch Euer Antlitz kommt mir das erste Mal unter die Augen. Und trotz meines fortgeschrittenen Alters funktioniert mein Gedächtnis noch außerordentlich gut.«

Enttäuschung breitete sich in der Miene der Fremden aus. »Dennoch ... ich glaubte, eine Verbindung zwischen uns zu spüren. Ich täusche mich nicht, da muss es etwas geben ...«

»Nein, ich denke nicht, dass wir uns schon einmal begegnet sind. Mein Name lautet Wanda. Wie heißt Ihr?«

Das Gesicht der Frau wurde noch fahler. »Ich weiß nicht ... nennt mich Evas Tochter.«

Graubert und seine Bande warfen sich Blicke zu. Die Fremde führte sich sonderbar auf. Verdächtig sonderbar.

»Und woher stammt Ihr, Evas Tochter?«, fragte Wanda.

Die Fremde vermied jeden Augenkontakt und schwieg, was nicht nur Tunis Argwohn weiter nährte.

Wanda hingegen versuchte ihr Vertrauen zu gewinnen, indem sie so tat, als hätte die Fremde ihr die Frage gestellt. »Ich habe meinem Dorf schon vor langer Zeit den Rücken gekehrt. Obwohl ich dort aufgewachsen bin und fast drei Generationen lang dort gewohnt habe, begegneten mir die Menschen stets mit Verachtung. Genau genommen waren diese vielen Jahre das Problem – sie verdächtigten mich der Hexerei, weil ich in all der Zeit so jung geblieben bin.« Unschuldig breitete sie die Arme aus. »Und drei Ehemänner überlebt habe.«

Jetzt fängt Wanda schon wieder mit ihrem altertümlichen Gefasel an, dachte Tuni.

Auch die Fremde wusste offensichtlich nicht, was sie davon halten sollte. »Wie meint Ihr das?«

Mit Stolz verkündete Wanda: »Ich bin nämlich schon hundertsechzehn Jahre alt.«

»Das ist ja unglaublich«, sagte die Fremde doppeldeutig. Ihre Augen verengten sich, als sie Wanda die Ewige musterte. »Wo liegt Euer Heimatdorf genau?«

»Weit, weit in Richtung Sonnenaufgang – am Rande des Byzantinischen Reiches. Nachdem ich viele Wochen nach Westen gereist bin, habe ich letztlich Graubert und die Bande getroffen, die mir ein neues Zuhause gegeben haben.« Wie ein Mädchen strahlte sie in die Runde.

Nie und nimmer war diese Frau hundertsechzehn Jahre alt.

Kobo nutzte die aufkommende Stille. »Mich könnt Ihr Adams Sohn nennen, und von Natur aus bin ich Fremden gegenüber sehr misstrauisch. Ganz besonders, wenn sie sich weigern, ihren Namen und ihre Herkunft preiszugeben.«

Einer Antwort unfähig sah sie ihn an.

»Seht Kobo seine unverblümete Art nach, doch in der Sache stimme ich ihm zu. Euch muss doch klar sein, dass Euer Benehmen seltsam anmutet«, erklärte Brunhild.

Die Hilflosigkeit der Fremden war greifbar, während sie um Worte rang. Mit leiser Stimme verkündete sie: »Einverstanden, ich verrate es Euch. Ich kann Euch meinen wahren Namen aus dem einfachen Grund nicht nennen, weil ich ihn selbst nicht kenne. Ich habe mein Gedächtnis verloren und damit meine Vergangenheit. Aber meine neu gewonnenen Freunde nennen mich Weibsbild.«

Diesmal konnte sich das Schweigen seelenruhig ausbreiten.

Tuni glaubte ihr.

Graubert zupfte an der Spitze seines Bartes herum.

Wanda zuckte mit ihren schmalen Schultern.

Tott hatte gestern schon etwas gesagt.

Kobo runzelte skeptisch die Stirn und murmelte: »Weibsbild ... ich fasse es nicht.«

»Und trotzdem glaubt Ihr Euch zu erinnern, unserer Wanda früher schon mal begegnet zu sein?« Graubert deutete auf die Alte.

»Ich begreife es ja selbst nicht, aber genau das sagt mir mein Gefühl. Bei der Berührung auf dem Marktplatz kam es mir so vor ...« Sie stockte. »Darf ich Euch erneut berühren? Vielleicht hilft es mir bei der Erinnerung.«

Die ewige Wanda nickte. »Nur zu.« Sie streckte der Fremden eine Hand entgegen.

Behutsam, als könnte sie Wanda verletzen, ergriff sie ihre Hand und schloss die Augen. Mit allen Poren schien sie in sich hineinzufühlen, bis sie schließlich wieder losließ. »Nein, ich fühle nichts. Ich muss mich geirrt haben.« Sie bemühte sich, ihre Enttäuschung zu verbergen, scheiterte jedoch kläglich. Ihre dunklen Augen glänzten feucht. »Es tut mir leid, Euch gestört zu haben. Lebt wohl.« Sichtlich angefasst wandte sie sich zum Gehen.

Tuni konnte den Blick nicht von ihr losreißen, so sehr fühlte er mit ihr.

»Wartet!«, sagte Brunhild. »Ihr wirkt verloren. Können wir Euch auf andere Weise helfen?«

Weibsbild blieb stehen, sie hatte sich wieder gefangen. »Sehr freundlich von Euch – ich weiß jedoch nicht, wie. Zumal ich mit dem Bischof noch ein Hühnchen zu rupfen habe.«

»So ein Zufall – wir auch!«, rief Kobo. »Er hat uns um dreihundert Silber Groschen und ein Prachtross betrogen.«

Auf ihren fragenden Blick hin antwortete Graubert: »Unseren Barden, um genau zu sein. Er rückt den Gewinn des Sangeswettstreits nicht heraus. Wir haben also etwas gemeinsam, stellen wir einander erst einmal vor.«

»Falls Ihr meinen Auftritt verfolgt habt, wisst Ihr ja, wer ich bin«, sagte Tuni und versuchte, nicht übertrieben beifallheischend dreinzuschauen.

»Ja, das habe ich und werde ihn wohl nicht vergessen«, antwortete sie mit gespitzten Lippen. Es war offensichtlich, dass sie die allgemeine Begeisterung seiner Interpretation der Minnekunst nicht ohne Abstriche teilte.

Mit einer galanten Verbeugung trat der ehemalige Doppelsöldner vor. »Wenn ein berühmter Streiter für Gerechtigkeit sich bekanntmachen darf? Ilvor mein Name. Stets bereit, die Ehre einer Dame zu verteidigen.« Er streichelte den Knauf seines Schwertes.

»Und ich heiße Brunhild«, verriet Brunhild.

»Tott!«, sagte Tott. Für seine Verhältnisse galt das bereits als Rede.

»Dann bleibe wohl nur noch ich übrig«, erklärte ihr Anführer. »Graubert werde ich gerufen.«

»Danke für Eure Freundlichkeit, doch ich kann Euch unmöglich in meine

Fehde mit dem Bischof hineinziehen. Hierbei dreht es sich um weitaus mehr als einen nicht ausgezahlten Preis.«

»Ach was, wir sind Kummer gewöhnt. Der Tag neigt sich dem Ende zu. Suchen wir einen Platz für die Nacht. Wollt Ihr Euch zu uns gesellen?«, fragte Graubert.

»Danke für das Angebot. Gern verbringe ich noch den Abend mit Euch, doch mit Einbruch der Dunkelheit muss ich los.«

Keiner fragte, was sie dann zu tun gedachte.

Der Wald nahe Mühlwehr war größtenteils abgeholzt, deshalb suchten sie sich einen windgeschützten Platz inmitten von Büschen und Baumstümpfen. Dort entfachte Kobo ein Lagerfeuer, um das sie einen Sitzkreis bildeten. Die Gemeinschaft begann Brot und Gemüse über den Flammen zu rösten. Obgleich sie noch ein paar von Tunis Stiefelsilbergroschen besaßen, hatte Schatzmeisterin Brunhild beschlossen, kein Geld für Fleisch auszugeben, zumal die Preise während der Festivitäten in unerschämte Höhen geschossen waren.

Tuni linste zu der Fremden hinüber, die ihm schräg gegenüber saß. Eine seltsame Dame. Sie schenkte ihm keine Beachtung, sondern starrte immer wieder auf Wanda die Ewige.

Wie es sich wohl anfühlt, wenn man das Gedächtnis verloren hat?

Just in diesem Augenblick drehte sie den Kopf, und ihre dunklen Augen musterten ihn – ihrer Miene nach mindestens genauso skeptisch, wie er sie zuvor betrachtet hatte.

Er senkte den Blick.

»Was habt Ihr denn alles vergessen?«, fragte Brunhild.

»Wenn ich das nur wüsste. Mein Leben begann vor einigen Tagen am Straßenrand, wo mich ein Pergamentmacher gefunden und mit auf seinen Hof genommen hat.«

»Und Ihr erinnert Euch weder an Euren Namen noch an Eure Heimat?«

»Nein, auch nicht an meine Eltern oder die Kindheit. Alles ausgelöscht.«

»Wie praktisch. Ich wünschte, ich könnte das ein oder andere Erlebnis mit meinem Vater auch einfach aus meinem Kopf tilgen«, rutschte es Tuni heraus. Sogleich biss er sich auf die Zunge. Zwar meinte er es genauso, wie er es gesagt hatte, doch er fürchtete, dass seine Botschaft in diesem Moment unpassend herüberkam.

Die Bestätigung erfolgte prompt. »Das ist noch weniger komisch als Eure Liedertexte«, entgegnete sie schmallippig und drehte den Kopf zur Seite –

wohl um zu signalisieren, dass das Gespräch mit seiner Person an dieser Stelle beendet war.

So leicht kommt sie mir nicht davon, dachte er, zumal er sie auf dem falschen Fuß erwischte. »Was missfällt Euch denn an meinem Lied?«

»Der heilige Mumpitz! Wo steckt da der Sinn?«

»Bimbatz!«

»Wie bitte?«

»Richtig heißt es: *der Heilige Bimbatz*.«

»Worin besteht da der Unterschied?«

So kam er mit ihr nicht einmal auf einen vertrockneten Zweig. Die Dame kratzte an seinem Inselstolz. Sie hatte nicht die geringste Vorstellung, welche gewaltige Überwindung es ihn gekostet hatte, überhaupt das Schafott zu betreten. Er verschränkte die Arme vor der Brust. »Warum seid Ihr uns gefolgt? Zum Herumnörgeln?«

»Nur aus einem einzigen Grund. Ich wollte mit Wanda sprechen.« Bei diesen Worten betonte sie den Namen Wanda ganz besonders. »Und ich mag weder alberne Lieder noch aufgezwungene Unterhaltungen.« In ihren dunklen Augen schien Wut gelb aufzublitzen. Vermutlich eine Spiegelung des Lagerfeuers.

Diese Frau ist sogar noch stinkstiefeliger als Kobo, dachte Tuni.

Er fühlte sich überfordert und vor den Kopf gestoßen, und dennoch zog ihr Wesen ihn an. Etwas an ihr gefiel ihm, obgleich sie es mit aller Kraft zu verbergen suchte. Oder handelte es sich einfach nur um ihre ehrliche Direktheit? Er versuchte es umgänglicher. »Ich fühlte mich verletzt, als Ihr mein Lied bemängelt habt, und ich habe Euch durch meine Bemerkung gekränkt. Wagen wir einen Neuanfang.«

Deutlich sanftmütiger erwiderte sie seinen Blick. »Ihr seid wahrlich beharrlich. Verzeiht, ich wollte nicht unhöflich erscheinen und auch nicht streiten. Die letzten Tage haben mir einiges abverlangt.«

»Genau, vertragt euch!«, ermunterte Brunhild die Streithähne. »Lasst uns diesen einzigartigen Abend deines legendären Bardenauftritts genießen, auch wenn uns der Bischof um den gerechten Lohn gebracht hat.« Sie biss ein Stück Brot ab.

Die restliche Zeit des Beisammenseins verlief harmonisch, was auch Brunhilds liebenswürdigem Wesen zu verdanken war. Sie scherzte, lachte und verbreitete gute Laune. Dabei gab sie einige Anekdoten über ihre Arbeit als Gouvernante zum Besten und gab den Kameraden einen Einblick in die

Welt der Adligen. Am vergnüglichsten war die Geschichte über einen Herzog mit vierundzwanzig Katzen. »Meine einzige Aufgabe bestand darin, die Tiere zu suchen und am besten auch zu finden. Je jünger, desto schwieriger. Sie versteckten sich überall – kletterten in den Kamin, in Ritterrüstungen, Eimer, Truhen, und im Garten war es besonders schwierig. Einige von ihnen krochen in jedes Hasenloch.«

Die Fremde lauschte Brunhilds Erzählung, sodass die dunklen Wolken über ihrem Kopf für einen Moment verblassten.

Die Sonne senkte sich hinter die verbliebenen Baumwipfel, die langen Schatten läuteten in aller Stille die Dämmerung ein. Hinter der Fremden nahm Tuni eine Bewegung wahr – ein Rotkehlchen hüpfte geradewegs auf ihren Rücken zu. Ungläubig starrte er den kleinen Vogel an. War er es? Mit einem hellen Tschilpen in Tunis Richtung, als gäbe er eine Antwort, hob er ab und umflatterte die Fremde einmal, um dann mit der Weite des dunklen Himmels zu verschmelzen. Erstaunt blickte sich Tuni um, doch keiner hatte etwas bemerkt, weilten sie doch mitten in Mutter Natur, wo ein Vogel nichts Außergewöhnliches darstellte.

Hatte ihm sein Rotkehlchen etwas mitteilen wollen? Auch darüber musste er in Ruhe nachdenken. In Ruhe ... das klang so einfach, doch er fand sie nicht. Sie ging ihm in letzter Zeit hartnäckig aus dem Weg. Wo blieb die Verschnaufpause, wo die Zeit der Besinnung? Wann konnte er endlich wieder einmal entspannt und befreit das tun, was er am liebsten tat? Nämlich nichts.

16 Guter Ratschlag

Das Feuer knisterte gemütlich, sanft beleuchteten die Flammen die Gesichter der acht Menschen.

Ein besonderer Zauber liegt über dieser Gemeinschaft und hält sie zusammen, sinnierte Weibsbild. Für einige Augenblicke erfreute sie sich an der Gesellschaft der Bande, wie sich deren Mitglieder selbst nannten. Die Art und Weise, wie sie miteinander umgingen, behagte ihr. Obgleich sie alle grundverschieden waren, einer einzigartiger als der andere, schienen sie aneinanderzukleben wie Pech und Schwefel. Sie gaben sich Schutz und Geborgenheit und sorgten mit ihren knappen Geldmitteln so gut es ging füreinander. Sie genoss den Abend. Von daher hatte die Begegnung mit Wanda doch etwas Gutes bewirkt, obgleich dies nicht über ihre Enttäuschung hinweghalf, dass die Alte sie ihrer Vergangenheit nicht näherbringen können. Die erneute Berührung ihrer Hand hatte nichts bewirkt, und auch das seltsame Glimmen war nicht wieder aufgetaucht. Alles nur Hirngespinnste? Wanda war eine liebenswerte Frau, obgleich sie bezüglich ihres Alters ein wenig zu schummeln schien. Nein, eher viel als wenig.

Somit stand Weibsbild wieder dort, wo sie beim Eintreffen in Mühlwehr gestanden hatte – ganz am Anfang. Die einzige Spur in ihre Vergangenheit führte sie zum unheilvollen Bischof. Und genau den würde sie sich heute Nacht vornehmen. Sie strotzte vor Selbstbewusstsein und wusste dennoch nicht genau, woher sie es nahm. Doch eines stand für sie fest: Mit dem verrückten Kampf gegen die vier Söldner auf dem Hof des Buchfellers hatte sie ihre Fähigkeiten noch längst nicht ausgeschöpft. Sie war davon überzeugt, dass es ihr gelingen würde, in den Palast einzusteigen und mit dem Bischof unter vier Augen zu sprechen. Auch würde sie ihn dazu bringen, ihr zu verraten, was er über sie wusste und was er überhaupt von ihr wollte. Sie ließ ihre Handknöchelchen knacken – die Worte würden nur so aus ihm herausprudeln. Und dann? Das würde sie entscheiden, wenn von Braunstein gebeichtete hatte.

Gelächter lenkte sie von ihren Gedanken ab. Der Barde hatte offenbar wieder einmal einen Scherz gemacht. Ein merkwürdiger Kerl, dieser Tuni. Ihn konnte sie am wenigsten einschätzen, was anscheinend auf Gegenseitigkeit beruhte, denn ab und zu schaute er verstohlen zu ihr herüber.

Die Zeit rannte nur so davon – erst kurz vor Mitternacht raffte sie sich auf und verabschiedete sich.

»Falls Ihr es Euch anders überlegen solltet: Bis morgen Vormittag werden wir uns noch hier aufhalten und dann Richtung Berge aufbrechen«, erklärte Brunhild zum Abschied.

»Was führt Euch in die Berge?«

»Dort soll es Höhlen geben, die uns ein besseres Dach über dem Kopf bieten als der Wald«, erklärte Graubert. »Wir müssen mit dem Vorlieb nehmen, was die Natur uns bietet, denn unsere Geldmittel sind überschaubar.«

»Verstehe. Ich danke Euch für Speis und Trank sowie für die nette Gesellschaft hier am Feuer.« Sie blickte in die Runde, woraufhin ihr zum Abschied viele nette Worte entgegenflogen. Selbst der Barde klang ehrlich, als er ihr versicherte: »Ich hoffe, Ihr könnt Euch bald wieder an alles erinnern. Oder zumindest an das Gute.«

Mit deutlich schwererem Herzen als bei ihrer Ankunft, doch mit einer umso schöneren Erfahrung verließ sie das Lager der Bande. Für neugewonnene Freunde hatte sie weder Zeit noch Ruhe, all ihre Aufmerksamkeit galt nun dem Bischof.

Kurz nach Mitternacht näherte sich Weibsbild der rückwärtigen Mauer des Palastes, die das Anwesen wie eine Burg umringte. Wachhäuser waren keine zu sehen. Geschmeidig zog sich Weibsbild an einem herabhängenden Ast einer Buche hoch und kletterte so weit in den Baum hinauf, dass sie das Areal einsehen konnte. Sie staunte nicht schlecht, als sich ein riesiges Haus mit einer Fassade wie ein königliches Schloss vor ihr ausbreitete. Sogar erleuchtet war es noch, doch nicht von irgendwelchen Nachtkerzen, vielmehr erhellte ein vielarmiger Lüster gleich vier Fenster in der Mitte des Gebäudes. Durch das dicke Glas konnte sie zwar nur an einem Tisch sitzende Schemen erkennen, doch mit hoher Wahrscheinlichkeit befand sich Bischof von Braunstein darunter.

Die Bediensteten werden erst nach ihrem Herrn schlafen gehen, überlegte sie. Folglich war wieder einmal Geduld gefragt. *Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet.* Die Muster wiederholten sich.

Eine Patrouille bestehend aus vier Wachmännern drehte ihre Runde. Sie scherzten, stritten und maulten, während sie zweimal die Mauer entlangmarschierten. Diesen halbherzigen Wachen aus dem Weg zu gehen, sollte kein Problem darstellen.

Endlich tat sich etwas im Haupthaus. Mit einem langstieligen

Löschhütchen erstickte ein Diener eine Kerze nach der anderen, während ein neues Licht ein pompöses Doppelfenster im zweiten Geschoss erhellte. Dort nächtigte sicherlich kein Bediensteter, sondern kein Geringerer als der gute Tormut von Braunstein. Weibsbild begrüßte die Dunkelheit wie einen guten Freund und geduldete sich, bis auch das letzte Licht im Haupthaus erlosch. Ihre Stunde rückte immer näher. Sie würde in den Palast eindringen und den Bischof in seinem Schlafgemach aufsuchen.

Weibsbild wartete die Patrouille ab. Nachdem die Männer wieder hinter dem Haupthaus verschwunden waren, kletterte sie von der Buche und inspizierte die Mauer. Der Mörtel in den Fugen bröckelte bereits an vielen Stellen, sodass ihre Finger mit Leichtigkeit einen Spalt fanden. Sie zog sich hoch und streckte den Kopf über die Mauer. Keine Menschenseele, auf geht's.

»Tu es nicht!«, flüsterte eine Stimme hinter ihr.

So ertappt wie erschrocken löste sie sich mit einem Sprung von der Mauer. Noch während sie fiel, fuhr sie herum. Jeder Muskel ihres Körpers war kampfbereit, als sie auf den Beinen landete. Sie ging in die Hocke, bereit, den Schemen eines Mannes unmittelbar vor ihr anzuspringen und ihm die Kehle aufzureißen.

»Ich bin es«, flüsterte er.

Diese Stimme gehörte nicht hierher, daher dauerte es einen Wimpernschlag, bis sie begriff. Ein Gefühl von Überraschung, Freude und Ärger zugleich überwältigte sie. »Heilige Mutter!«, stieß sie aus. Anstatt ihn anzugreifen, breitete sie die Arme aus. »Was tust du hier so spät in der Nacht, Alarik?«

»Das Gleiche wie du, ich mache mir Gedanken über den Bischof. Doch ich empfehle eine andere Vorgehensweise.«

»Ich kann kaum glauben, dich hier anzutreffen.« Obwohl der Buchfeller sie bei ihrem Vorhaben störte, freute sie sich, ihn zu sehen. Mehr sogar, als sie zugeben wollte.

Er schloss sie in die Arme, und sie drückten sich für einen Moment.

»Du hast mir erzählt, was du vorhast ... somit wusste ich, wo ich dich finden würde«, erklärte er.

»Ist etwas passiert? Geht es deinen Töchtern gut?«, vergewisserte sie sich.

»Ja, doch Irmel vermisst dich fürchterlich. Aber lass uns zuerst von hier verschwinden, dann reden wir weiter.«

»Wieso verschwinden, ich habe noch etwas vor.« Sie warf einen Blick in

Richtung Mauer.

»Ich auch, und zwar möchte ich dich von deinem riskanten Unterfangen abbringen«, erklärte Alarik sanft. »Bevor du versuchst in den Palast des Bischofs einzudringen, um weiß Gott was mit ihm anzustellen, solltest du mich zunächst einmal anhören. Ich habe etwas herausgefunden. Eine neue Spur, die vielversprechend anmutet.«

Jeden anderen Menschen hätte sie hinfort gescheucht, doch nicht Alarik. Als wäre es nicht genug gewesen, dass er sie vor ein paar Tagen vom Wegesrand aufgelesen und bei sich aufgenommen hatte, suchte er sie nun in Mühlwehr auf, um sie zu unterstützen – oder sogar, um sie zu beschützen? Diesem Mann konnte sie beileibe keine Bitte abschlagen. »Einverstanden, ich höre mir an, was du zu berichten hast!«

Alarik geleitete Weibsbild zurück zu seinem Karren vor der Stadt, wo er eine Schlafgelegenheit eingerichtet hatte. Wie es der Zufall wollte, befand sich die Stelle nur einen kurzen Fußmarsch von der Bande entfernt. Sonne und Mond standen neben dem Karren und schliefen. Die beiden Pferde waren weitaus vernünftiger als die beiden Menschen, die sich die Nacht um die Ohren schlugen.

Sie setzten sich nebeneinander auf die Ladefläche und steckten flüsternd die Köpfe zusammen.

»Als Erstes muss ich dich etwas fragen, das mir die ganze Zeit schon unten den Nägeln brennt«, sagte Alarik, ohne herumzudrucksen. »Was hat sich auf meinem Hof zugetragen?«

Sie zögerte. »Die Söldner sind erschienen, um mich mitzunehmen. Ich wollte jedoch nicht.«

»Und was hast du mit ihnen gemacht?«

»Sie am Ende des Grundstücks begraben«, erklärte sie. »Alle vier. Mir blieb keine andere Wahl.«

Er betrachtete seine Hände. »Daher also der kleine Hügel.«

»Willst du nicht wissen, wie es dazu kam?«

»Nein, das würde nichts ändern. Hast du etwas aus ihnen herausbekommen?«

»Nichts, was wir nicht schon wussten.«

»Dann komme ich mit Neuigkeiten. An jenem Tag habe ich Priester Brandwerk in Quellfels aufgesucht, der mich im Übrigen ausdrücklich vor dir gewarnt hat. Du seist schlimmer als eine Hexe, und ich solle dich fürchten wie der Teufel das Weihwasser.«

»Hm – und jetzt bist du hier. Du gibst wohl nicht allzu viel auf gute Ratschläge.«

»Ich bilde mir meine eigene Meinung und glaube dich besser zu kennen.«

»Ich danke dir, Alarik. Ich verspreche, nichts zu tun, was dich und deine Töchter in Gefahr bringt.«

Er nickte. »Du hast meiner kleinen Irmel das Leben gerettet. Inzwischen bin ich mir sicher, dass es sich so verhält. Und wie es das Schicksal so will, war es Irmel, die das Geheimnis um Krümeln gelüftet hat. Hinter diesem Wort verbirgt sich nichts anderes als der Ort Krumsal, ein Dorf zwei Tagesritte südlich von Quellfels.«

Sie zog die Augenbrauen hoch. »Krumsal!«

»Bevor du gegen den Bischof in dessen eigenem Palast in den Krieg ziehst, solltest du dort hinreisen. Es verdichten sich die Hinweise, dass sich an diesem Ort zumindest ein Teil deines früheren Lebens abgespielt hat.«

»Den Krieg hat der Bischof längst begonnen. Doch du hast Recht. Jeder Fingerzeig, den ich vor meinem Gespräch mit von Braunstein bekomme, ist hilfreich. Danke, dass du dir die Mühe machst.«

»Mehr kann ich leider im Moment nicht für dich tun. Morgen kaufe ich eine Ladung Felle und fahre unverzüglich zum Hof zurück. Ich entferne mich nur ungern, da ich nicht weiß, wie der Bischof auf das Verschwinden seiner Söldner reagiert.«

»Er wird neue anheuern. An Geld mangelt es ihm nicht.« Verbittert dachte sie an den Ablassverkauf. Doch sie wusste auch, dass es kaum einen Unterschied machte, ob der tapfere Buchfeller zuhause weilte oder nicht. Seine Töchter waren den Schergen von Braunsteins schutzlos ausgeliefert. Ein erster Gedanke begann in ihr aufzuglimmen. Ein zweiter gesellte sich hinzu und ein dritter rief einen Funken hervor, an dem sich eine handfeste Idee entzündete. »Du hast mal erwähnt, dass du noch helfende Hände auf dem Hof gebrauchen könntest.«

»Nun ja«, sagte Alarik abwartend.

»Ich kenne da jemanden. Genau genommen sind es sieben Leute, fünf Männer und zwei Frauen, die gute Dienste leisten könnten.«

»Sieben? Das sind zu viele. Das kann ich mir nicht leisten. Und Platz zum Wohnen kann ich ihnen auch nicht anbieten.«

»Ich denke, sie werden nicht viel verlangen. Sie sind äußerst bescheiden, nur ihre Freiheit liegt ihnen besonders am Herzen. Einer von ihnen ist ein ehemaliger Doppelsöldner und auch die anderen sind durchaus wehrhaft.«

Gedanklich klammerte sie den Barden aus. »Allein ihre Anwesenheit würde den Schutz deiner Familie und deines Hofes deutlich erhöhen.«

»Sind sie rechtschaffen?«

Unwillkürlich musste Weibsbild grinsen. »So rechtschaffen, wie es in der heutigen Zeit nur möglich ist.«

»Seit wann kennst du sie?«

»Seit gestern!«

»Hmm.«

»Ich verstehe, dass du Zweifel hegst, doch verlasse dich auf meine Menschenkenntnis.«

Alarik sah sie wortlos an. Hinter seinen klugen Augen arbeitete es.

»Glaube mir, ich würde dir diesen Vorschlag nicht unterbreiten, wenn ich meiner Sache nicht sicher wäre. Die Bande passt zur dir, deinen Töchtern und deinem Hof. Zumindest eine Zeit lang, bis die Sache mit dem Bischof ein für alle Mal geklärt ist.«

»Wie kannst du dich nach so kurzer Zeit derart für diese Menschen verbürgen?«

»Die Intuition einer Gedankenverlorenen. Ich weiß es eben.«

Eine Weile schwiegen sie, dann sagte der Buchfeller: »Ich will nichts versprechen. Ich schlage vor, dass du uns miteinander bekannt machst, sodass ich mir selbst ein Urteil bilden kann. Und wer sagt denn, dass sie überhaupt wollen? Es gibt so viel zu klären.«

»Jeder von ihnen ist eigen, doch sie werden einen gemeinschaftlichen Entschluss fassen.«

»Ich bleibe skeptisch. Und falls es tatsächlich dazu kommen sollte ...« Er lachte kurz auf. »Hedwig wird aus der Haut fahren.« Es schien ihn nicht wirklich zu belasten.

»Wir sollten jetzt noch ein wenig schlafen. Morgen früh besuchen wir sie, ihr Lager befindet sich nicht weit von hier.«

Sie wusste nicht, woher sie die Zuversicht nahm, doch sie war erfüllt von ihrer Idee. Hoffentlich konnte sie Alarik und der Bande einen Teil dieses Überschwangs abgeben.

17 Der Freiwillige

Alarik saß auf dem Bock seines Karrens und fixierte den Horizont. Sonne und Mond witterten bereits das Zuhause und beschleunigten ihren Schritt von ganz allein. Nach einer Rechtskurve tauchte der Hof auf. Der Buchfeller konnte es kaum erwarten, seine Töchter wiederzusehen, die er drei Tage lang allein gelassen hatte – jedoch erst nach sorgfältigem Abwägen des Risikos. Letzten Endes hatte er sich für die Fahrt nach Mühlwehr entschieden, weil auch Hedwig ihn darin bestärkt hatte, da sie dringend neue Häute brauchten und zur Normalität zurückkehren wollten. Felle hatte er etliche besorgen können, mit Normalität konnte er jedoch weniger dienen.

Kaum hatte er den Karren vor dem Haupthaus zum Halten gebracht, schlug die Tür auf, und Irmel sauste heran. Erst flog sie Alarik in die Arme und drückte ihm einen dicken Kuss auf die Wange, danach klammerte sie sich mit einem Jauchzer an Weibsbild. »Ich freue mich so, dass Vater dich mitgebracht hat! Ich dachte schon, wir sehen uns nie wieder.«

Weibsbild drückte das Mädchen lächelnd an sich. »Ich freue mich auch.« Sanft löste sie sich und begutachtete die Innenseite von Irmels Hand. Von der schlimmen Verletzung war nur noch eine kleine Narbe zu sehen. Ohne Worte darüber zu verlieren, strahlten sich die beiden an.

Alarik seufzte, ein wunderbarer Moment.

Mit hochrotem Kopf und langen Schritten stürzte Hedwig auf Alarik zu. »Vater! Gut, dass du wieder daheim bist.« Sie richtete ihren Zeigefinger wie einen Dolch auf Weibsbilds Kopf. »Aber was ist in dich gefahren, diese Frau mitzubringen ... nach all dem, was geschehen ist? Ist dir eigentlich klar, dass du unser Leben gefährdest.« Empört steckte sie die Arme in die Hüften. »Und überhaupt ... gabelst du jetzt jede herumstreunende Person auf und lädst sie hier ab. Was hast du dir dabei gedacht?« Sie taxierte die sieben Neuankömmlinge einen nach dem anderen, wobei ihre verdrießliche Miene allzu deutlich widerspiegelte, was sie von ihnen hielt. Alarik konnte ihr den Gesichtsausdruck schlecht verübeln; zugegebenermaßen wirkten die Bandenmitglieder ohne Ausnahme arg heruntergekommen.

»Ich bin Graubert, und das sind meine Freunde.« Der Anführer ließ sich von diesem unfreundlichen Empfang keinesfalls beeindrucken und präsentierte seine illustre Gruppe mit ausgebreitetem Arm.

»Wer ist denn diese Motzmöhre?«, fragte der Dürre mit der Fistelstimme, den Alarik als Kobo kennengelernt hatte.

»Motzmöhre?« Hedwigs Arme flogen durch die Luft wie Windmühlenflügel. »Ich zeige dir gleich, wer hier ...«

»Hedwig, bitte zügele dich vor meinen Gästen – unseren Gästen. Bevor du dich weiter ereiferst, lass dir erklären ...«

»Vater!« Nun stürzte auch Stanzi aus dem Haus und umarmte ihn innig. Dabei sah sie sich neugierig um.

»Ihr seid gesegnet, Alarik. Drei Töchter, eine lieblicher als die andere.« Brunhild nickte anerkennend.

»Glaube nicht, dass Schmeicheleien bei mir ziehen«, fauchte Hedwig.

»Ihr tut das, was Ihr für die Familie als das Beste erachtet. Gewiss mit guten Argumenten auf Eurer Seite – was ich respektiere«, entgegnete die Freundin des Anführers ruhig.

Alariks Blick ruhte auf Brunhild. Er wusste, warum er sie von der ersten Begegnung an liebgewonnen hatte.

Der knubbelige Doppelsöldner trat vor und machte direkt vor Hedwig eine galante Verbeugung, dabei glühte sein Gesicht, als plage ihn ein Fieberschub. »Und die Lieblichste der drei Töchter entflammt in Lebhaftigkeit. Wenn ich mich bekanntmachen darf, holde Jungfer, Ilvor werde ich gerufen.«

»Holde Jungfer hat mich noch keiner genannt.« Die Verblüffung war Hedwig anzusehen. Sie schien zu überlegen, ob es als Kompliment oder Beleidigung gemeint war.

»Gehen wir ins Haus«, schlug Alarik vor, bevor Hedwig die falschen Schlüsse zog und in Rage zurückfiel. »Es gibt einiges zu besprechen.«

Die sieben Besucher drängten sich mit Alarik und seinen Töchtern um den Tisch. Mit verschränkten Armen wartete Hedwig auf eine Erklärung für diese Ansammlung fremder Menschen. Irmel flitzte hin und her – sie holte Becher, Wasser und Wein für all die staubigen Kehlen.

In der Zwischenzeit stellten sich die Neuen reihum vor, wobei Ilvor und Graubert ihre Schuldigkeit bereits getan hatten.

»Und ich bin Wanda die Ewige. Weil ich schon so lange lebe. Ich bin nämlich hundertsechzehn Jahre alt und habe als junges Mädchen noch dem alten Kaiser zugewunken. Damals, nach dem großen Feldzug, als er in Mühlwehr ...«

»Die Ewige, weil sie ewig redet«, unterbrach Kobo ihren Redefluss.

Die entstandene Pause währte nur kurz, denn schon ergriff der Nächste das Wort. »Ich bin Tuni, doch das Volk nennt mich den Barden Allerbest.«

»Der Ruhm ist ihm bereits zu Kopf gestiegen«, mäkelte Kobo. »Unser Barde Allerbest ist so berühmt, dass sie ihn unmittelbar nach seinem allerersten Auftritt aus der Stadt geworfen haben.«

»Was allerdings nicht an seinem Gesang lag«, stand Brunhild dem Musikus zu Seite. »Ich bin die zweite Dame im Bunde und mein Name lautet Brunhild. Ich bin es, die in diesem Haufen Strolche für Anspruch und Format sorgt.«

»Pft!«, kommentierte Kobo.

Einer fehlte noch in der Vorstellungsrunde – in diesem Moment machte es »Tott«.

Graubart meldete sich zu Wort. »Ich ahne, welchen Eindruck unsere Bande auf Euch macht, doch keinen von diesen Menschen möchte ich missen und für jeden lege ich die Hand ins Feuer.«

»Mag sein. Fragt sich nur in wessen Feuer«, murkte Hedwig leise, jedoch gut verständlich.

»Kobo, bist du mit ihr verwandt?«, fragte Wanda.

»Was soll das denn heißen?«, brauste Hedwig auf.

»Was soll das denn heißen?«, brauste Kobo auf. »Keiner ist mit mir versippt, damit das klar ist. Ich bin ein Einzelmann. Einer ohne Verwandte. Ich habe nicht einmal einen Vater. Und eine Mutter schon gar nicht.«

»Wie konnten wir das vergessen«, bemerkte Graubart.

Alarik richtete den Blick auf seine Töchter, die allesamt Kobo anstarrten. »Ihr seht, es sind gewöhnliche, ehrenwerte Zeitgenossen, die einfach nur eine Bleibe suchen.«

»Wie bitte?« Hedwig fuhr von ihrem Stuhl hoch. »Ehrenwerte Zeitgenossen suchen keine Bleibe, weil sie längst einen Ort gefunden haben, wo sie hingehören. Also, was will diese Bande Streuner hier bei uns?«

»So, wie sie es sagt, klingt es nicht nett!«, beschwerte sich Kobo.

»Aber erfrischend ehrlich.« Brunhild grinste. »Wobei ich gerne streune.«

Alarik hob die Hand. »Töchter, die Sache ist einfach. Wie wir alle wissen, brauchen wir dringend Unterstützung auf unserem Hof. In früheren Zeiten beschäftigte ich fünf Gehilfen.«

»Soll das heißen, die ... Bande soll für uns arbeiten?« Hedwigs Stimme kippte.

»Richtig erkannt«, lautete die Antwort.

»Und wohnen?«

»Ja, so ist es.«

Hedwig blieb Spucke und Sprache weg.

Zeit genug für Alarik, um hinzuzufügen: »Zumindest über den kommenden Winter.«

»Wir haben Frühling!«

»Wie gesagt, wir können die zusätzliche Arbeitskraft gut gebrauchen, doch es geht um mehr. Es geht auch um unseren Schutz. Je größer die Gemeinschaft, umso mehr Sicherheit für jeden Einzelnen von uns. Zukünftig will ich Situationen, wie den Überfall der vier Söldner, vermeiden«, argumentierte Alarik.

»Ich auch, oder glaubst du, ich möchte so etwas noch einmal erleben.« So schmaläugig wie schmallippig blickte Hedwig in die Runde. »Und damit es sich nicht wiederholt, halte ich es für das Beste, wenn Weibsbild so schnell wie möglich verschwindet. Und was die anderen betrifft ...« Sie schnaufte. »Vater, meinst du wahrhaftig, diese Bande steht uns zur Seite, wenn es hart auf hart kommt?«

Ilvor trat vor und beugte sein Knie, als stünde er vor einem Thron samt König mit Krone. »Jungfer Hedwig, ich gelobe, mein Leben zu geben für Euer Leib und Leben und die Sicherheit Eurer Schwestern. Gestattet *Mitleid* und *Wehrhaft* Euch zur Seite zu stehen.«

Da Alarik den Doppelsöldner erst vor zwei Tagen kennengelernt hatte, konnte er weder dessen Verhalten noch seine Worte recht einschätzen.

Brunhild indes zog beide Augenbrauen hoch, Graubert lächelte verschmitzt, und auch der Barde konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen.

Zur Abwechslung starrte Hedwig meckerlos auf den immer noch vor ihr knienden Ilvor. In ihrem Gesicht spiegelten sich etliche Emotionen wider, vielleicht ein Grund, warum sie sich für keine entscheiden konnte. Sie räusperte sich. »Seid bedankt, Ilvor. Was meint Ihr mit *Mitleid* und *Wehrhaft*?«

»Verzeiht meine Unachtsamkeit, so lauten die Namen meiner beiden Waffen. Mit Leid führe ich mein Schwert und wehrhaft den Schild«, erklärte Ilvor.

Alarik deutete Hedwigs Sprachlosigkeit als gutes Zeichen und schlug vor: »Als Erstes bauen wir eine einfache Unterkunft an den Schuppen, Holz ist reichlich vorhanden. Damit hätte die Bande ein Dach über dem Kopf. Und danach ... mit all den zusätzlichen Armen wäre es ein Leichtes, die Pergamentherstellung zu verdoppeln. Ich sehe eine Menge Vorteile für alle

Beteiligten.«

»Wenn du von Beginn an auf mich gehört hättest, bräuchten wir keine Vorteile für alle Beteiligten. Zumal sich die Nachteile häufig erst im Nachhinein herausstellen. Bedenke auch – sieben zusätzliche Mäuler müssen erst mal gestopft werden.«

Weibsbild mischte sich ein. »Mir ist bewusst, dass meine Person in erster Linie der Stein des Anstoßes ist. Ich kann Hedwigs Sorge durchaus nachvollziehen, denn ich bringe euch womöglich alle in Gefahr. Das ist auch der Grund, warum ich euch morgen schon wieder verlassen werde. Ich muss dringend nach Krümeln reisen. Oder Krumsal, wie es richtig heißt, was wir dank eines schlaun Mädchens nun wissen.« Sie zwinkerte Alariks Jüngster zu. »Dein Vater hat mir von deinem Erfolg erzählt. Gut gemacht, Irmel.«

»Ich habe nur den Richtigen gefragt«, sagte das schlaue Mädchen strahlend.

»Welch großartiges Talent, den Richtigen zu fragen«, lobte Brunhild und blickte ihre Bandenmitglieder an. »Das solltet ihr euch merken. Deshalb kommt ruhig zu mir, wann immer euch der Schuh drückt.«

»Aber natürlich, versprochen«, versprach Kobo und kreuzte alle Finger, die er besaß.

Mit ernster Miene ergriff Weibsbild erneut das Wort. »Mein Entschluss steht fest, morgen breche ich nach Krümeln auf.«

»Was erhoffst du dir dort?«, fragte Graubert.

»Hinweise über meine Vergangenheit. Etwas, das mir hilft, mich zu erinnern.«

Alarik kratzte sich hinter dem rechten Ohr. »In diesem Ort muss etwas Schreckliches vorgefallen sein, wenn wir die Äußerungen der Söldner und des Priesters in Quellfels richtig deuten. Der Bischof scheint Weibsbild als Sündenbock auserkoren zu haben.«

Hedwigs Gesichtszüge entspannten sich – die Neuigkeit, dass Weibsbild schon am nächsten Tag abreisen würde, schien sie gnädiger zu stimmen.

Irmel indes zog eine Schnute. »Och, bleib doch noch etwas länger.«

»Ich muss dieser Spur unbedingt nachgehen«, erläuterte Weibsbild. »Es ist die Einzige, die ich habe, abgesehen vom Bischof. Euer Vater hat mich zum Glück davon abgehalten, in dessen Palast zu schleichen. Besser so – vermutlich wäre es nicht gut für mich ausgegangen.«

»Und dennoch behagt es mir gar nicht, dich allein losziehen zu lassen«, sagte Alarik. »Eine Frau ohne Begleitung fällt auf und macht sich verdächtig.

Mit einem Mann an deiner Seite würdest du hingegen keinen Argwohn erwecken.«

»Niemand muss mich beschützen!«

Wie wahr, dachte Alarik und sendete seine Gedanken zu den vier Söldnern unter der Erde am Ende der Wiese.

»Dennoch ist es nicht von der Hand zu weisen«, setzte Brunhild nach, »ein Pärchen reist deutlich unauffälliger.«

»Wir haben nur das eine Pferd, und zu Fuß dauert es mir zu lange«, wandte Weibsbild ein.

Suchte sie nach Ausflüchten, weil sie keine Begleitung wollte?

»Ich könnte Mond zur Verfügung stellen. Von seinem Vorbesitzer ist er an Reiter gewöhnt, und ein alter Sattel liegt noch im Schuppen rum«, schlug Alarik vor.

»Keiner von euch muss sich in mein Leben einmischen.«

»Muss nicht, es wäre aber schön, wenn du es zuließest«, versuchte es Brunhild.

Für einen Moment verharnte Weibsbild, dann senkte sie den Kopf. »Seht mir meine Zugeknöpftheit nach. Es ist nicht einfach für mich, meiner Vergangenheit hinterherzujagen. Ohne jede Erinnerung fühle ich mich ausgehöhlt, komme mir vor wie eine leere Hülle aus Fleisch und Blut. Ich danke euch für die Bereitschaft zu helfen. Doch ich will euch nicht auseinanderreißen, und sei es auch nur für ein paar Tage. Außerdem scheine ich das Unglück nur so anzuziehen. Hedwigs Bedenken kommen nicht von ungefähr. In meiner Gesellschaft lebt es sich gefährlicher.«

Stumm richteten sich alle Augen auf Weibsbild.

»Ich begleite dich«, sagte Tuni in die Stille hinein.

Alarik horchte auf. Ausgerechnet der Barde meldete sich zu dieser heiklen Mission. Bislang hatte er sich nicht als besonders abenteuerlustig hervorgetan. Und er sah ihm an, dass er von sich selbst überrascht war. Einen kurzen Moment hatte der Buchfeller überlegt, ob er sich als Begleitung anbieten sollte, doch aufgrund der neuen Situation am Hof war er derzeit unentbehrlich. Die neuen Helfer mussten eingearbeitet werden, vorher gab es viel zu organisieren, vor allem musste die neue Unterkunft gebaut werden. Und nicht zu vergessen: Obgleich er in der kurzen Zeit ein erstaunliches Zutrauen zu der Bande gefasst hatte, konnte er seine Töchter unmöglich mit all den Fremden allein lassen.

Auch Weibsbild schien überrascht. »Warum gerade du?«

Unvoreingenommene Dankbarkeit und Begeisterung ob dieses Angebotes sah anders aus.

Der Barde brachte das Kunststück zuwege herumzudrucksen, ohne einen einzigen Laut über die Lippen zu bringen, indem sein Gesichtsausdruck zwischen Ahnungslosigkeit und Entschlossenheit hin und her wechselte.

»Überbordend nett war ich bislang nicht zu dir«, sagte Weibsbild, und es klang reumütig.

»Ich denke dabei hauptsächlich an mich. Für harte Arbeit bin ich nicht unbedingt geschaffen. Außerdem bin ich das Herumreisen gewöhnt.«

Wenn Alarik Weibsbilds Gesichtsausdruck richtig deutete, reichte ihr diese Begründung nicht ganz aus, doch sie schwieg.

»Wie dem auch sei – in drei Tagen könntet ihr Krumsal erreichen«, sagte er. »Dort werdet ihr Hinweise auf deine Vergangenheit finden – jedenfalls drücke ich euch die Daumen.« Er schob den Gedanken beiseite, dass es sich um unangenehme Erkenntnisse handeln könnte.

»Morgen früh nach Sonnenaufgang reite ich los. Überlege dir bis dahin, ob du mich wirklich begleiten möchtest, Tuni.« Es klang wie eine Warnung.

Alarik blickte Weibsbild und Tuni nachdenklich hinterher. Der Barde hatte keinen Rückzieher gemacht und saß nun etwas unbeholfen in Monds Sattel. Die beiden schlanken Gestalten auf den Pferderücken sahen zerbrechlich aus.

Die ganze Bande hatte sich versammelt und die beiden verabschiedet. Auf dem Weg von Mühlwehr zu seinem Hof hatte sich Alarik mit jedem ein wenig unterhalten können. Mit manchen mehr, mit anderen weniger. Vor allem Kobo und Tott waren auf ihre Weise verschlossen, doch die Gemeinschaft schien ihnen sehr wichtig zu sein. Die offenherzigste Person war Brunhild. Stets freundlich sagte sie auf höfliche Weise, was sie dachte. Und immer hatten ihre Ansichten Hand und Fuß.

Als die beiden Reiter hinter einer Kurve verschwanden, bat Graubert: »Alarik, zeige uns deinen Hof und dann überlegen wir gemeinsam, wie wir vorgehen. Ich bin dir jedenfalls dankbar für deine Bereitschaft, uns eine vorübergehende Bleibe anzubieten.«

Brunhilds Augen strahlten, als sie ihren Blick schweifen ließ.

Kobo meckerte: »Hier gibt es kaum Schatten.«

Tott sagte nichts.

Ilvor ließ Hedwig nicht aus den Augen.

Wanda sagte: »Mir gefällt es hier. In all den Jahren habe ich selten einen

so schönen Hof gesehen.«

Nur allzu gern ließ sich Alarik von seinen Grübeleien ablenken. »Folgt mir!«

18 Unterwegs

Der Frühling zog ins Land, helles Grün, darüber blauer Himmel und überall dazwischen fröhliches Vogelgezwitscher. Nach anfänglichen Schwierigkeiten kam Tuni ganz gut mit seinem Pferd Mond zurecht. Ein großartiger Reiter war er nie gewesen, während Weibsbild mit geradem Rücken auf dem anderen Gaul saß, als wäre sie im Sattel geboren. Der kleinste Schenkeldruck, das leichteste Zucken am Zügel und ihr Pferd tat immer exakt das, was es sollte. Für ihre guten Ratschläge im Umgang mit Mond war er ihr dankbar.

Nach der erwachenden Natur stand der Dame nicht der Sinn, zu tief steckte sie kopfüber in Grübeleien. Immer wenn Tuni versuchte ein Gespräch zu beginnen, antwortete sie einsilbig – wobei ihre Miene klarmachte, dass sie lieber ihren Gedanken nachhing.

Na gut, wenn die Dame meint, dann werde ich mich nicht aufdrängen. Tuni sah keine Veranlassung, seinem Inselstolz Narben zu verpassen.

So ritten sie schweigsam auf der *Großen Route* nach Süden, um ein gewisses Dorf namens Krumsal aufzusuchen. War es ein Fehler gewesen, sich als Begleitung angeboten zu haben? Seit ihrem Aufbruch gab es bereits Situationen, da bereute er es ein klein wenig. Aber dann gab es auch noch jene Momente, in denen er es ganz stark bereute. Innerlich zog er eine Schnute – nur für sich. Jedenfalls schien sie ihm nicht besonders dankbar zu sein, sondern empfand ihn eher als Belastung. Nicht dass er viel erwartet hätte, vielleicht ab und zu mal ein freundliches Wort oder ein Lächeln, doch die Dame verzog ihren Mund nur zum Essen.

So sehr er sich auch bemühte, an etwas anderes zu denken, drängte sich dennoch immer wieder die eine Frage auf: Was mache ich hier eigentlich? Inzwischen war ihm immerhin klar geworden, dass *sie* ihm keine Antwort darauf liefern würde. Das musste er schon selbst in die Hand nehmen.

Sie kamen gut voran. Die wenigen Menschen, die ihnen begegneten, grüßten nur kurz, ohne einen zweiten Blick auf das Pärchen mit dem freundlichen Kerl und der mürrischen Frau zu werfen. Vermutlich bemitleideten sie ihn sogar. So gesehen erfüllte er seine Funktion hervorragend.

Es dämmerte bereits, als die ersten Regentropfen fielen. Weibsbild zeigte auf ein Weidenwäldchen hinter einem Feld fernab der Straße. »Dort drüben suchen wir uns einen Platz für die Nacht.«

Er nickte nur. Von Beginn an war klar, dass sie den Ton angab, was ihn

nicht sonderlich störte – solange sie nicht von ihm verlangte, ihre Schuhe einzufetten.

Der Wald stellte sich als dichter und größer heraus, als er von der Straße aus gewirkt hatte. Die Weiden hatten bereits ausgetrieben, weshalb ein frisches Blätterdach den größten Regen abhielt. Nach kurzer Zeit entdeckten sie eine Mulde, die Schutz vor dem auffrischenden Abendwind bot. Der Geruch von Moos und feuchter Erde stieg ihm in die Nase.

»Ich versorge die Pferde, du sammelst indes Feuerholz«, sagte Weibsbild.

Jeder was er kann, dachte Tuni. Und sie kann deutlich besser mit den Gäulen.

Er nutzte das schwindende Tageslicht, um Reisig und einige halbwegs trockene Äste zusammenzutragen, während sie die Pferde absattelte. Wenig später glimmte ein kleines Feuer in ihrer Mitte.

Schweigend vertilgten sie ein wenig von dem Brot und dem Trockenfleisch, das Alarik ihnen mitgegeben hatte.

Das Feuer war beinahe heruntergebrannt, der schwarze Wolkenhimmel über dem Blätterdach verschluckte das letzte Tageslicht. Von allen Seiten drückte ihm nun die Finsternis aufs Gemüt. So konzentrierte er sich auf die Glut und versuchte ein wenig Trost darin zu finden. Ob er wollte oder nicht, schnappten seine Ohren gierig nach jedem Geräusch, dessen sie habhaft werden konnten. Seine lebhaft Fantasia reicherte die Laute an, sodass er sogleich von Ungeheuern mit dolchartigen Krallen und blutropfenden Fängen umzingelt war. Dementsprechend raschelte, knarzte und knackte es in sämtlichen Büschen und Bäumen. Zwischendurch glaubte er sogar ein hungriges Schmatzen zu hören.

»Ob hier ein gefährliches Untier auf uns lauert?« Er strengte sich an, seine Stimme wissbegierig und keinesfalls bange klingen zu lassen.

Weibsbild stöhnte. »Untiere gibt es nicht, nur Unmenschen.«

»Dann ist ja gut«, sagte Tuni, dabei klang er alles andere als gut.

Immerhin hatte sie geantwortet, sodass man das Ganze durchaus als Beginn eines Gespräches betrachten konnte. Zuversichtlich versuchte er sich an einer Fortsetzung. »Ich habe gehört, dass in den Wäldern entlang der *Großen Route* Bären und Wölfe ihr Unwesen treiben.«

»Nur Menschen treiben ihr Unwesen«, grummelte sie.

»Schön, dass du dich wenigstens an solch weise Weisheiten erinnern kannst«, sagte er ein wenig schnippisch.

Die Dunkelheit hatte auch ihr Gutes, wenigstens blieb ihm so der mit

Sicherheit arg düstere Blick erspart, den sie in seine Richtung ausspuckte. Abermals lauschte Tuni den Geräuschen des Waldes, als ihn plötzlich ein langgezogenes Heulen erstarren ließ. Auf tierische Gesellen verspürte er keinerlei Verlangen.

Die Wölfe sind noch weit weg, beruhigte er sich, als prompt die Antwort aus einer anderen Richtung ertönte – und zwar in unmittelbarer Nähe. Mit pochendem Herzen starrte er ins finstere Unterholz. »Hast du das gehört?«

»Ich habe mein Gedächtnis verloren, nicht meine Ohren.«

Das war wohl die längere Version von *ja*. Tuni verschob es auf einen späteren Zeitpunkt, über Weibsbildhumor zu sinnieren. »Die klingen hungrig und rücken uns ganz schön auf die Pelle«, ergänzte er.

»Keine Angst. Die tun uns nichts«, erklärte sie.

»Angst? Ich?«, hörte er sich kicken. Dann schob er hinterher: »Wissen auch die Wölfe, dass sie uns nichts tun?«

»Nein, noch nicht. *Doch es wird der Wolf beim Lamm wohnen und der Panther beim Böcklein liegen.*«

»Wenn dem so ist.« Eigentlich wollte er noch nachschieben, dass die Wölfe leider nicht durch biblische Worte satt würden, doch er wartete lieber auf eine nachfolgende Erklärung. Leider führte die Dame ihren Standpunkt nicht weiter aus, sondern machte es sich auf ihrer ausgebreiteten Schlafrolle bequem.

Und wieder heulte ein Wolf – aus einer anderen Richtung, nicht weit entfernt.

»Es werden immer mehr«, sagte Tuni, tunlichst bemüht, das Zittern seiner Stimme und Hände zu unterdrücken.

»Nein, die Anzahl bleibt gleich. Das Rudel hat uns in dem Moment entdeckt, als wir ihren Wald betreten haben.«

»Rudel? Ihren Wald?«

»Ganz genau. Nur der Mensch glaubt stets wie selbstverständlich, alles gehöre ihm.«

Jetzt führten sie endlich mal eine Unterhaltung, doch schon ging es in eine Richtung, die Tuni nicht behagte. »Und was machen die Wölfe als Nächstes?«

»Sie kundschaften aus, ob wir eine geeignete Beute abgeben.«

»An mir ist doch kaum was dran«, erklärte Tuni.

Weibsbild schaute an sich herunter. »Soll das etwa heißen, ich sei ein besserer Happen? Findest du mich dick?«

Wie meinte sie das jetzt wieder? »Du ... du drehst mir den Mund im Worte um.«

Verwundert hob sie den Kopf. »Ich merke, du hast wahrlich Angst. Musst du aber nicht.«

Sie hielt ihn für einen hasenfüßigen Nichtsnutz. »Ich bin nur vorsichtig. Und das am liebsten vorher, nicht erst hinterher, wenn es zu spät ist.«

»Kluger Barde.«

Machte sie sich lustig über ihn? Bei so mancher Bemerkung wusste er nicht, woran er mit ihr war. Ärger stieg in ihm hoch, was zumindest einen Teil seiner Furcht verscheuchte. Weibsbild hatte ihr ganzes Leben vergessen, tat aber so, als hätte sie alle Weisheit für sich gepachtet. Er suchte nach einer patzigen Antwort, doch die Worte blieben ihm im Halse stecken, als es hinter ihm im Gebüsch raschelte. Mit klopfendem Herzen fuhr er herum. Aus dem Halbdunkel starrten ihn zwei gelbe Augen an – kalt und ausdruckslos.

»Uh!«, entfuhr es ihm. Die hellen Flecken im Dickicht verschwanden – dafür raschelte es an anderer Stelle. Tuni verkroch sich hinter das Feuer, wobei es sich eher um ein kleines, dampfendes Aschehäufchen handelte.

Die Pferde schnaubten nervös und scharrtten mit den Hufen.

»Na gut – ich fürchte mich. Ich mag keine Wälder«, gestand er. »Und keine Wölfe.«

Nach wie vor verharrte Weibsbild auf dem Waldboden, als ginge sie das alles nichts an. Dabei war es offensichtlich, dass sie auf dem Speiseplan eines Wolfsrudels gelandet waren.

Der Geruch nach feuchtem Fell wehte herüber. Kalt, herb und wild vermeldete Tunis Nase. »Wir müssen uns wehren. Vielleicht mit einem brennenden Ast.«

»Das nützt nichts. Während du damit herumwedelst, springen dir zwei andere in den Rücken.«

»Hast du einen besseren Vorschlag?«

»Abwarten!«

»Abwarten ist ein anderes Wort für nichts tun.«

»Darin bist du doch ein Meister deines Faches.«

Diese Frau ist biestiger als die Wölfe, dachte Tuni. »Du bist wahrlich eine große Hilfe.«

»Ich weiß.«

Tuni stöhnte. Anscheinend hatte die große Heldin vergessen, was Ironie war.

Das Rascheln von Blättern um ihn herum wurde vom Geheul der Wölfe überstimmt. Tuni wünschte, er hätte vier Hände. Dann würde er sich beide Ohren und beide Augen zuhalten. Und laut schreien.

Weibsbild erhob sich, ging in aller Seelenruhe zu den beiden Pferden und redete mit sanfter Stimme auf sie ein.

Warum macht sie das nicht bei mir - das könnte ich jetzt auch gebrauchen, dachte Tuni.

Wieder blitzte ein schräges Augenpaar im Dunkeln auf. Und noch eins. Bibbernd verfolgt er, wie die Tiere immer näherschlichen. Still und präzise bewegten sich die Schatten durchs Gehölz. Spitze, zuckende Ohren, lange Schnauzen mit blitzenden Zähnen. Die Wölfe hatten ihr Geheul eingestellt, vermutlich konnten sie ohnehin nur noch sabbern, weil ihnen – angesichts des Festbratens in ihrer Mitte – bereits das Wasser im Mund zusammenlief.

Weibsbild kehrte zurück, nachdem sich die Pferde beruhigt hatten. Wie hatte sie das nur hinbekommen.

Ein blasser Halbmond rutschte unter einer Wolke hervor.

»Was ... machen die Wölfe?«, fragte er, gar nicht mal so sicher, ob er die Antwort hören wollte.

»So ein Rudel koordiniert sein Jagdverhalten meisterhaft«, erklärte Weibsbild. »Jedes Mitglied weiß genau, was es zu tun hat.«

»Ich wüsste auch gern, was ich zu tun habe. Wie wäre es mit ganz schnell wegrennen?«

»Nein, dann reißen sie die Gäule.«

»Und wenn wir auf den Pferden fliehen?«

»Fallen sie sofort über uns her. Du würdest dich keine zwei Herzschläge auf Monds Rücken halten.«

Zwei riesige Schemen glitten auf leisen Pfoten vorbei.

»Sie stecken überall. Wir sind umzingelt.«

»Sie wollen, dass du weißt, dass sie da sind«, erklärte Weibsbild. »Denn es macht keinen Unterschied.«

»Aber ... aber auf was warten sie dann?«

»Auf das Signal des Leitwolfes. Aber mach dir nicht in die Hose.«

»Zu spät«, flüsterte Tuni.

»Die Gäule ließen sich beruhigen. Warum gelingt es mir bei dir nicht?«

»Ich mache mir halt mehr Gedanken als so ein Pferdeschädel«, sagte Tuni.

Sah sie ihn etwa zweifelnd an? Schwer zu sagen in der Dunkelheit.

»Einverstanden – nun wird es Zeit.«

Einmal mehr wusste Tuni nicht, was sie meinte.

»Für was?«

»Mit den Wölfen zu reden.«

»Was für eine ... Idee!«, stammelte Tuni, und vermied die Wörter beknackt, bekloppt oder bedeept vor Selbige zu setzen.

Weibsbild erhob sich und ging in Richtung Unterholz, wo sie sich vor einem Busch niederkniete. Von seinem Platz aus konnte Tuni gerade noch ihre Umrisse erkennen. Woher der Wolf plötzlich kam, wusste er nicht, jedenfalls stand er unmittelbar vor Weibsbild. Kopf an Kopf starrte er sie an, seine gelben Augen blinzelten nicht. Jeden Muskel schien das Biest anzuspannen, es wirkte steif und geschmeidig zugleich. Ein Knurren, so tief wie Tuni es noch nie zuvor gehört hatte, ließ den Boden vibrieren. Dann stellte der Wolf den Schwanz auf und legte die Ohren an. Er nahm eine geduckte Haltung ein und entblößte grollend die Zähne. Klare Sache – jeden Moment würde er die Hauer in die Kehle des verhassten Menschen schlagen.

Scheinbar vollends unbeeindruckt hockte Weibsbild vor ihm. »Nun gib nicht so an. Wir bleiben nur heute Nacht in deinem Reich, dann verschwinden wir wieder.«

Tuni stöhnte, als ihm klar wurde, dass sein Stündlein geschlagen hatte. Sein letzter Gedanke lautete: Die Frau ist völlig verrückt, sie hat es nur vergessen.

Der Riesenwolf schaffte es, noch eine ganze Tonleiter tiefer zu knurren. Sie lehnte sich vor und bewegte langsam einen Arm in seine Richtung. Das Ungetüm würde ihr mit einem Schnappen die Hand abbeißen. Sein Nackenfell stellte sich auf, der Schwanz zuckte aggressiv hin und her. Tuni kniff sich in den Unterarm, um sich zu vergewissern, dass er nicht fantasierte. Er konnte es kaum glauben, doch er sah mit eigenen Augen, wie sie das wilde Tier zwischen den Ohren kralte. Der Wolf stellte das Knurren ein und hielt still – nur der Schwanz wackelte weiterhin. Er betrachtete die tierische Silhouette genauer. Das Biest ... wedelte.

Für den Augenblick ließ es der Wolf geschehen, ein Fiepen, wie er es noch nie gehört hatte, entfuhr seiner Kehle. Dann reichte es ihm, er sprang los. Aber nicht an ihren Hals, sondern ins Dickicht zurück. Von mehreren Seiten folgte Gejaule, ein wenig Geraschel und im nächsten Augenblick ... kehrte Stille ein. Himmlische Stille, so als wären die wildesten Tiere in diesem Wald schlafende Regenwürmer.

»Jetzt sollten wir uns hinlegen«, sagte Weibsbild, als wäre nichts

Besonderes geschehen.

»Wie ... was hast du getan?«

»Du hast es doch miterlebt. Mit ihm geredet. Dem Leitwolf.«

Was für eine mickerige Erklärung, doch sein Stolz gebot ihm, nicht weiter nachzubohren. Sie wusste, welch ein Wunder sie gerade vollbracht hatte; wenn sie es ihm nicht weiter erklären wollte, dann nahm er es so hin. Zudem strengte Angst furchtbar an, sowohl sein Körper als auch sein Geist hatten in diesem Wald wahre Höchstleistungen vollführt. Wenn er doch alles so gut könnte, wie sich fürchten. Er fühlte, wie ihn die Erschöpfung heimsuchte. Er streckte sich auf seiner Schlafrolle aus, während Weibsbild noch einmal nach den Pferden sah. Es gab Momente, da kam ihm diese Frau noch unheimlicher vor als die Wölfe.

19 Der Zauberer

Jetzt ritt sie schon zwei Tage mit diesem Barden nach Süden, und das Kerlchen hatte immer noch nicht begriffen, dass sie lieber ihren Gedanken nachhing, als den ganzen Tag mit ihm zu parlieren.

Da es bereits auf den Abend zuging, hielten sie Ausschau nach einem geeigneten Plätzchen für das Nachtlager. Es sollte fernab der Straße liegen.

»Aber nicht wieder in einem Wald«, jammerte Tuni in vorauseilender Furchtsamkeit.

Sie verzichtete darauf, die Augen zu verdrehen, vielmehr ließ sie ihren Blick schweifen. Im Westen erblickte sie die Ausläufer eines Kiefernwäldchens, im Osten reihten sich Felder an Wiesen. Dort reckte sich mittendrin eine einzelne Linde empor.

»Einen allein stehenden Baum würde ich nicht als Wald bezeichnen, du etwa?«, fragte sie und konnte nicht verhindern, dass ihr Tonfall leicht spitzzüngig ausfiel.

»Nein, ich würde sagen, es sollten schon mindestens zwei sein«, gab Tuni ihr recht.

»Würde dir die Linde dort drüben zusagen?« Sie deutete auf den einsamen Baum. Ob ihm ihre übertriebene Fürsorglichkeit auffiel?

Er warf ihr einen seiner unergründlichen Blicke zu, ein Durcheinander aus beleidigt, amüsiert und irritiert sein. »Einverstanden, wenn wir nicht allzu tief hineingehen.«

Sie lenkten ihre Pferde von der Straße herunter.

Da es den kompletten Vormittag über geregnet hatte und ihre Kleidung dementsprechend klamm war, beugte sich ihr Begleiter schlotternd über das kleine Feuer, das sie nach etlichen Versuchen im Schutze des Baumes hatten entfachen können. Weibsbild fragte sich, ob der Weichling vor Angst oder vor Kälte zitterte. Ihr selbst machte Wind und Regen nichts aus, schließlich war das Wetter gottgegeben. Abschätzig musterte sie den Bibber-Barden. »Es ist Frühling, wie hast du nur siebenundzwanzig Winter überleben können?«

»Frierst du nicht, möchtest du dich nicht aufwärmen?«, fragte er, während er die Handflächen aneinander rieb.

»Nicht nötig.«

»Du scheinst Kälte gewöhnt zu sein.«

»Du scheinst Wärme gewöhnt zu sein.«

»Hm, du hältst mich für eine Memme.«

Gelassen ließ sie die Wahrheit ohne weiteren Kommentar stehen und fragte stattdessen: »Aus welchem Grund begleitest du mich?«

Langsam drehte er ihr den Kopf zu und schien glatt das Frieren zu vergessen. »Ich bin mir nicht sicher.«

»Das ist keine gute Antwort.«

»Ist denn die Frage gut?«

»Na klar ist sie das. Also, was hat dich zum Mitkommen bewogen? Wolltest du vor den andern den tapferen Samariter spielen?«

»Genau, ein Ritter wollte ich schon immer sein.«

Wie meinte er das denn, irritiert sah sie ihn an.

Tuni stöhnte. »Das war nur ein Spaß. Du weißt, was das ist?«

»Muss ich vergessen haben.« Der Barde war eigentümlich komisch, aber keineswegs dumm. »Also warum?«, fragte sie fordernd. Ohne Antwort würde sie ihn nicht vom Haken lassen.

»Es hat etwas damit zu tun, dass ich meinen Weg finden muss.«

»Das kenne ich. *Herr, weise mir deinen Weg und leite mich auf richtiger Bahn um meiner Feinde willen.* Gegner habe ich genügend – und ich weiß nicht einmal warum. Auch ich erhoffe mir Schutz und Führung. Welcher Pfad könnte denn der deine sein?«

»Genau das gilt es herauszufinden. Und dabei vertraue ich auf mein Bauchgefühl.«

Sie warf einen Blick auf seine Körpermitte, dann sah sie ihm in die Augen.

Er nickte. »Mein Bauchgefühl rät mir, dich zu begleiten.«

»Ja, mir ist auch schon aufgefallen, dass du weniger mit dem Kopf entscheidest.«

»Bisher mache ich die Scherze.«

»Ich habe es nicht so gemeint. Alles, was ich möchte, ist, dass du mir meine Frage beantwortest, oder meinetwegen lass es dein Bauchgefühl tun. Denn das kann doch nicht alles sein.«

»Ja, da gibt es noch etwas. Den letztendlichen Ausschlag für meine Entscheidung gab das ...« Er stockte. »Ich mag es nicht, wenn du dich über mich lustig machst.«

Was bewegte den Barden nun schon wieder? »Keiner mag es, wenn sich andere lustig machen. Tuni, was gab den Ausschlag?«

Er seufzte und holte tief Luft. »Ein Rotkehlchen. Seit ich meinen letzten Herrn, Ritter Rorik, verlassen habe, taucht es in entscheidenden Situationen

immer wieder auf, und ich habe das Gefühl, dass es mir den rechten Pfad weisen möchte. Ein gefiedertes Zünglein an der Waage.«

»Ein Rotkehlchen führt dich?« Sie reagierte nicht weiter. Lachen wollte sie auf keinen Fall, weinen aber auch nicht. Sie suchte seinen Blick, fand ihn aber nicht, weil er stur auf seine Stiefelspitzen starrte.

Je länger sie darüber nachdachte, desto sinnhafter kam ihr seine Erklärung vor – letztendlich waren die Wege des Herrn unergründlich. Jedenfalls war es dem Barden gelungen, die Wissbegierde in ihr zu wecken. »Erzähle mir mehr darüber.«

»Das Rotkehlchen ist mein treuer Begleiter. Auch wenn es nicht zu sehen ist, weiß ich es in meiner Nähe. Robin nenne ich es – so wie die Engelländer diese Art Vogel rufen.«

»Du weißt etwas über die Engelländer, weshalb?«

»Mein Ururopa stammt von dort.«

Damit hatte er ihr eine Menge voraus – er wusste um seine Wurzeln. »Robin heißt es also. Sogar das Rotkehlchen hat einen Namen. Ist es ein Männchen?«

»Schwer zu sagen – nicht zu erkennen anhand des Gefieders.«

»Hört uns dein Rotkehlchen jetzt gerade zu?« Sie war selbst erstaunt, mit welcher Ernsthaftigkeit sie diese Frage stellte.

Der Barde schien genau dies zu spüren und schenkte ihr Vertrauen. »Ich denke schon. Das Rotkehlchen hat mich von Ritter Rorik, bei dem ich unglücklich war, fortgeführt und geradewegs zu Grauberts Bande geleitet, wodurch ich wiederum nach Mühlwehr zum Sangeswettstreit gelangt bin. Sogar im Traum ist Robin mir erschienen, als er nämlich verhindern wollte, dass ich vor dem Auftritt in Mühlwehr davonlaufe. Und letzten Endes hat er auch uns beide zusammengeführt.«

Sie überlegte. »Ich denke, dein Rotkehlchen hat neben Robin auch noch andere Namen. Schicksal, Fügung, Zufall – um nur einige zu nennen. Ich mag deine Erzählung über den Vogel.«

»Wirklich?« Tuni schien erfreut. »Ich habe Robin sogar ein kleines Lied gewidmet.«

»Oje – wieder mit so einem heiligen Säufer-Dummbatz?«

»Bimbatz.«

»Hatten wir das nicht schon?«

»Hatten wir. Nein, ein ganz anderes Lied, eine Ode an das kleine Vögelchen.«

»Ich würde es gerne hören.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe es noch niemandem vorgespielt. Und da sich deine Bewertung meines künstlerischen Schaffens bislang auf Mumpitz und Dummbatz belief, denke ich, du willst es nicht wirklich hören. Und auf deinen Spott verzichte ich liebend gern.«

Darüber musste sie einen Moment nachdenken. Besonders entgegenkommend war sie nicht, obwohl er sich ihr gegenüber stets anständig verhielt. Und ihre Frage hatte er ehrlich beantwortet, obwohl ihm das schwergefallen sein dürfte.

Will er mir etwa ein schlechtes Gewissen machen?, dachte sie mit schlechtem Gewissen. »Tuni, jetzt hab dich nicht so. Dein Rotkehlchen interessiert mich. Wir reden fürwahr über ein ganz besonderes Tier. Der Legende nach linderte es durch seinen Gesang die Schmerzen Jesu Christi am Kreuz. Dabei soll dem Vogel ein Blutstropfen von ihm auf die Brust gefallen sein.«

»Was für eine Geschichte!«, rief er erstaunt. »Sie erhöht meine Ehrfurcht vor dem Rotkehlchen.«

Sie nickte. »Es ist mir ernst. Ich würde mich wirklich geehrt fühlen, dein Lied als Erste zu hören.«

Ein skeptischer Blick, offenbar musste er sich erst von ein paar tiefsitzenden Stacheln befreien, was ihr schlechtes Gewissen nicht besser machte.

Doch dann griff er nach seiner Laute. »Also gut.« Tuni liebte den birnenförmigen Korpus wie einen Säugling. Mit dem Daumen streichelte er über alle Saiten. »Doch zunächst muss ich den Klang prüfen. Die Feuchtigkeit vermag durchaus die Darmbünde zu lockern«, erklärte er und schraubte an zwei oder drei der hölzernen Drehknöpfe herum, während er eine Saite anschluss.

Keineswegs wollte sie ihn noch mehr drängen, daher übte sie sich in Geduld. Und das gelang ihr so gut wie nie zuvor.

Ein umständliches Räuspern folgte. Der Barde konzentrierte sich auf sein Instrument und schien alles um ihn herum zu vergessen. Nur seine Finger bewegten sich. Die wundersame Melodie plätscherte dahin wie ein Gebirgsbächlein – klar und frisch – genau wie seine Stimme, die nun einsetzte.

Kleiner Vogel Fleckenbrust,

*du kannst mir wohl gefallen.
So klein und schön und wohlgestalt,
vom Kopf bis zu den Krallen.*

*Kleiner Vogel Käferschnapp,
komm doch in meinen Garten.
Friss dich an den Raupen satt,
den dicken, grünen, zarten.*

*Kleiner Vogel Fleckenbrust,
dein Gesang perlt durchs Gelände.
Und wie sonst es nur das Wasser tut,
rinnt die Zeit mir durch die Hände.*

Erst als die Atemnot einsetzte, merkte Weibsbild, dass sie vergessen hatte, Luft zu holen. Wie ein Sonnstrahl warf sein Gesang von den ersten Worten an ein wärmendes Licht auf ihre Seele. Für sie ein ganz besonderes Erlebnis, denn zum ersten Mal seit dem Gedächtnisverlust fühlte sie tief in sich hinein. Welch ein Geschenk machte der Barde ihr da gerade! Gänsehaut kroch ihr über ihre Arme. Das ängstliche Kerlchen entpuppte sich als großer Zauberer mit betörender Magie. Sie riss Augen und Ohren auf, wollte keine Note, keine Silbe verpassen.

Der Barde schien nichts zu bemerken, er sang unbekümmert weiter.

*Kleiner Vogel Wohlgesang,
deine Brust ist ganz gefleckt,
Wie die meine es vom Blute ist,
weil mir ein Pfeil im Herzen steckt.*

Nur allzu gut verstand sie, wovon Tuni sang. Auch sie spürte seit Tagen einen Pfeil in ihrer eigenen Brust. Ihr Herz hüpfte vor Freude und Aufregung, sodass sich der Pfeil zu lösen schien. Befreit sog sie tief Luft ein. Herr, lass dieses Lied niemals enden. Und wahrhaftig – Tuni spielte die Laute und sang weiter:

*Kleiner Vogel Fleckenbrust,
sing das Lied von meinem Herzen.*

*Sing, wie es vor Freude klopft,
und sing von seinen Schmerzen.*

*Kleiner Vogel Robin mein,
ich lausch Dir ganz geborgen.
Wo dies dein Lied zum Abend ist,
denk ich froher an den Morgen.*

Der letzte Ton verklang in der Endgültigkeit. Sie schluckte ergriffen, bitter und doch so süß wie noch nie. Was war gerade geschehen? Was hatte der Barden mit ihr gemacht? Er hatte sie verzaubert.

Scheu, doch voller Erwartung sah er sie an. Mit dem Lied hatte er ihr ein Stück seiner selbst kundgetan, seine Seele offenbart, um sie für einen Moment mit der ihrigen zu vereinen. Geradezu schmerzhaft spürte sie, wie verletzlich und empfindsam er sich in diesem Augenblick fühlte. Weibsbild musste sich erst sammeln, sie war noch nicht fähig, das Erlebte in Worte zu fassen.

»Du sagst gar nichts. Hat es dir nicht gefallen?«, fragte Tuni, sichtlich bemüht, seine innere Zugbrücke hochzuziehen, um sich hinter dicken Mauern vor der anstehenden Enttäuschung und Kränkung zu verschanzen.

»Ich ... bin einfach nur sprachlos«, sagte sie.

»Ist das gut oder schlecht?«

Sie schluckte. »Das ist ... überwältigend. Dein Lied ist Labsal für Geist und Seele, es ...« Sie suchte nach Worten. »Es bringt Farbe in den grauen Tag und Licht und Hoffnung. Verzeih, dass ich dir das nicht zugetraut habe. Danke Tuni.«

Prüfend sah er sie an. Als er begriff, dass sie jedes einzelne Wort ehrlich gemeint hatte, schoss ihm die Freudenröte ins Gesicht. »Ich mag es auch sehr.«

Eine geraume Zeit sagte keiner der beiden ein Wort. Das angenehme, einvernehmliche Schweigen spendete Frieden, wie Weibsbild es seit langem nicht mehr empfunden hatte.

»Preise den Herrn mit Musik«, flüsterte sie unvermittelt. »Jetzt erst verstehe ich das Bildnis von Paulus und Silas richtig, die geschlagen und gedemütigt in den Kerker geworfen wurden. Um Mitternacht ehrten sie Gott mit Lobliedern, und die übrigen Gefangenen hörten ihnen zu. Ein Erdbeben erschütterte den Kerker bis in die Grundfeste, alle Türen sprangen auf, und

die Ketten der Insassen fielen ab.«

»Dein Kopf ist angefüllt mit Bibelgeschichten«, sagte Tuni. »Woher kommen sie?«

»Ich weiß es nicht. Mich dünkt, ich habe einst die Heilige Schrift auswendig gelernt.« Sie zuckte die Achseln – eine viel zu häufige Geste in den letzten Tagen.

»Nun gut – schließlich sind wir unterwegs, um mehr über dein Leben herauszufinden.« Sorgfältig verstaute Tuni seine Laute. »Es ist schon merkwürdig. Du versuchst deine Vergangenheit zu finden, während ich vor meiner davonlaufe.«

Sie runzelte die Stirn. »Du meinstest es also ernst, als du sagtest, du würdest die Erinnerungen an deinen Vater gerne aus deinem Gedächtnis löschen.«

»Bitterernst. Ich stamme aus einer Henkersfamilie, und als einziger Sohn sollte ich die Tradition fortführen. Doch ich weigerte mich, in die Fußstapfen meines Vaters zu treten. Es kam zu einigen unschönen Begebenheiten, weil ich nie das getan habe, was er von mir erwartete. Seit ich denken kann, war ich für ihn ein Tunichtgut.«

»Daher der Name?«

»Richtig. Mein Taufname geriet schnell in Vergessenheit. Er tut nichts mehr zur Sache.«

»So wie mein Name verschollen ist.«

»Ja, nur unter anderen Umständen. Noch heute verfolgt mich sein enttäuschtes Gesicht. Allzu schnell werden wir Opfer der Erwartungen anderer. Heute trage ich den Namen Tuni mit Stolz. Ich begreife ihn anders. *Tu nie*, was du nicht willst.«

Abermals überraschte sie seine Tiefgründigkeit. Sie sagte jedoch nichts dazu, sondern wartete ab, ob er mehr von sich preisgeben würde.

»Zum endgültigen Bruch kam es bei einer öffentlichen Hinrichtung auf dem Schafott. Ganz plötzlich verlangte er, dass ich einen Verurteilten mit der Garotte ersticke. Dazu war ich jedoch nicht willens. Ich bin davongelaufen und nie wieder heimgekehrt. Das Einzige, was mir von meiner Jugend blieb, ist die Laute, die ich von Vater zum vierzehnten Wiegenfest bekommen habe.«

»Lieber Barde als Henker. Das kann ich verstehen. Was ist mit dem Rest deiner Familie?«

»Mutter ist früh gestorben, daher bin ich ohne Geschwister bei meinem

Vater aufgewachsen. Mit ihm habe ich nur die Liebe zum Gesang gemein. Jedes Mal, bevor er den Verurteilten den Kopf abschlug, stimmte er das *Ave Maria* an.« Tuni legte die Laute zur Seite. »Vielleicht erzähle ich dir eines Tages mehr davon. Jetzt möchte ich nicht länger an früher denken, sondern mich freuen, dass dir mein Vogellied gefallen hat.«

Gern würde sie noch mehr aus seiner Kindheit hören, doch es oblag ihm allein, den richtigen Moment zu wählen. »Barde, danke noch einmal für dein wunderschönes Lied«, sagte Weibsbild. »Legen wir uns nun schlafen, morgen werden wir erfahren, ob sich unsere Reise gelohnt hat.«

Sie lag noch lange wach. Dieser Abend hatte ihre Einstellung zu ihm auf den Kopf gestellt. Mit Gewissensbissen dachte sie an ihre Meckerei über den Bimbatz. So gesehen hatte sie sich nicht besser verhalten als der Bischof. Der Barde war alles andere als ein Tunichtgut. Schon sehr früh hatte er sich auf seinen eigenen Weg begeben. Nach all dem, was sie nun über ihn wusste, bewunderte sie umso mehr seinen Mut, ihr das Vogellied vorgetragen zu haben. Zwar zitterte Tuni bei jeder sich bietenden Gelegenheit vor Angst und Kälte, doch er war weder ein Weichling noch ein Feigling. Ungeachtet seiner Furcht begleitete er sie – worin sich wahrer Mut äußert. Und er hatte ihr das Geheimnis des Rotkehlchens anvertraut. Auf seine Art besaß er viel mehr Schneid als sie.

Weibsbild merkte an seinen Atemzügen, dass auch er noch wach lag, und flüsterte in die Stille: »Danke, dass du mich begleitest, Tuni.«



20 Schatten

Wumm! Wumm! Welch ungewohnte Geräusche am frühen Morgen. Das Klopfen eines Vorschlaghammers, es tat sich etwas draußen, stellte Alarik fest. Zuversichtlich streckte er zuerst sich und dann den Fuß aus dem Bett und begrüßte den Tag. Er fand Gefallen an den neuen Leuten auf seinem Hof. Die Bande schien sich untereinander gut zu verstehen, jeder brachte sich auf seine Art ein und, was der Buchfeller als noch viel wichtiger erachtete, sie wertschätzten und vertrauten sich gegenseitig. Vordergründig galt Graubert als ihr Anführer, doch schnell hatte der Pergamentmacher erkannt, dass dessen Herzensdame Brunhild eine mindestens genauso wichtige Rolle in dem Gefüge spielte. Jeder hatte seinen angestammten Platz gefunden, und Entscheidungen von großer Tragweite wurden stets gemeinschaftlich gefällt, vielleicht hielt genau das die kleine Gesellschaft zusammen.

»Guten Morgen, Alarik«, empfing ihn Brunhild im Wohnraum mit einem Lächeln. »Graubert, Kobo, Ilvor und Tott werkeln bereits am Schuppenanbau. Ich hoffe, sie haben dich nicht geweckt.«

»Nein, nein – oder besser, es war höchste Zeit aufzustehen.«

Hedwig stand mit dem Rücken an den Herd gelehnt und hielt die Arme in ihrer Lieblingsposition – vor der Brust verschränkt. Einen Teil ihres Lebens ließ sie auf diese Weise abprallen. Ganz genau konnte er sich nicht erinnern, doch vermutlich hatte sie auch in dieser Pose das Licht der Welt erblickt.

»Sieh draußen mal nach dem Rechten, Vater.« Offenbar hatte sie ihr Unbehagen vor den Fremden noch nicht abgelegt, was mit Sicherheit eher an ihr als an der Bande lag.

»Das wird nicht nötig sein. Ich bin davon überzeugt, dass die Männer wissen, was sie tun.« Alarik wollte ihnen bei den Holz- und Sägearbeiten auf keinen Fall jeden Handgriff vorschreiben. Später, bei der Pergamentherstellung, würde er sie noch zur Genüge anleiten müssen. »Lass uns jetzt das Frühstück vorbereiten.«

Irmel kam die Treppe heruntergestürzt, was bei ihr immer so aussah, als befände sie sich im freien Fall. »Habe ich was verpasst?«, fragte sie atemlos.

»Keine Sorge, es ist früher Morgen, der ganze Tag liegt noch vor dir«, beruhigte Alarik seine Jüngste. »Und auch die Bande beehrt uns weiterhin.« Zum Beweis deutete er auf Brunhild.

»Ich mag es, wenn netter Besuch da ist.« Sie lächelte, wie nur junge Mädchen lächeln.

Hedwigs heruntergezogene Mundwinkel sorgten für Ausgewogenheit.
»Wir kennen die Bande doch so gut wie gar nicht. Woher willst du wissen, dass die nett sind?«

»Das merke ich sofort. Und sie finden uns auch nett.«

»Stimmt!«, bestätigte Brunhild.

An ihre Schwester gewandt meinte Hedwig: »Davon verstehst du nichts.«

»Oh doch, sogar mehr als du. Beispielsweise habe ich längst bemerkt, dass Ilvor dich mag«, tat Kindermund Wahrheit kund.

»Davon verstehst du noch weniger«, brummte Hedwig.

»Siehst du nicht, wie er dich anhimmelt?«

»Ja und? Du weißt nichts von Männern. Mit Sicherheit glotzt der jedem Weiberrock nach.«

»Dem muss ich ausdrücklich widersprechen«, sagte Brunhild freundlich.

»Wir sind schon einige Zeit zusammen unterwegs, doch so wie hier habe ich Ilvor noch nie zuvor erlebt.«

»Ach was! Ich bin eine Fremde für ihn. Und er kann froh sein, dass er mich noch nicht kennengelernt hat.« In bedrohlicher Geste hob sie die Hand. Hedwig war das Thema spürbar unangenehm. »Genug der unsinnigen Worte, fülle lieber den Krug mit frischem Wasser auf, Irmel.«

Fröhlich pfeifend machte sich die Kleine auf den Weg zur Regentonne.

Brunhild sah ihr nach. »Einen wahren Sonnenschein hast du da, Alarik.«

Dann wandte sie sich an Hedwig. »Genau wie du. Wobei du dich gern hinter einer dunklen Wolke verkriechst.«

»Ganz recht, im Schatten kann man nicht verbrennen«, meinte Hedwig.

»Es kommt darauf an, wer den Schatten wirft.«

»Ich rede von meinem eigenen.«

»Über den man bekanntlich nicht springen kann«, entgegnete Brunhild.

Irmel kam mit dem gefüllten Krug zurück und stellte ihn auf den Tisch.

Alarik tat so, als hörte er nicht zu, nahm sich einen Überzug vom Haken und warf ihn über die Schultern. So früh am Morgen war es bestimmt noch frisch.

Die beiden Frauen waren noch nicht fertig miteinander. Hedwig zischte:

»Du hast offenbar für jeden Topf einen Deckel.«

Brunhild lachte hell auf. »Aber nur, weil es für jeden Topf einen Deckel gibt, zumindest wenn man aus dem Schatten austritt und Augen und Arme öffnet.«

Nun wurde es Zeit, das Weite zu suchen. »Ich sehe jetzt doch mal nach

den anderen«, sagte Alarik und zog die Tür auf. Dann gestattete er sich ein Grinsen so breit wie der Horizont.

»Ich komme mit!« Schon war Irmel an seiner Seite. »Wieso streiten sich Hedwig und Brunhild unentwegt?«

»Sie streiten nicht. Sie tasten sich ab.«

Aufgrund ihres fragenden Gesichtsausdrucks ergänzte Alarik:

»Erwachsene sind kompliziert. Ich glaube, dass sich die beiden richtig gut vertragen könnten, sie wissen es nur noch nicht.«

Schon flitzte Irmel voraus um den Schuppen herum. Auf den ersten Blick wurde klar, dass die Bande ihr Handwerk verstand. Graubert und seine Mannen hatten bereits gestern den Boden geebnet und festgestampft. Inzwischen waren die ersten drei Rahmenbalken zugesägt und miteinander verzapft.

»Guten Morgen!« Alarik nickte den Männern anerkennend zu. »Gleich gibt es Frühstück.«

»Bauen wir uns auch einen Balkon mit Brüstung?«, fragte Kobo.

»Natürlich. Direkt unterhalb des Glockenturms«, versprach Graubert.

Ilvor verdrehte die Augen. »Alarik, seht den Herren die Alfanzeri nach. Schlichte Gemüter, denen es sowohl an Sinnhaftigkeit als auch an Ernsthaftigkeit fehlt. Dafür messen sie jedem noch so banalen Scherz mehr Gewicht bei.«

»Verliebt ist der noch unerträglicher«, fustelte Kobo. »Was steht ihr rum, unsere Unterkunft soll noch vor dem Winter fertig werden. Wir brauchen mehr Zapfen, oder sollen wir die Balken mit Spucke aneinanderkleben.«

Kobo hatte in seinem früheren Leben in einer Schreinerei ausgeholfen, mit Holzarbeiten war er durchaus bewandert.

»Du hast gehört, was Alarik gesagt hat. Sammeln wir erst einmal Spucke fürs Frühstück.« Graubert klopfte sich die Sägespäne aus der Kleidung.

Hufgetrampel ließ die Männer aufhorchen. Fünf Reiter stoben auf den Hof und rissen ihren Pferden mit den Zügeln den Kopf zur Seite, um sie zu einem jähen Halt zu bringen. Sofort fühlte sich Alarik an Kropper und die Söldner erinnert. Gleiches Aussehen, gleicher Habitus, gleiche Gesinnung. »Ins Haus mit dir«, sagte er zu Irmel. Die Kleine wusste, wann sie umgehend zu gehorchen hatte.

Ein großer Mann mit Nietenrüstung und Nietenhelm sprang vom Pferd. »Welch eine Empfangsrunde so früh am Morgen. Umso besser, wir haben es eilig. Wir kommen auf Geheiß des Bischofs Tormut von Braunstein. Wo ist

sie?«

Alariks Magenkrämpfe verstärkte sich, doch er bemühte sich, es seinem Gesicht nicht anmerken zu lassen. »Guten Morgen, die Herren. »Von wem sprecht Ihr?«

»Stell dich nicht dumm, Weißgerber. Ich rede von der Ketzerin, der du Unterschlupf gewährst.«

»Wie ich bereits mehrfach erklärt habe: Sie hat meinen Hof schon längst verlassen. Davon haben sich bereits Kropper und seine Männer überzeugt.«

Die Augen des Söldners verengten sich. »Was weißt du über Kropper?«

Gleichgültig hob Alarik die Achseln. »Ich dachte, er hätte die Gesuchte längst gefunden und sie zum Bischof gebracht, denn ich habe Kropper und seine Männer lange nicht mehr gesehen.«

»Kunststück – der Narr hat sich aus dem Staub gemacht und jetzt nehme ich seine Stelle ein. Mir wurde zugetragen, dass du wieder einmal Besuch auf deinem Hof beherbergst. Wer sind diese vielen Leute?«

Graubert, Kobo, Tott und Ilvor hatten sich in Alariks Rücken aufgebaut und harreten der Dinge, die da kamen.

Alarik erklärte: »Hilfskräfte, die mir bei der Pergamentherstellung zur Hand gehen.«

»Wer hält sich sonst noch auf deinem Hof auf?«

»Keiner, der nicht hierhergehört. Seid versichert, die Frau, die Ihr sucht, werdet Ihr bei uns nicht finden.«

»Davon überzeugen wir uns selbst. Lass sofort sämtliche Weiber, die sich auf deinem Anwesen befinden, antreten. Alle!«

Alarik wollte jede Eskalation vermeiden. Er hatte geahnt, dass sein Hof unter Beobachtung stand und der Bischof keine Ruhe geben würde. Nach wie vor verfolgte von Braunstein mit unerfindlicher Hartnäckigkeit sein Ziel, Weibsbild habhaft zu werden.

Graubert und die Bande ließen sich nicht einschüchtern, ganz im Gegenteil, sie reagierten auf das Zurschaustellen von Obrigkeitssmacht recht dünnhäutig. Entsprechend meldete Graubert sich zu Wort: »Wir denken überhaupt nicht daran, dir unsere Frauen wie Vieh auf dem Markt vorzuführen. Dein Verhalten ...«

»Lass gut sein, Graubert.« Brunhild kam aus dem Haus gelaufen. »Wir haben nichts zu verbergen. Schaut uns an, nun sind alle Bewohner des Hofes versammelt.«

Demonstrativ stellte sich Hedwig neben sie. Dahinter lugten deutlich

zurückhaltender Irmel, Stanzi und Wanda hervor.

»Na also! Absteigen!«, befahl der Anführer seinen Männern. »Schauen wir uns um.«

Seine vier Begleiter sprangen aus dem Sattel, dabei blitzten die an den Hüften baumelnden Schwerter gefährlich. Der Anführer legte demonstrativ beide Hände auf die Dolche in seinem Gürtel.

»Mit welchem Recht prescht ihr auf diesen Hof und behandelt uns wie Verbrecher?«, fragte Graubert.

»Mit dem Recht der Kirche. Wir sind für die Reinheit des katholischen Glaubens zuständig.«

»Tu doch nicht so scheinheilig. Alles, was dich interessiert, ist die Reinheit des Goldes in deinem Sold.« Wie immer trug Hedwig ihr Herz auf der Zunge. Könnte sie es nicht ein einziges Mal in ihrer Brust belassen, wo es hingehörte?

Mit düsterem Blick trat der Anführer auf sie zu. »Wer hat dich gefragt?«

»Du hast gefragt«, antwortete Hedwig und wick keinen Fingerbreit zurück.

Der mangelnde Respekt, die fehlende Unterwürfigkeit – ihr gesamtes Auftreten reizte den Anführer der Söldner offensichtlich bis aufs Blut. Der Kerl war noch jung, er befehligte etliche Männer, die deutlich älter waren als er. Um Reibereien von vornherein vorzubeugen, musste er sich als Anführer beweisen. Aus diesem Grund war er jetzt, da er sich in seiner Autorität verletzt fühlte, umso gefährlicher. Mit hochrotem Kopf fauchte er:

»Weißgerber, gehört dieses Miststück zu deiner Familie?«

»Wie nennst du mich?«, brauste Hedwig auf.

Voller Zorn funkelte der Söldner Alarik an. »Schaff mir die Möse aus den Augen, bevor ich mich vergesse!«

Bevor er sich vergessen konnte, klatschte es. Hedwig hatte dem Söldner eine Ohrfeige verpasst – nichts, was diesem gestandenen Mann körperlichen Schmerz verursachte oder gar die Wange anschwellen ließ, eher ein harmloser Klaps. Doch die Geste, vor seinen Männern von einem Weib ins Gesicht geschlagen zu werden, traf den Söldner wie einen Dolchstoß mitten ins Herz. Unbändiger Zorn verzerrte sein Gesicht zu einer animalischen Fratze. Mit dem rechten Arm holte er aus, sein nietenbeschlagener Handschuh fuhr auf Hedwigs Gesicht zu, die Faust krachte in ihr Ziel.

Vor Entsetzen gelähmt schrie Alarik auf. Die Wucht eines solchen Schlages würde Hedwigs Kieferknochen zertrümmern und ihr Gesicht

zerstören. Klong! Das Geräusch des Einschlags passte nicht zum Brechen von Wangenknochen. Anstelle der weichen Gesichtszüge einer Frau traf die Faust des Söldners etwas Hartes, Rundes, Metallenes. Alarik traute seinen Augen kaum. Er blinzelte hastig. Fassungslos starrte er auf den Schild vor Hedwigs Kopf, gehalten von Ilvor, der ihr von woher auch immer, zu Hilfe geeilt war.

»Diese holde Jungfer steht unter meinem persönlichen Schutz. Wie kann solch ein Abschaum wie du es wagen, die Hand gegen sie zu erheben«, grollte er den Söldner an.

Als erfahrener Kämpfer sprang der Anführer zurück, während er in einer fließenden Bewegung sein Schwert zog. Alarik sah dem Söldner an, dass es für ihn ab sofort nur noch ein Ziel gab: den kleinen Mann mit dem Buckler, der ihm in die Quere gekommen war. Um Hedwig würde er sich später kümmern. Den gefährlichsten Feind galt es als Erstes auszuschalten. Gekonnt machte er einen Ausfallschritt nach vorn und täuschte einen Schlag von links an.

Ilvor reagierte nicht. Alariks Blick fiel auf das Kurzschwert *Mitleid*, das friedliebend an seiner Hüfte baumelte. Warum zog er es nicht, um sich zu verteidigen?

Schon schlug der Anführer der Söldner zu. Metall krachte auf Metall. Im letzten Moment brachte Ilvor seinen Schild *Wehrhaft* zwischen sich und die tödliche Waffe.

»Zunächst einmal wirst du die Gelegenheit bekommen, für die schändlichen Worte aus deinem Mund um Verzeihung zu bitten«, erklärte Ilvor.

Der Söldner sparte sich die Luft für eine Erwiderung, vielmehr bereitete er den nächsten Schlag vor. Diesmal kam seine Klinge von oben herangerauscht. Aufreizend lässig hob Ilvor den Arm, um den Schlag ja keinen Bruchteil eines Wimpernschlages zu früh abzufangen. Klong!

Geistesgegenwärtig nutzte Brunhild die Gelegenheit und zog Hedwig zurück. Schon wirbelte der blitzende Stahl erneut durch die Luft. Dem Ächzen des Anführers folgte ein weiteres Klong. Egal wohin er schlug, der Schild wartete bereits. Ilvor stand dem Söldner dicht gegenüber und parierte einen weiteren Angriff. Vor lauter Zorn und Anstrengung sah das Gesicht des Anführers ziemlich verunstaltet aus, während Ilvor dreinblickte wie immer. Unaufgeregt verteidigte er sich gegen die feindliche Klinge und schien sich dabei kaum anzustrengen.

»TÖTET IHN! TÖTET IHN!«, brüllte der Söldner seinen Schergen zu. Einer der anderen Männer zog seine Waffe.

Nun passierte das, was Alarik unbedingt hatte vermeiden wollen: Die Situation geriet außer Kontrolle. Ratlosigkeit erfasste ihn. »Zurück ins Haus«, schrie er seinen Töchtern zu, die gar nicht daran dachten zu reagieren, sondern wie angewurzelt stehen blieben.

Als er zu ihnen eilen wollte, sah er aus dem Augenwinkel, wie Ilvors Hand vorzuckte und der Buckler dem Anführer gegen die Stirn krachte. Der Mann taumelte drei Schritte zurück, seine Beine gaben nach, und er fiel der Länge nach auf den Boden. Das Schwert rutschte ihm aus den kraftlosen Fingern. Aus einer hässlichen Platzwunde strömte das Blut in Augen und Ohren.

Ilvor setzte ihm den Stiefel auf die Brust. »Dein Leben hast du verwirkt. Nur aus einem Grund erfährt dein Tod einen Aufschub: Die Jungfer Hedwig erwartet deine Abbitte«, erklärte Ilvor im Plauderton.

Der Söldner gab sich keineswegs geschlagen, zumal die anderen Söldner um ihn herumstanden. Er schnauzte sie an: »Worauf wartet ihr? Stecht das Ungeziefer ab! Er hat die Waffe gegen die Kirche erhoben.«

Einer der älteren Söldner, ein schlaksiger Kerl mit einem Hartlederharnisch, entgegnete: »Welche Waffe? Ich sehe keine Waffe.«

»Auch er ist ein Ketzer! Er muss sterben! Sie alle müssen sterben.« Speichel lief dem Anführer aus dem Mund und schlug zusammen mit dem Blut auf seinem Kinn Blasen.

Angewidert knurrte einer der anderen: »Und so einer wie du will uns befehligen?«

Die Männer bewegten sich nicht, nur der Schlaks steckte sein Schwert zurück in den Gürtel. »Du weißt nicht einmal, auf wen du gerade ohne triftigen Grund losgegangen bist«, sagte er verächtlich.

»Wer soll das schon sein?«, quietschte der Mann auf dem Boden, der nach wie vor Ilvors Stiefel auf seine Brust gedrückt bekam.

»Spätestens durch deine Ahnungslosigkeit hast du auch den letzten Anspruch verspielt, uns anzuführen.«

»Hä? Du tust, was ich dir sage«, krakeelte der Söldner.

»Halt dein Maul!« Der Schlaks verbeugte sich. »Lasst gut sein, Ritter Ilvor Ignatz von Gibra. Besudelt Euch nicht mit seinem Blut – er ist die Mühe nicht wert; nur eine elende Schande für unsere Zunft.«

»Ilvor was?«, krächzte es von unten.

Wie auf Kommando steckten die anderen Männer ihre Waffen weg.

Der Schlaks fragte: »Sagt uns, Ritter Ilvor, hält sich die gesuchte Ketzlerin auf dem Hof versteckt?«

»Nein, sie befindet sich nicht auf dem Anwesen. Schaut euch ruhig um.«

»Euer Wort genügt uns. Wir sind hier fertig.«

Ilvor schüttelte den Kopf. »Was Euch anbetrifft, einverstanden. Dieses Gewürm zu meinen Füßen kann ich jedoch erst laufen lassen, wenn es die Ehre der Dame Hedwig wiederhergestellt hat. Ich warte auf seine ausdrückliche Entschuldigung.«

Der sanfte Ton wollte kaum zu Hedwig passen, als sie bat: »Verschont ihn bitte und lasst ihn gehen, Ilvor. Hauptsache, er verschwindet. Je schneller, desto besser.«

Augenblicklich hob der Ritter seinen Fuß. »Euer Wunsch ist mir Befehl.« Er wandte sich an den Söldner. »Sei freudvoll, dass sie sich für dich eingesetzt hat. Scher dich aus meinen Augen.«

Der Söldner rappelte sich auf und presste die flache Hand auf die Platzwunde auf der Stirn, die schlimmer aussah, als sie war. Sein Stolz hatte wesentlich tiefere Schrammen abbekommen. Wie ein geprügelter Hund schlich er zu seinem Gaul. Die anderen Männer beachteten ihn nicht, sondern nickten allesamt Ilvor zum Abschied zu, bevor sie in die Sättel stiegen.

Der Schlaks wandte sich an den Ritter: »Habt Dank, dass wenigstens Ihr die Ehre der Söldnerschaft hochhaltet.«

Wesentlich langsamer als bei ihrer Ankunft trollten sie sich die fünf Reiter vom Hof.

Zurück blieben erstaunte und weniger erstaunte Menschen.

»Netter Besuch. Was hast du nur für Freunde, Buchfeller?«, meinte Kobo.

»Du hast nicht übertrieben, Alarik. Die Kirche scheint wahrhaftig einen Narren an Weibsbild gefressen zu haben«, sagte Graubert leise.

»Für eine solche Aufregung bin ich schon zu alt«, erklärte Wanda.

Alarik antwortete nicht, sondern ging geradewegs auf seine älteste Tochter zu, nahm sie in den Arm und drückte sie fest an sich. Das hatte er lange nicht mehr getan. Zu lange. Sie zitterte am ganzen Körper und erwiderte dankbar die Umklammerung. Dafür war ein Vater da. Solange er lebte, würde er für seine geliebten Kinder zur Stelle sein und ihnen Halt geben, wenn er es vermochte. Dieses Mal wäre er jedoch hilflos gewesen, allein Ilvor hatte das Unglück verhindert.

Inzwischen hatte Hedwig begriffen, was geschehen war und wie knapp sie

einer schweren Verletzung entronnen war. Mit einem Schluchzen löste sie sich von Alarik und verbeugte sich vor dem Ritter. »Danke für die Hilfe, Ilvor. Nein, es war mehr als das. Danke für Eure Rettung.«

Nun strahlte der Doppelsöldner. »Es war mir eine Ehre, behilflich sein zu dürfen. Nicht auszudenken, wenn Euer Antlitz Schaden genommen hätte. Verzeiht die Herabwürdigung, die Ihr ertragen musstet. Manchmal sind Worte noch schneller als mein *Mitleid*.«

»Schneller als Euer *Wehrhaft*, meint Ihr.« Mit einer Mischung aus Verwunderung und Neugier musterte Hedwig den kleinen Mann. Bislang, so Alariks Wahrnehmung, hatte sie immer durch ihn hindurchgesehen.

»He, Ilvor Ignatz von Gibra«, rief Kobo. »Du hast nie erwähnt, dass du ein verfluchter, äh ... ich meine, ehrenhafter Ritter aus einer Adelsfamilie bist.«

»Weil es nicht von Bedeutung ist und in unserer Gemeinschaft keine Rolle spielt«, erklärte Ilvor. »Und Ehre findet sich in Grauberts Bande mehr als im gesamten Ritterorden.«

»Auch du blickst offenbar auf eine illustre Vergangenheit zurück«, sagte Brunhild.

»Zuerst diente ich dem Fürsten als Ritter, dann dem König als Doppelsöldner. Jetzt bin ich mein eigener Herr und bestimme selbst über mich.« Er beugte das Knie vor Hedwig. »Somit diene ich der holden Jungfer Hedwig.«

Als Alarik sah, wie Irmel schon wieder hinter vorgehaltener Hand kicherte, verflog auch bei ihm der erste Schrecken über die morgendliche Begegnung mit der kirchlichen Obrigkeit.

Hedwig stand nur da und blickte fassungslos auf Ilvor hinunter.

Kobo krakelte: »Reiß dich los. Wir brauchen deine ritterliche Kraft für die Balken, damit wir deine Burg fertigstellen können.«

Ilvor Ignatz von Gibra erhob sich. »Der Bau unserer Unterkunft bedarf meiner Aufmerksamkeit. Entschuldigt mich, Jungfer Hedwig.«

»Nein, nein, ich muss mich entschuldigen. Ich habe mich ungeschickt verhalten und alle in Gefahr gebracht. Das wird nicht wieder vorkommen. Habt noch einmal Dank für die Rettung, Ilvor.«

Brunhild, die neben ihr stand, legte den Arm um ihre Schulter. Dankbar lächelte Hedwig zurück.

Alarik traute seinen Augen und Ohren kaum. In diesem Augenblick war seine älteste Tochter endgültig erwachsen geworden.

21 Leichenfraß

Recht schweigsam ritten Weibsbild und Tuni am nächsten Tag weiter nach Süden, doch die Stille zwischen ihnen hatte sich verändert, sie besaß auf einmal etwas Vertrautes, Einvernehmliches. Ein kleines Lied hatte es geschafft, ihn besser kennenzulernen und Freundschaft zu schließen. Ja, ab sofort betrachtete sie Tuni als Freund.

Inzwischen hatte sich der Barde an Alariks Pferd gewöhnt – oder sollte sie besser sagen, das Pferd an den unbedarften Reiter? Mit Sicherheit hatte er nicht viel Erfahrung auf einem Pferderücken sammeln können, zu offensichtlich waren seine Probleme, ganz besonders beim Trab. Zu Beginn der Reise war er etliche Male beinahe aus dem Sattel gefallen.

Gemütlichen Schrittes erreichten sie eine kleine Siedlung. Die Hütten links und rechts wirkten freundlich, einige Bewohner kauerten auf Holzbänken vor ihren Katen und warfen ihnen neugierige Blicke zu.

Ein älterer Mann, der sich vorgebeugt auf eine Krücke stützte, fragte mit heiserer Stimme: »Wohin des Weges, Fremde?«

»Ist das hier Krumsal?«, antwortete Weibsbild mit einer Frage.

Die Falten im Gesicht des Alten mehrten und seine Augen verengten sich. »Nein, nein. Krümeln ist erst die nächste Ortschaft, wenn ihr der Straße folgt. Dorthin solltet ihr aber besser nicht reiten.«

»Warum nicht?«, fragte Tuni. Es klang bemüht unbekümmert.

»Das Dorf ist verflucht. Haltet euch fern, oder ihr werdet es bereuen.« Seine Stimme krächzte wie ein heiserer Rabe. Speichel lief ihm aus den Mundwinkeln.

»Könntet Ihr etwas konkreter werden, Väterchen«, bat der Barde. »Was geht in Krumsal vor? Welche Gefahren lauern dort?«

»Hört auf meine Warnung, Reisende. An jenem Ort werdet ihr nichts als den Tod finden. Ein Großteil der Einwohner liegt bereits unter Erde.« Jetzt riss er die Augen weit auf und setzte flüsternd hinzu. »Es bleibt für sie zu hoffen, dass sie auch dortbleiben.«

Allmählich wurde es Weibsbild zu bunt. »Wie meint Ihr das? Wer könnte sie dort rausholen und warum? Wovor fürchtet Ihr Euch?«

Bestürzt über seine eigenen Worte schüttelte der Alte zuerst sich und dann den Kopf. »Ich sage nichts mehr!« Er hielt sich die Hand vor den Mund, schlurfte zu seiner Behausung und verschwand hinter einer dunklen Tür, die er deutlich hörbar von innen verriegelte.

Weibsbild starrte ihm hinterher, unschlüssig, ob sie die Tür eintreten und die Befragung fortsetzen sollte. Schließlich verwarf sie den Gedanken, da es sich vermutlich bei dem Alten nur um einen harmlosen Spinner handelte. Die Menschen auf dem Land quollen über vor Irr- und Aberglauben.

Diesmal hob zur Abwechslung Tuni die Schultern. »Lassen wir ihn in Ruhe. Vielleicht finden wir eine auskunftsfreudigere Person.«

Doch kein Einziger von den Dörflern grüßte zurück oder richtete das Wort an sie. Alle stierten durch sie hindurch, als wären sie Geister. Als sie das Ende der Siedlung erreichten, kamen ihnen zwei Frauen entgegen, dem Alter nach Mutter und Tochter. Beide trugen Weidenkörbe in der Hand, offenbar hatten sie im nahegelegenen Wald nach Kräutern und Wurzeln gesucht. Auch sie taten so, als gäbe es die beiden fremden Reiter nicht und marschierten wortlos vorbei.

Weibsbild wendete ihr Pferd und stellte sich ihnen direkt in den Weg – sie hatte nicht vor, sich weiter ignorieren zu lassen.

Die Ältere hob den Kopf und warf einen Blick auf die Reiterin. Der Schreck fuhr ihr in alle Glieder, sodass sie den Korb fallenließ und lauter Bärlauchstängel sowie Frühjahrsorcheln herauspurzelten. »Das ... das ist sie!«, stotterte sie.

Ein Hoffnungsschimmer durchströmte Weibsbild. Diese Frau kannte sie. Erkannte sie. Würde diese Begegnung ihr Leben verändern? »Ihr wisst, wer ich bin?«

»Weiche von mir, Ghula! Uns holst du nicht!« Mit einem Gesicht weiß wie Ziegenkäse nestelte sie an ihrem Kleid herum und hielt plötzlich ein Messer in der Hand. Nichts Bedrohliches, klein und stumpf, gerade noch zum Pilzesammeln tauglich. Nicht minder erschrocken fasste sich die Jüngere an den Hals und hielt einen hölzernen Kettenanhänger in Form eines Kreuzes in ihre Richtung, als könne sie damit alles Böse bannen.

»Wie nennst du mich?« Weibsbild riss der Geduldsfaden. Sie wählte sich so nahe am Ziel und wollte sich von den beiden biestigen Frauen nicht alles verderben lassen. »Ihr sagt mir jetzt auf der Stelle, was ihr über mich wisst.«

Das Kreuz in der Hand der Jüngeren zitterte, doch tapfer schrie sie: »Verschwinde, Dämonin, zurück in die Hölle. Unser Fleisch kriegst du nicht.« Sie packte die Ältere am Arm. »Komm, Mutter!«

Den Korb ließen sie liegen, als sie kreischend in Richtung Dorfmitte flüchteten.

Verblüfft starrte Weibsbild ihnen hinterher. »Ich hatte mitnichten vor,

ihnen etwas anzutun. Was ist nur mit den Menschen hier los?«

»Allem Anschein nach kennen sie dich, verbinden jedoch nicht die angenehmsten Erinnerungen mit deiner Person.«

»Aber sie sind der erste Anhaltspunkt, den ich gefunden habe, und deshalb kann ich sie nicht einfach davonziehen lassen. Sie werden mir schon sagen, was sie wissen, und wenn ich ihnen die Knochen aus dem Leib reißen muss.« Sie wendete ihr Pferd.

»Halt ein! So kommst du nicht weiter. Je brachialer dein Auftreten, desto mehr verschließen sie sich. Ihnen stand der Angstschweiß auf der Stirn. Du musst einfühlsamer an die Sache herangehen.« Nach kurzem Zögern ergänzte er: »Ich schlage vor: Nächstes Mal stelle ich die Fragen.«

»Pah! Du meinst also, du kannst es besser?«

»Meine ich!«

»Ich bin nun mal nicht so zartbesaitet wie du und deine Laute«, zischte sie. »Wie auch immer – ich will endlich Antworten.« Etwas reuevoller schob sie hinterher: »Vermutlich hast du recht.«

Aus der Dorfmitte schallten Rufe und Schreie herüber – immer mehr Menschen rotteten sich zusammen. Trotz der Entfernung war deutlich zu erkennen, wie sie sich mit Mistgabeln, Schaufeln und Stecken bewaffneten.

»Im Moment halte ich es für wenig sinnvoll, eine erneute Fragerunde zu starten. Der aufgebrachten Meute ist nicht nach Reden zu Mute. Lass uns besser verschwinden, solange wir noch können. Falls wir in Krumsal nichts herausfinden, können wir immer noch zurückkehren, wenn sich die Lage beruhigt hat.«

Obwohl sie genau wusste, dass Tunis Vorschlag vernünftig war, haderte sie noch eine Weile. »Na gut«, sagte sie schließlich, drehte ihren Gaul in Richtung Ortsausgang und versetzte ihn in den Trab.

Als sie das Dorf hinter sich gelassen hatten, schloss Tuni auf. »Die Dörflerin hat dich als Ghula beschimpft. Weißt du, was sie damit gemeint hat?«

Er sprach gelassen aus, was ihr seitdem durch den Kopf dröhnte. Es dauerte einen Augenblick, bis sie sich zu einer Antwort durchringen konnte. »Ghula ist die weibliche Form von Ghul. So nennen die Menschen im Morgenland böse Geister und Dämonen. Den Geschichten und Legenden nach hausen Ghule in Gräbern und Grüften, wo sie sich am liebsten vom Fleisch der Toten ernähren. Sie können ihre Gestalten verändern und besitzen enorme Kräfte.«

Tuni plumpste beinahe vom Pferd. »Ich falle vom Glauben ab. Angesichts einer solch unglaublichen Anschuldigung wundere ich mich nicht mehr über deine Reaktion. Dafür bist du sogar noch recht gelassen geblieben.«

»Hörst du es nicht in mir brodeln? Natürlich regt mich dieser Unfug auf. Die Alte ist verrückt. Eine Ghula! So ein Unsinn. Oder glaubst du etwa an Geister und Dämonen?«

»Weiß nicht so recht. Vermutlich jedoch gehörst du nicht zu dieser Art von Wesen«, sagte Tuni. »Obwohl ...«

»Pass bloß auf, was du sagst!«, fauchte sie.

Er konnte oder wollte ein kurzes, freches Grinsen nicht unterdrücken. »... obwohl es einiges erklären würde. Ein Leichenfresser. Da hab ich ja Glück, dass ich noch lebe.«

»Dem ist leicht abzuhelfen«, grollte sie. »Halt jetzt besser die Klappe.«

Ihr Geplänkel wurde von immer lauter werdendem Geschrei unterbrochen. Sie warf einen Blick über die Schulter und sah eine laut schimpfende, Mistgabeln und Knüppel schwenkende Menschenmenge auf sie zustürmen. »Je schneller wir verschwinden, desto besser. Los!« Sie drückte die Oberschenkel zusammen, ihr Pferd fiel in den Galopp, Tuni folgte ihr.

Nach einer geraumen Weile parierten sie die Pferde herunter.

»Eines ist gewiss, in Krümeln ist etwas äußerst Merkwürdiges geschehen. Gräme dich nicht – wir werden es herausfinden«, erklärte der Barde erstaunlich zuversichtlich.

Es würde seine Zeit dauern, bis Weibsbild das soeben Gehörte verarbeitet hatte. Wie kamen die Menschen bloß auf solch absurde Gedanken? In dieser schweren Stunde liebte sie den Tunichtgut für seine tröstenden Worte.

Am späten Nachmittag schälten sich die ersten Häuser hinter den Hügeln hervor. Mal in der Nähe der Straße, mal in der Ferne, mal hier, mal dort, ein wildes Durcheinander. Krümelig eben. Sie hatten Krumsal erreicht.

Die Katen wirkten heruntergekommen mit ihren notdürftig geflickten Dächern und den schiefen Türen und Fensterläden. Die zugewucherten Gärten deuteten darauf hin, dass hier niemand mehr sein Gemüse anbaute. Wohin sie auch blickte Verfall und Leerstand. Der Alte aus dem Nachbardorf behielt Recht, viele Einwohner hatte Krumsal nicht mehr. Etwas Schreckliches musste an diesem Ort geschehen sein.

Die Dorfmitte war schwer auszumachen, ein Rathaus gab es offenbar nicht. Von der Kuppe eines Hügels blickten sie auf die Ruine einer Kirche.

Die obere Spitze des Turmes fehlte und das Dach des Hauptschiffes war eingestürzt. Ein wahres Trümmerfeld bedeckte den Boden und die zersplitterten Holzbänke. Wut keimte in Weibsbild auf, als sie das zerstörte Haus Gottes betrachtete. Die verrußten Steinquader, die verkohlten Balken und die überall verteilten schwarzen Flecken zeugten von einer Feuersbrunst. Sie schnappte nach Luft, vermutlich hatte jemand die Kirche in Brand gesteckt – und dazu noch die Häuser drum herum. Ihr Blick hetzte hin und her. Welche Armee mag hier durchgezogen sein und derart gewütet haben? Es mussten mehr gewesen sein als nur Kropper mit seinen drei Söldnern.

Tuni hegte ähnliche Gedanken. »Was für eine Verwüstung! Kommt dir irgendetwas bekannt vor?«, fragte er.

Nein, keinerlei Erinnerungen suchten sie heim. Wie auch, dieser Ort war nicht wiederzuerkennen. Weibsbild machte ihrer Enttäuschung Luft.

»Glaubst du etwa, ich habe in einem Haufen Schutt gelebt?«

»Ich will nur helfen.«

Sie unterdrückte ein Knurren. Nach wie vor ließ sich keine Menschenseele blicken. Ob in dieser Geisterstadt überhaupt noch jemand lebte? Geister? Ghule? Sie sollte aufhören, in solchen Dimensionen zu denken.

Weibsbild stieg ab, band ihr Pferd an die Überreste eines Zaunes und deutete auf die Kirchenruine. »Die sehe ich mir genauer an.«

»Warte! Lass uns zusammenbleiben.« Auch Tuni rutschte aus dem Sattel und band Mond fest.

Sie stiegen über Berge von zerbrochenen Schindeln und Asche. Im halbrunden Chorraum am Ende des Gebäudes stand der Altar oder das, was davon noch zu sehen war. Vom gesegneten Gottestisch war nur noch ein zertrümmerter Steinblock geblieben. Fassungslos starrte Weibsbild auf das Bild der Zerstörung. Hatten die Söldner es gewagt, die Kirche in Brand zu stecken? Mit Sicherheit jedoch nur auf Geheiß des Bischofs. Selbst das konnte sie kaum glauben – nein, so weit würde nicht einmal Tormut von Braunstein gehen. Aus welchen gewichtigen Beweggründen sollte der Bischof seine eigene Kirche zerstören? Undenkbar. Ein solch unerhörtes Sakrileg war der Gemeinde kaum zu vermitteln. Oder? Sie hörte ihre Zähne knirschen.

Weibsbild löste sich vom Altarraum und nahm den Chorraum in Augenschein, wo sie eine klaffende Lücke in der Mauer entdeckte. Kurzentschlossen kletterte sie hindurch und fand sich im rückwärtigen Areal der Kirche wieder, wo sie den Blick schweifen ließ und aus dem

Augenwinkel bemerkte, dass auch Tuni durch die Öffnung gekrochen kam. Sie folgte einem mit Unkraut überwucherten Weg, der rund um das Gotteshaus führte. Dahinter erstreckte sich ein alter Friedhof bis hin zu einer Felswand. Eine Dunstwolke waberte über der Begräbnisstätte.

»Der Nebel sieht hungrig aus«, flüsterte Tuni, der zu ihr aufschloss.

Grabsteine und Kreuze krümmten sich wie unter Schmerzen aus der feuchten Erde, ein grüner Pelz aus Moos überzog die steinernen Oberflächen. Selbst beim Nähertreten waren die meisten der verwitterten Inschriften kaum noch zu entziffern. Einen Steinwurf entfernt erhob sich aus dem dunklen Boden eine Krypta, deren Rückseite am Felssturz des kleinen Berges klebte. Eine schmiedeeiserne Konstruktion umzäunte die Grabstätte halbkreisförmig. Seit einer Ewigkeit, lange bevor die Kirche errichtet worden war, hatte die Krypta hier ihren Platz gefunden. Davon zeugten auch die Jahrhunderte alten Eichen, die zu beiden Seiten des Tores Spalier standen.

Der Barde neben ihr folgte ihrem Blick und starrte nun ebenfalls auf die alte Gruft. Offenbar hatte er seine Beklemmung abgeschüttelt. »Wer mag wohl darin begraben liegen?« Er ging auf das eiserne Tor zu und betätigte einen Türdrücker so groß wie ein Schmiedehammer. Da sich nichts tat, stemmte er sich mit beiden Armen auf die Klinke, abermals ohne Erfolg. »Klemmt. Lässt sich leider nicht bewegen. Oder irgendwie anderweitig verriegelt«, sagte er und bückte sich, um nach einem Schließmechanismus zu suchen.

Weibsbild trat zu ihm und drückte ohne nennenswerte Kraftanstrengung mit der rechten Hand den Türöffner herunter. Ein hohles Klicken ertönte, die Pforte sprang auf. Die Angeln quietschten erbärmlich, offenbar waren die Scharniere lange nicht geölt worden. Dieses Geräusch ... In ihrem Kopf klickte es ebenfalls. In dem Moment wusste sie, dass sie dieses Tor nicht zum ersten Mal öffnete.

Sie presste die Lippen zusammen und behielt die Erkenntnis erst einmal für sich. »Gehen wir hinein«, sagte sie.

»Ich habe den Griff schon mal für dich gelockert«, erklärte Tuni.

»Na klar, danke.«

Sie stiegen über wildwuchernde Brennnesseln und hielten auf den Eingang der Krypta zu. Ein riesiges in den Stein gemeißeltes christliches Kreuz prangte über dem Eingang. Links und rechts davon hielten zwei steinerne Gestalten Wache, denen Frost und Regenfälle arg zugesetzt hatten. Die nasenlose Steinfigur auf der linken Seite starrte mit hohlen Augen traurig auf

die beiden Besucher. Viel glücklicher sah sein Kumpan rechterhand auch nicht aus – erbittert und verwitert drohten die Wächter jedem unbefugten Eindringling.

Die massive Außenwand der Krypta bestand aus grauen Steinquadern, das Dach aus dunklen Schieferplatten. Efeu umwucherte die Begräbnisstätte, dazwischen breiteten sich Moosfladen aus, als wolle die Natur das Bauwerk verschlingen. Die über ihnen in den Baumkronen rauschenden Blätter der Eichen klangen wie das Flüstern der Verstorbenen.

»Gruselig hier. Was hast du vor?«, raunte Tuni so leise, als befürchtete er, die Toten aufzuwecken.

Obwohl die Atmosphäre dieses Ortes auch sie beeindruckte, lautete die Antwort: »Hineingehen, was sonst.« Sie untersuchte den wuchtigen Stein, der den Eingang verschloss. Die Form erinnerte an ein gewaltiges Mühlrad, das vor die Tür gerollt worden war. Unwillkürlich musste sie an das Grab Jesu Christi denken – eine Gruft, die ebenfalls durch einen großen Stein verschlossen worden war.

»Die Bewohner der Krypta werden allesamt ziemlich tot sein. Meinst du wirklich, du findest dort drin Antworten auf deine Fragen?«

»Mag sein, doch das Quietschen des Eisentores, das Rauschen der Blätter ... Meine Ohren entsinnen sich. Hier bin ich schon einmal gewesen. Ich spüre es – dieser Ort birgt ein Geheimnis, vielleicht mein Geheimnis. Ich muss es ergründen, dafür sind wir hier. Wie zur Bestätigung spürte sie ihr Herz hämmern. »Ich muss hinein.«

»Ein unheimlicher Ort, er macht mir Angst. Es kommt mir vor, als stünden wir auf der Schwelle von der Welt der Lebenden zur Welt der Toten. Den Frieden der Verstorbenen sollten wir nicht stören.« Tuni verzog den Mund.

»Ich verstehe dich, du musst nicht mit hineingehen, warte einfach hier auf mich.«

»Noch reden wir über ungelegte Eier, denn der Eingang ist fest verschlossen. Um in die Krypta zu gelangen, muss der Stein zur Seite gerollt werden. Und zwar hier entlang – sieh die Spur.« Der Barde deutete auf eine Vertiefung im Boden. Er trat einen Schritt vor und presste seine Handflächen auf den rohen Stein. »Mal sehen, ob sich was bewegt.«

Schon begann Tuni sich abzumühen. Sie betrachtete seine schmalen Schultern, die dünnen Oberarme und die zerbrechlichen Handgelenke. Prima Voraussetzungen, um Kindern zärtlich über den Kopf zu streichen. Oder

einer Laute über die Saiten. »Komm, pack mit an – mit vereinten Kräften geht es vielleicht«, stöhnte er mit vor Anstrengung verzerrtem Gesicht.

»Mach mal Platz«, sagte sie.

Der Barde richtete sich auf, seine Brust hob und senkte sich, als hätte er gerade zwei Wälder abgeholzt. »Wenn du es besser kannst ...«

Weibsbild trat vor, griff mit beiden Händen auf die obere Kante des Steinrades, spannte die Armmuskeln an und rollte es mit einem Ruck zur Seite, sodass sich ein schmaler Spalt auftat – groß genug, um sich hindurchzuquetschen.

»Ich habe den Stein schon mal für dich gelockert«, erklärte Tuni.

»Na klar, danke.«

»Sollen wir wirklich hinein?«

»Ich auf jeden Fall, denn mir ist klar geworden, dass ich auf gewisse Weise mit diesem Ort verwoben bin.« Sie zeigte auf den Spalt. »Ich muss mich da drin umsehen. Wartest du hier auf mich?«

»Ich habe gesagt, ich begleite dich, also begleite ich dich. In guten wie in schlechten Zeiten.« Er grinste mutig.

Wieder einmal verhielt sich der Barde heldenhafter, als sie es ihm zugetraut hatte.

In diesem Augenblick schob er nach: »Aber ich überlasse dir den Vortritt – natürlich aus reiner Höflichkeit.«

Dies tat ihrer vorherigen Einschätzung nur einen klitzekleinen Abbruch.

Seitwärts zwängte sie sich am Steinrad vorbei in die Krypta. Ihre Augen glühten vor Aufregung. Feuchte Luft schlug ihr entgegen, wie auch ein schwerer, erdiger Geruch. Wie zuvor bereits die Ohren signalisierte ihre Nase, dass sie sich hier auf bekanntem Terrain bewegte. Ihre Sinne erinnerten sich besser als ihr Gehirn.

Das spärliche durch den Spalt einfallende Tageslicht beleuchtete einen Teil der Kammer, in deren Mitte sich zwei Sarkophage befanden. Weibsbild griff wie selbstverständlich nach links und zog eine Fackel aus einer Vertiefung im Boden. Sie kniete nieder und entzündete sie mittels Feuerstein und Zunder aus ihrer Gürteltasche.

»Der Ort scheint dir wahrlich nicht fremd zu sein«, brummte der Barde neben ihr.

»Ehrlich, es nebelt mir im Kopf herum. Bis eben hatte ich keine Ahnung, wie sich die Gruft öffnen lässt.«

Die Fackel in ihrer Hand knisterte ungeduldig. Gemeinsam umrundeten

sie die Steinsärge und untersuchten sie auf Inschriften oder Verzierungen, ohne allerdings das geringste Anzeichen zu finden.

»Namenlos wie du«, stellte Tuni fest.

Bis auf zwei Kerzenstummel in einer Nische gab es nichts zu entdecken.

»Das kann doch nicht alles sein.« Tuni ging die Wände entlangtastend tiefer in die Gruft hinein. »Dieser Teil der Kammer ist in den Fels geschlagen. Massives Gestein, hier geht es unmöglich weiter.«

Sie nickte. »Ziemlich großer Aufwand für so ein Kämmerchen. Oftmals täuscht das Offensichtliche. Wir übersehen etwas.«

Der Barde schüttelte den Kopf. »Nein, mehr gibt es hier nicht.«

»Und was ist mit den beiden?« Sie deutete auf die Sarkophage.

Tuni drehte ihr sein kalkweißes Gesicht zu. »Du ... du willst die Dinger nicht wirklich öffnen.«

»Du sagst es doch selbst, mehr gibt es hier nicht. Deshalb dürfen wir nichts unversucht lassen.«

»Wir stören aber die heilige Ruhe der Toten. Du bist doch sonst so fromm.«

»Ach, die heilige Ruhe dürfen wir nicht so päpstlich nehmen. Jesus Christus ist auch wiederauferstanden.«

»Dennoch ist es mir lieber, wenn die Toten in ihren Gräbern bleiben. Zumal mir gerade die Worte des krächzenden Alten durch den Kopf gehen.«

»Bleiben sie ja, wir schauen nur hinein. Willst du den Deckel schon mal für mich lockern?«

»Nein, diesmal nicht.« Entschieden verschränkte er die Arme.

»Dann mache ich es allein, schließlich sollen die Toten auch nur meine Seele verfluchen.« Sie ging zum rechten Sarkophag und packte den Steindeckel. Mit einem mahlenden Geräusch rutschte er erstaunlich mühelos zur Seite und gab ein dunkles Loch frei. Die Fackel bleckte bereits, sie war alt und spendete nur unzureichend Helligkeit. »Wir brauchen mehr Licht. Zünde bitte eine Kerze an.«

Tuni holte die Stummel aus der Nische und hielt einen davon an die rotglimmende Fackel. Es dauerte einen Moment, bis der Docht brannte. Zögerlich näherte er sich dem Steinsarg. Im immer noch schummrigen Licht zeichnete sich nun im Inneren ein halb zerfallenes menschliches Skelett ab. Der Größe der Oberschenkelknochen nach handelte es sich um die Gebeine eines Mannes. Seine riesigen knöchernen Augenhöhlen starrten sie vorwurfsvoll an. Falls dem Toten während der Bestattung Grabbeigaben

mitgegeben worden waren, wie persönliche oder symbolische Gegenstände, dann waren sie längst gestohlen worden oder hatten sich in Staub aufgelöst.

»Leuchte mal den Boden aus«, sagte Weibsbild, deren Fackel nun endgültig erlosch.

Tuni beugte sich vor und schwenkte langsam mit der Kerze die Innenseiten des Sarkophages ab. »Alles tot«, fasste er zusammen.

»Das sehe ich!«, zischte sie, um nicht zu fluchen. So etwas gehörte sich nicht in einer heiligen Stätte. Missmutig schob sie den Deckel wieder zu.

Der zweite Steinsarg ließ sich ebenso leicht öffnen wie der erste. Sie wiederholten die Prozedur, Tuni leuchtete sorgfältig alle vier Wände ab.

Ihr Gesicht wurde noch länger. »Gähnende Leere. Keine Gebeine. Nicht einmal Staub oder Asche.«

»Hm. Sieh dir mal den Boden an, diese merkwürdigen kleinen Löcher – wie von Spitzmäusen.«

Sie nickte. »Doch die buddeln sich garantiert nicht durch massiven Stein. Wozu dienen sie? Darin kann man doch nichts verstauen. erinnert eher an ein Sieb als an einen Behälter.«

»Seltsam. Mir scheint, die sind gerade groß genug, um Finger hineinzustecken.«

Entgeistert sah Weibsbild den Barden an, dann beugte sie sich so weit vor, dass sie mit den Händen den Boden des Sarkophages erreichte. Mit der flachen Hand strich sie über die kleinen Öffnungen – ungefähr zwei Dutzend. Ohne weiter darüber nachzudenken, spreizte sie alle zehn Finger, so weit sie nur konnte. Wie von allein fanden Daumen, Mittelfinger und kleiner Finger der linken sowie Ring- und Mittelfinger der rechten Hand den Eingang in bestimmte Löcher. Ihre Finger verschwanden bis zum ersten Glied, dann stießen die Kuppen auf Widerstand. Sie drückte. Es klackte vernehmlich, schnell zog sie ihre Hände wieder heraus. Mit einem Knirschen klappte der Steinboden nach unten und gab ein dunkles Loch frei, in das eine eiserne Leiter hinabführte.

»Nein«, hauchte Tuni in die Grabesstille.

»Doch, hier geht es weiter. Danke, Tuni.«

»Danke wofür?«

»Du hast den Zugang schon mal gelockert, indem du die Löcher im Boden mit den Fingern in Zusammenhang gebracht hast. Sonst wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, meine Finger dort hineinzustecken.«

Tuni sagte: »Du wirst mir immer unheimlicher, zumal du ziemlich

treffsicher wusstest, mit welchen Löchern sich der Steinboden öffnen lässt.«

Erst jetzt wurde ihr bewusst, wie recht der Barde hatte. »Ich habe instinktiv gehandelt. Vermutlich habe ich das früher regelmäßig getan.«

Tuni stieß Luft aus. »Aus welchem Grund bist du damals regelmäßig in diese düstere Krypta eingedrungen und durch den Sarkophag in die Tiefe gestiegen?«

»Das gilt es herauszufinden. Wenn du jetzt das Wort Ghula in den Mund nimmst, fresse ich dich hier an Ort und Stelle auf.«

»Aber denken darf ich es?«

»Untersteh dich! Da fällt mir noch etwas ein.« Sie kletterte in den Steinsarg, beugte sich in den Schacht, griff nach links und tastete nach einem Eisenbügel. Als sie ihren Arm wieder hervorzog, hielt sie dem erstaunten Barden eine Laterne vor die Nase. Ein sanftes Schütteln erzeugte ein sanftes Schwappen. »Klingt nach genügend Öl«, kommentierte sie und entzündete kurzerhand den Docht mit Tunis Kerze. Helles, gleichmäßiges Licht fiel in die Öffnung mit der Eisenleiter, was für Weibsbild wie eine Einladung wirkte. Tunis Gesicht nach zu urteilen, sah er die Sache anders, verkniff sich jedoch jeden Kommentar.

Beide standen still. Beide waren still. Die Zeit stand still.

»Los geht's«, sprach sie sich selbst und dem Barden Mut zu. Ihre Beine verschwanden in dem Loch. Von allein fand ihr Fuß die erste Sprosse, in einer Hand hielt sie die Laterne, die andere griff nach dem Holm der Leiter. Langsam stieg sie in die Finsternis hinab. Tuni wartete einen Moment, um ihr nicht auf die Finger zu treten.

Sprosse für Sprosse wurde die Luft wärmer und die Dunkelheit dicker, selbst der Lichtschein der Laterne schien zu verblassen. Als die Leiter endete, knirschte Geröll unter ihren Füßen.

Irgendwo links tropfte Wasser, irgendwo rechts heulte der Wind.

Sie wartete, bis auch Tuni das Ende der Leiter erreicht hatte und sich fragend umsah. »Das glaubt mir keiner.«

Mit der Laterne voran folgte Weibsbild einem schmalen Gang. Auf einmal endete das Knirschen, und ihre Füße fanden Halt auf festem Untergrund. Ein prüfender Blick offenbarte, dass hier unten Steinplatten sorgfältig verlegt worden waren. Schritt für Schritt erkundeten sie das Untergeschoss der Krypta, wo sich eine neue Welt auftat mit Kammern, Nischen, Gängen und Schatten, wohin auch immer sie die Laterne schwenkte. Einige Wände bestanden aus rohem Stein, an anderen prangten Reliefs und Fresken, die

Geschichten aus längst vergangenen Zeiten erzählten.

An einer Dreierkreuzung wendete sie sich einer inneren Regung nachgebend nach rechts und folgte einem immer breiter werdenden Gang, der zu einer quadratischen Pforte führte. Dahinter tat sich eine geräumige Kammer auf. Überrascht blieb Weibsbild auf der Schwelle stehen, sodass Tuni beinahe in sie hineinstolperte. Rechts entdeckte sie zwei in den Stein gehauene Lagerstätten, die mit grauen Strohmatte ausgefüllt waren. In der Mitte stand ein Holztisch, um den sich vier Steine formierten, die als Sitzgelegenheiten dienten.

Tuni blickte sich um und stammelte: »Hier ... hier versammeln sich die To... Toten.«

»Ach was! Diejenigen, die hier hausten, waren sehr lebendig und brauchten Licht, Speis und Trank sowie bequeme Unterlagen zum Schlafen.« Sie deutete auf die Strohaufgaben sowie auf eine Kiste mit Tellern und Bechern aus Ton. In einer Nische darüber quetschten sich zwei weitere Öllaternen. »Mir stellt sich die Frage: Vor wem oder was haben sie sich wohl hier unten verkrochen?«

Tuni räusperte sich. »Du verstehst schon, dass du eine von ihnen gewesen bist, oder? Anders lässt sich dein Wissen über den Zutritt zu diesem Ort nicht erklären.« In einer Geste der Verzweiflung fasste er sich an die Stirn. »Was hast du mir eben selbst erklärt: Ein Ghul haust in Gräbern und ernährt sich am liebsten vom Fleisch der Toten. Verstehst du – die Geschichten des Alten und der beiden Frauen sind nicht frei erfunden. Du ... du ...«

»Fang nicht schon wieder damit an! Ich bin keine Ghula. Dämonen und Geister sind Hirngespinnste von abergläubischen Deppen, die sich vor jedem Schatten fürchten.«

»Aber du siehst schon ein, dass alles dafürspricht, dass dieser Ort eine Zeitlang dein Zuhause gewesen sein könnte?«

Der Barde drückte sich vorsichtig aus, um sie zu schonen, dabei konnte sie es nicht von der Hand weisen. Alles deutete darauf hin, dass er Recht behielt. Doch sie war noch nicht so weit, sie wollte es noch nicht wahrhaben.

»Einiges weckt Erinnerungen in mir, anderes kommt mir furchtbar fremd vor. Vielleicht hilft es, wenn ich meinen Kopf ein paar Mal gegen die Steinwände schlage.«

»Nicht nötig, denn es wird nicht helfen«, redete Tuni auf sie ein. Mit einer Stimme voller Trost und Zuversicht verkündete er: »Eine Krypta als Heimstätte. Wir sind deiner Vergangenheit ein Stück nähergekommen – auch

wenn sie anders ausfällt, als erwartet.«

»Was soll ich mit dieser Entdeckung nur anfangen?« Weibsbild seufzte. »Ich habe mich nach Normalität gesehnt, einer schnöden, langweiligen Vergangenheit. Stattdessen stehe ich jetzt hier in einer Grabkammer.«

»Es wird triftige Gründe dafür geben.«

»Nur gefallen uns diese oftmals nicht. Muss ich mich versteckt halten? Vor den Schergen des Bischofs? Vor den Dörflern?«

Vor mir selbst?, fragte sie sich.

Insgeheim hoffte Weibsbild immer noch, dass dem nicht so war und dass es für alles eine einfache Erklärung gab. Natürlich hatte sie hier gelebt, ihr Wissen über diesen Ort verriet sie. Sie beschloss, den Tatsachen ins Auge zu blicken.

Passend dazu forderte Tuni sie auf: »Komm, sehen wir uns weiter um.«

Abermals stand der Barde ihr in dieser besonderen Situation bei; es rührte sie, dass er treu an ihrer Seite blieb. Sein Mut spendete ihr Trost. »Das machen wir. Danke, Tuni.«

Nahezu gleichzeitig blieben ihrer beider Blicke an einer wuchtigen, eisenbeschlagenen Truhe in der Ecke hängen; genauer gesagt an deren Verriegelungsmechanismus in Gestalt einer Überfalle, bestehend aus einem massiven Bügel und einer Lasche mit einem klobigen Vorhängeschloss.

»Aus solchen Gegebenheiten sind Heldengeschichten gemacht. Gut versteckt in der Tiefe einer Krypta steht eine geheimnisvolle verschlossene Truhe. Ich kann mir kaum etwas Spannenderes vorstellen«, flüsterte der Barde und befangerte das Vorhängeschloss. »Aber ohne passenden Schlüssel werden wir sie nicht aufkriegen.«

»Hier, halte mal die Laterne.«

Tuni tat wie ihm geheißen und leuchtete. Weibsbild kniete sich neben die Truhe und umfasste das Schloss mit Fingern und Daumen. Dann drehte sie das Handgelenk. Es knirschte lediglich. Sie erhöhte den Druck, und mit einem Knacken zersprang das Vorhängeschloss in seine Einzelteile.

»Wie hast du das bloß wieder angestellt?«

»Das Eisen war schon ziemlich durchgerostet und brüchig.« Die Antwort klang halbherzig, doch für weitergehende Erläuterungen fehlte ihr die Geduld. Und wenn sie ehrlich war, auch eine gescheite Erklärung. Sie klappte den Deckel auf. Gespannt beugten beide ihre Köpfe über die Truhe. Leer. Das große, rechteckige Nichts gähnte sie höhnisch an.

»Das habe ich mir anders vorgestellt«, sagte Tuni. »Vor allem mit mehr

Inhalt.«

Weibsbild schüttelte den Kopf. »Wer verriegelt eine leere Truhe?«

»Vielleicht besitzt sie einen doppelten Boden«, mutmaßte Tuni und klopfte Selbigen sorgfältig mit den Fingerknöcheln ab. »Nein, kein Hohlraum, nur massives Holz.«

»Und hier oben?« Sorgfältig vollführte Weibsbild die gleiche Prozedur beim offenstehenden Deckel, doch auch dort fand sich keinerlei Möglichkeit, ein geheimes Fach unterzubringen. Eine Untersuchung der Seiten brachte dasselbe Ergebnis. »Wenn ich mich an einen deftigen Fluch erinnern könnte, würde ich den jetzt rausschmettern.«

»Heißt es nicht in der Bibel: Derselbe Mund sollte nicht Segen und Fluch aussprechen?«, fragte Tuni.

Einmal mehr überraschte er sie. Sie fühlte sich ertappt. »Vollkommen richtig. Woher weißt du so was?«

»Auf seine Art war mein Vater überaus gläubig.« Er verzog das Gesicht.

»Was nun?«, fragte sie. Zum ersten Mal seit Betreten der Krypta fühlte sie sich ratlos. »Bis auf leere Särgе und leere Kisten haben wir nichts gefunden.«

»Wir sind noch längst nicht fertig«, tröstete Tuni.

Mit eisernem Willen suchten sie die Kammer nach weiteren Hinweisen auf ihre Vergangenheit ab, doch außer inhaltsloser Nischen hielt diese nichts für sie bereit. Hier, in der Tiefe der Erde, war es erstaunlich warm und trocken, sodass ihr der Gedanke, eine Zeitlang hier unten gelebt zu haben, nicht mehr völlig absurd vorkam.

Tuni schritt zur gegenüberliegenden Wand, in die ein schmaler Durchgang eingearbeitet war, und bog um die Ecke. Verdächtig lange blieb der Barde verschwunden. Gerade als sie nach ihm sehen wollte, tauchte er wieder auf. »Ein Abort. Lange nicht benutzt ... und bis vor wenigen Momenten hat es dort kaum gestunken«, erklärte er.

Sie verzichtete darauf, weitere Details in Erfahrung zu bringen. Nach wie vor knabberte sie an der Enttäuschung, keine brauchbaren Hinweise zu finden. Was mochte die große Truhe wohl beherbergt haben?

»Gehen wir zurück und untersuchen die anderen Gänge«, schlug Tuni vor.

Ein letzter Blick in die wohnliche Kammer, dann marschierten sie zur Dreierkreuzung und hielten sich links. Auf dem abschüssigen Weg trafen sie auf eine Wandhalterung mit drei Fackeln. Tuni zog eine heraus und entzündete sie. Der schmale Gang führte sie in noch tiefere Gefilde. Ihre Schritte erzeugten ein Echo, wozu sich Tunis gelegentliches Schnaufen

gesellte. Keiner der beiden versuchte sich an einer Unterhaltung, vielleicht um den Frieden der Toten nicht zu stören. Passend dazu presste der Barde die Lippen zusammen. Ob er sich fürchtete? Selbst in dieser beklemmenden Umgebung verspürte Weibsbild keine Spur von Angst. Eher Ärger über die Tatsache, dass sie sich nur scheinbar an etwas erinnerte, selbst an Orten, die ihr vertraut sein mussten. Vielleicht kommt eines Tages der große Donnerschlag, der alles in ihrem Kopf wieder an seinen rechten Platz rückte.

Nach langer Zeit rauschte ihr wieder ein Bibelvers durch den Kopf. *Du aber, HERR, bleibst ewiglich und dein Gedächtnis für und für.* Gedanklich fügte sie hinzu: Erbarme dich und hilf meinem Gedächtnis.

Weibsbild fasste neue Zuversicht. Sie durchschritten einen Rundbogen und blickten sich staunend in der quadratischen Grabkammer um. Trotz der spärlichen Beleuchtung machte die prunkvolle Gestaltung deutlich, dass sie den Hauptraum der Krypta gefunden hatten. Erhöht in der Mitte thronte ein riesiger Sarkophag, um den vier weitere sternförmig angeordnet waren. Doch zunächst richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die kunstvoll geknüpften Wandteppiche rundherum. Neugierig drehte Weibsbild den Docht der Laterne höher. Die Kunstwerke waren bestens erhalten, die Farben leuchteten, wodurch die Bilder frisch und lebendig wirkten. Mit offenstehendem Mund bewegte sich Tuni von einer Wand zur anderen und bewunderte die biblischen Motive. Auf jedem Wandbehang bildete Jesus den Mittelpunkt. Beim ersten lag er in der Krippe, um ihn herum Maria und Josef sowie die Heiligen Drei Könige, das zweite zeigte seine Taufe durch Johannes den Täufer, und daneben folgte eine Szene, wo er allein und voller Zweifel im Garten Gethsemane kniete. Auf dem nächsten Kunstwerk umgaben ihn seine Jünger beim Abendmahl, und der letzte Wandteppich zeigte Jesus nach seiner Wiederauferstehung. Allen Bildern gemein war ein breiter Rahmen, in den abwechselnd ein Engel, ein Löwe, ein Stier, ein Adler und ein Wolf gewebt worden waren.

»Diese Wandteppiche sind wunderschön. Einzigartige Kunstwerke.« Tuni staunte in die Totenstille hinein. »Was bedeuten die Tiere und der Engel auf den Rahmen?«

»Ich denke, sie symbolisieren die vier Evangelisten, die die Geschichte Jesu nacherzählt haben. Der Engel steht für Matthäus, der Löwe für Markus. Mit dem Stier wird Lukas in Verbindung gebracht und Johannes mit dem Adler. Nur den Wolf kann ich nicht zuordnen – daher habe ich mir noch keine abschließende Meinung gebildet.«

Tuni hob die Fackel. »Schau mal hier, auf dem Bild mit der Auferstehung ist ein Wolf zu sehen.«

Weibsbild betrachtete den Wandteppich genauer. Er zeigte den in weißes Leinen gehüllten Gottessohn, dem ein Wolf zu Füßen lag.

»Der guckt aber merkwürdig«, meinte Tuni.

Sie betrachtete das Gesicht des Gottessohnes. »Jesus ist gerade wiederauferstanden«, sagte Weibsbild. »Da würdest auch du merkwürdig dreinschauen.«

»Ich meine den Wolf.«

Sie richtete ihr Augenmerk auf das Tier. »Er starrt die Kreuzigungswunden an, die Nagellöcher an Händen und Füßen sowie den Stich in die Seite. Merkwürdig, meines Wissens hatte Jesus keinen Hund und einen Wolf schon gar nicht.«

»Wie dem auch sei ...« Fasziniert trat Tuni vor und strich behutsam über eine Ecke des Teppichs. »Die sind bestimmt sehr alt und dafür erstaunlich gut erhalten. Vermutlich, weil es hier unten konstant trocken bleibt, und kein Tageslicht einfällt, das die Farben ausbleicht. Lass uns jetzt den Sarkophag begutachten.«

Das Bauwerk aus weißem Marmor strahlte eine sakrale Erhabenheit aus. Auf der Oberseite hatte ein Steinmetz ein wahres Meisterwerk verewigt: Mit ausgebreiteten Armen stand Jesus neben einer schlafenden Frau.

»Das könnte Maria aus Magdala sein«, überlegte Weibsbild. »Vielleicht gibt die Inschrift am Fußende des Sarges Aufschluss darüber.« Gemeinsam beleuchteten sie die säuberlich eingravierten Lettern.

”כאן שוכבת פרומה, בת מרגלית”

נולד בשנת 120, נפטר בשנת 334

»Was sind das für seltsame Schriftzeichen?«, flüsterte Tuni.

»Hebräisch«, antwortete Weibsbild.

»Hebräisch? Sag nicht, du kannst das lesen.«

»Ich kann das lesen.« Die Schriftzeichen flogen ihr entgegen. »Es bedeutet: Hier ruht Fruma, Tochter der Margalit, geboren 120, gestorben 334.«

Tuni atmete hörbar ein und langsam wieder aus. »Dann ruht sie aber schon

seit weit über tausend Jahren hier. Und ...« Er unterbrach sich kurz, »... und die Gute wäre 214 Jahre alt geworden. Ist das nicht ein bisschen viel? Bestimmt vertust du dich mit deinem Hebräisch.«

»Du hast doch Augen im Kopf. Auch für dich sind die Zahlen deutlich erkennbar. Meine Übersetzung stimmt!«

»Du musst nicht gleich patzig werden, wenn ich etwas hinterfrage.« Tuni betrachtete die Inschrift erneut. »Langsam beginne ich zu glauben, dass du mehr vergessen hast, als ich je lernen werde. Aber wie erklärst du dir das biblische Alter der Dame?«

»Ich gebe zu, ich weiß es nicht. Habe ich wohl vergessen.«

»Vielleicht handelt es sich um ein Sammelgrab, und es sind vier oder fünf Generationen von Frumas hier bestattet.«

»Unwahrscheinlich, denn dann würden diese Familienmitglieder bestimmt erwähnt werden. Aufgeführt ist zusätzlich jedoch nur der Name Margalit. Wer könnte diese Frau gewesen sein? Wir sind hier, um Antworten zu meiner Vergangenheit zu finden und stolpern über einen Haufen neuer Fragen über ganz andere Personen. Sehen wir uns die kleineren Steinsärge an.«

Der Barde nickte.

Bei den hebräischen Inschriften an den Fußenden handelte es sich um Vornamen. »Leah, Abigail, Ruth und Esther«, las sie laut vor.

»Sagt dir einer der Namen etwas?«, fragte Tuni.

»Leider nein.«

»Willst du etwa wieder einen der Särge öffnen?«

Instinktiv schüttelte Weibsbild den Kopf. »Ich denke, hier unten ist das keine gute Idee. Anders als die Steinsärge oben sollte diese heilige Stätte unangetastet bleiben. Sie flößt mir Respekt ein.«

Darüber schien Tuni erleichtert. »Wer hat diese Krypta gebaut und wer sind diese Frauen? Ist es dir aufgefallen, du hast nur weibliche Namen vorgelesen.«

»Vielleicht ein Zufall.«

»Fünf tote Damen und eine Schatztruhe ohne Schatz. Grabe mal tief in deinem Gedächtnis, vielleicht fällt dir dazu etwas ein.« Die Flammen der Fackel ließen den Barden älter aussehen. Und weiser und entschlossener.

»Wo du gerade die Kiste ansprichst ... da regt sich tatsächlich etwas in mir. Schon die ganze Zeit über spukt sie in meinem Kopf herum. Kehren wir noch einmal dorthin zurück.«

»Ich fürchte, die wird immer noch leer sein«, orakelte der Barde. »Aber

sei so nett und vermeide Wörter wie spuken, solange wir hier unten sind.«

Hatte sie diesen kindsköpfigen Barden kurz zuvor wahrhaftig in die Nähe von Weisheit und Entschlossenheit gerückt?

Sie verließen die Gruft und folgten dem Gang nach oben zur Wohnkammer.

Als sie erneut in die offenstehende Truhe starrten, sagte Tuni: »Ich denke, jemand ist mit dem Inhalt verduftet. Vielleicht sogar du selbst, du weißt es nur nicht mehr.«

Den Barden ignorierend packte Weibsbild mit beiden Händen die Vorderwand der Truhe und zog energisch daran. Protestierend schabte die Kiste über den Stein. Weibsbild trat zurück und wiederholte die Prozedur so lange, bis ein graues Rechteck den Platz kennzeichnete, an dem die Truhe eben noch gestanden hatte. Sie wusste nicht genau, woher diese Eingebung rührte, jedenfalls besah sie sich besagte Stelle genauer. Schon kniete sich Weibsbild hin und fingerte an einer schmalen, in den Boden eingearbeiteten Steinplatte herum.

Tuni staunte. »Nicht die Truhe birgt das Geheimnis, sondern der Boden unter ihr.«

Es gelang ihr das Kunststück, die Platte anzuheben, ohne sich zu klemmen oder einen Fingernagel abzubrechen. Ein Fach so groß wie ein Schubkasten tat sich auf und brachte ein zusammengerolltes Pergament zum Vorschein. In dem Moment, wo sie danach griff, drang von weit oben ein donnerndes Geräusch zu ihnen herunter.

Tuni fuhr herum. »Das ... das klingt als ob ...«

»... jemand das Steinrad vor den Ausgang gerollt hat«, vollendete Weibsbild Tunis Satz.

22 Erkenntnisse

»Die hier muss warten, sehen wir zuerst nach, was oben los ist.« In aller Seelenruhe verstaute Weibsbild die Schriftrolle in ihrem Wollwams, bevor sie das Geheimfach im Boden verschloss und die Truhe auf ihren angestammten Platz bugsierte.

Tuni konnte ihre Ruhe weniger nachvollziehen. Der Gedanke, lebendig in einer Gruft eingesperrt zu sein, verursachte bei ihm Herzrasen.

Während sie zur Eisenleiter zurückliefen, ertönten gleichmäßige, dumpfe Schläge. Sie stiegen hinauf und kletterten durch den Sarkophag in die Eingangskammer. Sofort wurde klar, dass sie richtig gelegen hatten – hier war es dunkel, der vorgeschobene Stein sperrte das Tageslicht aus und sie ein. Mit schnellen Handgriffen verschloss Weibsbild die Luke zur Eisenleiter, wobei sie vorher unterhalb des Sarkophags einige Stangen zurück an ihren Platz schob.

Ein paar Schritte später starrten sie auf das mächtige Steinrad, das den Ausgang blockierte. Die Übeltäter befanden sich noch vor der Krypta, denn eine tiefe Stimme drang zu ihnen. »Du glaubst, dass sie noch da drin sind?« Wenn Bären sprechen könnten, dann würden sie genau so klingen.

»Na klar, ich habe beobachtet, wie sie die Gruft geöffnet hat. Dann sind sie rein«, antwortete jemand etwa vier Tonleitern höher.

»Und du bist sicher, dass sie es war?«

»Natürlich. Blasse Haut, schwarze Haare, schlanke Statur – Irrtum ausgeschlossen«, piepste es als Antwort.

Eine dritte Person murmelte etwas Unverständliches.

»Du meinst also gesehen zu haben, dass sie den Stein ganz allein bewegt hat?«, fragte der Bär.

»Ganz richtig. Zuerst hat es der Hänfling probiert, ist aber kläglich gescheitert.«

Tuni verschwendete keine Zeit damit, sich zu ärgern, zu sehr war er mit Lauschen beschäftigt.

Brummbär brummte: »Wir drei haben es nur unter viel Mühen geschafft, den Eingang zu verschließen. Sie muss es sein – dabei dachten wir alle, die Ghula sei tot.«

Weibsbild riss die Augen auf und flüsterte: »Schon wieder dieses Wort. Die scheinen mich wahrhaftig für einen Dämon zu halten.«

Tuni antwortete mit gedämpfter Stimme: »Klingt sehr danach. Und ihre

Wiedersehensfreude hält sich in überschaubaren Grenzen. Es sind mindestens drei Männer, und die haben uns nicht ohne Grund eingesperrt.«

Als wollte er Tunis Worte unterstreichen, fuhr Brumbär fort: »Der Bischof hat richtiggelegen mit seiner Vermutung, dass sie an diesem Ort hier nochmal auftauchen wird. Einer muss ihn informieren und um Unterstützung bitten, denn allein werden wir nicht mit ihr fertig – zumal er sie unbedingt lebend will. Bis dahin dürfen wir sie nicht entkommen lassen.«

»Was passiert mit dem Hänfling?«

»Für den Bischof spielt er zwar keine Rolle, doch falls er mit der Ketzerin unter einer Decke steckt, sollten wir ihn hängen. Bestimmt hat sie auch ihn verhext. Entscheidend ist, dass sie dort eingesperrt bleibt, bis Verstärkung eintrifft.«

»Das kann dauern«, piepste der andere. »Wir könnten sie selbst unschädlich machen, zumal sie unbewaffnet sind. Wir sind schließlich in der Überzahl.«

»Du weißt doch, dass die Ghula nicht mit normalen Maßstäben zu messen ist. Also gehen wir lieber auf Nummer sicher und machen weiter. Hau noch ein paarmal drauf, der Pfahl muss ganz fest sitzen!«

Kurze Zeit später drangen erneut laute, dumpfe Schläge wie von schwerem Eisen auf Holz zu ihnen hinein. Als Tuni klar wurde, was die Männer taten, war es bereits zu spät. Der Pflock, den sie an den Mühlstein getrieben hatten, sollte dafür sorgen, dass er unmöglich zur Seite gerollt werden konnte. Es raunte Weibsbild zu: »Jetzt ist der Stein nicht mehr zu bewegen. Du scheinst wahrlich des Bischofs Liebling zu sein.«

»Ich kann mir keinen Reim auf das Ganze machen.«

»Eines ist sicher. Deine Krittelei am Ablassverkauf in der Kirche von Quellfels fand erst nach den Geschehnissen in Krümeln statt. Entweder der Bischof hat dich bei eurem dortigen Aufeinandertreffen nicht erkannt oder noch nie zuvor gesehen, obgleich er dich bereits hat jagen lassen. Ich denke, hier hat alles angefangen. Weshalb bist du so wertvoll für ihn und was rechtfertigt den gewaltigen Aufwand, den er betreibt, um deiner habhaft zu werden?«

Die willensstarke, unzählbare Frau neben ihm wirkte im Licht der Laterne plötzlich schwach und kleinlaut. »Wenn ich das nur wüsste, Tuni.«

»Dich will er lebend, das ist die gute Nachricht. Mich hingegen wollen sie aufknüpfen.« Seine Stimme klang angsterfüllter als beabsichtigt.

Schon kehrte Weibsbilds alte Entschlossenheit zurück. »Wir kommen hier

raus, Tuni. Ich passe auf dich auf.«

Wundersamerweise glaubte er ihr, oder er vertraute zumindest ihrem unbedingten Willen, ihn zu beschützen. Ob dies ausreichte, würde sich herausstellen.

»Wir müssen etwas unternehmen, bevor sich da draußen noch mehr Feinde versammeln, die es auf mich abgesehen haben«, sagte sie.

»Es würde enorm helfen, wenn dir auf einmal einfiel, dass es einen zweiten Ausgang gibt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, damit kann ich nicht dienen.«

Er konnte es drehen und wenden, wie er wollte, sie saßen in der Falle – mit wenig Hoffnung und noch weniger Nahrung und Wasser.

Mitten in seine Verzweiflung hinein rief Weibsbild laut: »Ihr da draußen, rollt den Stein zur Seite. Lasst uns reden!«

»Hörst du? Sie meint uns«, piepste es. So würden Mäuschen reden.

»Wen sonst. Aber es heißt, sie sei verschlagen und hinterhältig, daher dürfen wir nicht auf sie hören«, meinte Brummbär. Lauter fügte er hinzu: »Ihr bleibt so lange eingesperrt, bis die Soldaten eintreffen.«

»Ihr klingt wie Bewohner des Dorfes«, rief sie.

»Das sind wir. Hast du gesehen, was aus unserem Krümeln geworden ist? Das ist deine Schuld und dafür wirst du büßen, Ghula.«

»Nicht ich bin dafür verantwortlich, sondern die Söldner des Bischofs, die in euer Dorf eingefallen sind und die Kirche zerstört haben.«

Brummbär antwortete: »Ja, aber nur weil du den Priester verhext hast. Der arme Mann war nicht mehr Herr seiner Sinne. Du bist die Wurzel allen Übels.«

»Das ist nicht wahr!«

»Über Wahrheit und Lüge entscheidet die Gerichtsbarkeit. Wir liefern dich nur aus.«

»Rollt den Stein zur Seite, dann klären wir unsere Unstimmigkeiten wie vernünftige Menschen. Ich werde euch nichts antun«, versprach Weibsbild.

»Richtig, du wirst uns nichts antun, weil du eingesperrt bleibst«, lautete die Antwort.

»Allmählich werde ich ärgerlich. Öffnet die Gruft. Ich bin nach Krümeln zurückgekommen, um nach der Wahrheit zu suchen, und wenn ihr mir dabei helft, wird es euer Schaden nicht sein.«

»Auf dein Gewäsch fallen wir nicht rein«, brummte es. »Die Gruft bleibt verschlossen, bis die Männer des Bischofs eintreffen.«

»Überlegt doch mal: Einer von euch müsste nach Mühlwehr reisen und Verstärkung holen. Bis dann die Schergen des Bischofs hier eintreffen, vergeht eine ganze Woche.«

»Na und? Wir haben Zeit.«

»Aber ich nicht, und langsam verliere ich die Geduld«, schimpfte Weibsbild. »Wir kommen jetzt raus. Macht Platz, damit ihr euch nicht verletzt. Dann reden wir weiter.«

Die Geräusche eines hellen und eines tiefen Lachens drangen in die Krypta. »Die Ghula ist verrückt.«

Auch Tuni rätselte, was Weibsbild vorhatte.

Mittig vor dem Steinrad suchte sie sich einen festen Stand und stemmte sich mit der Schulter dagegen. »Macht Platz da draußen«, rief sie.

Abermals erntete sie amüsiertes Gegröle von Bär und Maus.

Ein sinnloses Unterfangen. Tuni kam es so vor, als versuchte Weibsbild einen Berg zu verrücken. Und genau das tat sie. Mit aller Kraft und vor Anstrengung verzerrtem Gesicht drückte sie gegen den Stein – unterstützt durch eine gehörige Portion Wut und Entschlossenheit. Unendlich langsam wie in einem bösen Traum, in dem man vor einer großen Gefahr flüchtete und sich dabei kaum von der Stelle bewegte, gab das Steinrad eine Daumenbreite nach. Durch den winzigen Spalt oberhalb fielen erste Lichtstrahlen.

»WAS IST DAS?«, brüllte es von draußen.

Als das Steinrad den Kippunkt erreichte, ging alles ganz schnell. RUMMS! Die Erde vibrierte, als der Koloss nach vorn donnerte. Über welche ungeheuren Kräfte verfügte diese Frau? Tuni warf ihr einen verwunderten Blick zu, doch sie hatte keine Zeit, ihn aufzufangen. Blitzartig preschte sie vor, sprang auf die umgefallene Steintür und stürzte sich auf die Gegner. Dabei buhte sie wie ein verrücktes Gespenst. Das gleißende Tageslicht blendete Tuni, er blinzelte hin, er blinzelte her. Wie vermutet hatten sich drei Männer vor der Krypta postiert. Im wahrsten Sinne des Wortes, denn sie bewegten sich vor lauter Schreck nicht von der Stelle. Bevor Tuni die neue Situation erfassen konnte, streckte Weibsbild bereits den kräftigsten der drei Kerle mit einem Faustschlag nieder. Derweil kehrte das Leben in ein dürres Männlein zwei Schritte links von ihr zurück. Er zog einen Langdolch aus seinem Gürtel. Noch bevor Tuni *Achtung* rufen konnte, umklammerte sie bereits die Waffenhand des Mannes und verdrehte ihm den Arm, sodass er die Klinge mit einem Schmerzensschrei fallenließ. Sie stieß ihn zu Boden

neben den anderen. Der dritte im Bunde flüchtete wieselartig in Richtung Kirchenruine.

Vor lauter Aufregung keuchte Tuni. Beschämend – er hatte nur zugesehen und war mehr außer Atem als Weibsbild.

Im Bemühen, sich von dem Schlag zu erholen, wackelte der Kräftige langsam mit dem Kopf. Der Kleine lag mit vor Angst aufgerissenen Augen daneben und traute sich kaum, Luft zu holen. Weibsbild stützte sich mit den Armen auf die Knie, während sie sich über die Männer beugte. Die pressten sich auf den Boden, als wollten sie dort tief versinken, um sich vor ihr in Sicherheit zu bringen. In ihren Gesichtern spiegelte sich das blanke Entsetzen, als sie Weibsbild anstarrten. In der Krypta hatte sich Tuni eine Truppe bis an die Zähne bewaffneter, blutrünstiger Krieger vorgestellt. Jetzt, wo er ihnen gegenüberstand, entpuppten sie sich als zwei ... er überlegte. Obstpflücker?

»Entspannt euch. Lasst uns reden.« Weibsbild blickte auf sie hinunter wie auf Schlachtvieh.

»Bitte verschone uns«, brummte der Kleine.

Beinahe hätte Tuni gelacht. Dieses Männlein hatte ihn einen Hänfling genannt?

Der kräftige Kerl rieb sich seine Schläfe, dann flehte er mit Piepsstimme: »Lass uns in Ruhe. Wir wollten nur das Richtige tun – für unsere Familien und unser geschundenes Dorf.«

»Raus mit der Sprache – warum habt ihr solche Angst vor mir?«

Beide brachten vor lauter Zittern kein Wort heraus.

»Redet!«

»Ihr ... seid die Ghula!«, piepste der Kräftige sein Entsetzen heraus.

Diese Antwort trug nicht dazu bei, Weibsbild zu besänftigen. »Wie kommt ihr auf einen solch abstrusen Gedanken?«

»Eure ... Taten beweisen es. Wie anders als mit dämonischer Macht habt ihr den Stein bewegen und euch aus der Krypta befreien können?«, warf der Brummbär ihr vor.

Keine schlechte Argumentation, erkannte Tuni.

»Ich hätte euch töten können, habe euch aber verschont. Ihr berichtet mir nun haargenau, was sich damals an diesem Ort zugetragen hat.« Mit grimmiger Miene verlieh sie ihrer Aufforderung Nachdruck.

Tuni hob den Langdolch des Kleinen auf. Er verstand nicht viel von Waffen, erkannte aber sofort, dass dieses plump geschmiedete, klapprige

Stück Eisen kaum für den Kampf taugte.

Die Kräftige schwieg trotzig.

Der Kleine hielt sich den Arm und begann zu brummen: »Die Ghula ... ist für die Misere verantwortlich.«

»Du sprichst von mir?«, knurrte Weibsbild.

Er ignorierte die Frage, offensichtlich wollte er sie nicht noch weiter reizen. »Es heißt ... die Ghula habe unserem Priester Anselm den Kopf verdreht. Mehr wissen wir nicht, wir sind nur zwei einfache Feldarbeiter, lass uns gehen.« Er streckte ihr die Innenseite beider Hände entgegen, als baute er damit einen wirksamen Schutzschild gegen sämtliche bösen Geister dieser Welt auf.

»Dem Priester den Kopf verdreht? Wie kommst du dazu, solch einen Bockmist zu behaupten. Und was meinst du überhaupt damit ...« Weibsbild befand sich nach wie vor in Angriffs-laune. Wie ein Racheengel funkelte sie die beiden von oben an. Endlich stand sie zwei leibhaftigen Menschen aus ihrem alten Leben gegenüber und konnte sie aushorchen. Jedoch trug ihr schroffes Verhalten sowie der aus ihr heraussprühende Zorn nur dazu bei, die beiden in ihren Vorurteilen zu bestärken, anstatt sie auf ihre Seite zu ziehen.

Wie eng liegen Dämonen und Racheengel beisammen?, fragte sich Tuni. Je länger er darüber nachdachte, desto enger.

»Antworte!«, zischte es.

Der Kleine sagte: »Es verhält sich so, wie ich sage.« Sein Gesicht verzog sich zu einer Schreckensmaske. »Unser Priester trug seinen Kopf verkehrt herum auf den Schultern. Das ganze Dorf musste es sich ansehen. Alle können es bezeugen.«

»So war es«, bestätigte der Kräftige. »Auch ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Der Priester ... splinternackt, bäuchlings auf dem Altar und ... er starrte an die Decke.« Die Erinnerung an diesen Anblick schüttelte ihn. »Laut Bischof ein Beweis, dass er sich mitten auf dem Gottestisch der Fleischeslust mit der Hexe hingegeben hatte. Bevor sie ihm dann den Kopf ...« Er schwieg.

Ob dieser Ungeheuerlichkeit entflochte Weibsbild nur ein Keuchen.

Es wurde Zeit dazwischenzufahren. »Mich hätten solche Bilder auch verschreckt«, erklärte Tuni. »Doch machen wir einen Schritt zurück – bitte helft mir, die Geschehnisse zu begreifen.« Er setzte ein unbefangenes Gesicht auf und wandte sich dem Kleinen zu. »Du hast meine Begleiterin erkannt, als sie mit mir in die Krypta ging. Folglich hat sie in Krümeln gelebt.«

Der Mann nickte stumm.

»Wo hat sie gewohnt?«

»Frag sie doch selbst!«, zischte Piepsstimme in erstaunlich tiefem Ton.

Ganz so einfach war es offenbar nicht, die angsterfüllten Männer zum Reden zu bringen. Er bedeutete Weibsbild, sich ein Stück zu entfernen. Sie verstand und trat zurück.

Tuni überlegte, wie Brunhild diese Unterhaltung führen würde. Er entgegnete: »Damit wir unser Wissen abgleichen können, würde ich gern von euch hören, wo sie gelebt hat. Ihr merkt doch, dass wir euch nichts tun, sondern die Geschehnisse zusammen aufarbeiten wollen.«

Die tief vor die Augen geschobenen Brauen des Kleinen rutschten ein Stückchen höher. »Na ja, die Frage ist nicht so leicht zu beantworten, denn es wurde gemunkelt, sie sei aus der Krypta direkt in des Priesters Bett gekrochen, und zwar letztes Jahr.«

Hinter sich hörte er Weibsbild nach Luft schnappen. Tuni warf ihr einen strengen Blick zu. »Mit anderen Worten: Sie hat in der jüngeren Vergangenheit mit dem Priester zusammen im Pfarrhaus gelebt?«

Er nickte eifrig. »Er hat behauptet, sie helfe ihm bei den vielen Aufgaben, die es zu erledigen gab – in der Kirche und sogar beim Ausheben von Gräbern auf dem Friedhof. Die beiden wirkten wie ein Paar. Es war offenbar dieser Frevel, der die Inquisition nach Krümeln gelockt hat.«

»Ja, auch wir kennen Bischof von Braunstein«, sagte Tuni ins Blaue hinein.

Der Kleine nickte. »Mehrere Male ist er persönlich in Krümeln aufgetaucht und hat nach der Frau im Pfarrhaus gesucht. Doch unser Priester hat sie anscheinend stets gut versteckt.« Er zögerte, bevor er ergänzte: »Was sehr verdächtig ist.«

»Stellen wir uns vor, der Priester habe sich tatsächlich mit ihr versündigt«, sagte Tuni. »So etwas kommt vor, wir sind alle nur Menschen. Wenn der Bischof jeder Verfehlung dieser Art persönlich nachginge, würde er sechshundert Tage im Jahr herumreisen.«

Die beiden starrten ihn an, hinter ihrer Stirn rumorte es.

Der Kleine überlegte laut. »Der Bischof war überraschend häufig hier. Und geholfen hat es nicht, ganz im Gegenteil. Bei seinem letzten Besuch hat er sogar unsere Kirche entweiht. Es war schrecklich. Als Erstes mussten wir alle Reliquien und sakralen Gegenstände verbrennen. Danach trug der Bischof in der Kirche ein Gebet rückwärts vor. Er schimpfte über die

schändlichen Handlungen auf dem Altar, die durch nichts wiedergutzumachen wären. Abschließend löschte er eine Kerze nach der anderen. Es war, als bliese er unserer Kirche das Lebenslicht aus.«

»Traurig«, sagte Tuni. »Das hat Krümeln nicht verdient.« Er meinte es so, wie er es sagte.

Für die beiden Dörfler schien er die richtigen Worte gefunden zu haben.

Nach einer geraumen Pause fragte Bärenstimme: »Was wissen wir eigentlich über die Ghula? Wenn ich es recht bedenke, begann unser Niedergang mit Erscheinen des Bischofs.«

Jetzt raffte sich auch der Kräftige auf und piepste etwas zur Unterhaltung bei. »Das Schlimmste war seine Söldnertruppe ... etwa zwei Dutzend Männer«, er schniefte bei der Erinnerung, »... sie brannten Kirche und Pfarrhaus nieder und verprügelten einige von uns.«

»Eine Frage zum Zeitablauf. Wann wurde die entstellte Leiche des Priesters gefunden?«

Piepsstimme wurde blass – das Thema war heikel. »Kurz bevor die Söldner gewütet haben.«

»Also erst nach den ersten Besuchen des Bischofs.«

Beide nickten.

»Wer hat den Priester gefunden?«

»Ich weiß es nicht. Rudolf, der Bäcker, hat es mir als Erster erzählt. An jenem Tag wurden alle Dörfler in die Kirche bestellt und mussten sich die Tragödie ansehen. Von Beginn an hieß es, die hexenhafte Ghula habe ihn getötet.«

»Behauptet wird immer schnell und viel. Das wissen wir alle«, sagte Tuni mit einem Lächeln. »Welche konkreten Zeugen oder Beweise gibt es dafür?«

Beide schüttelten den Kopf.

Der Kleine sagte: »Der Bäcker hat es vom Bischof erfahren. Und jeder, der einen Blick auf die Leiche geworfen hatte, wusste, dass dämonische Kräfte im Spiel gewesen sein mussten.«

Anstatt dies zu kommentieren, stellte Tuni lieber eine weitere Frage. »Hat irgendjemand aus dem Dorf den Toten untersuchen dürfen?«

»Das war nicht möglich, die Söldner hatten die Kirche sofort abgeriegelt.«

»Findet ihr das nicht verdächtig?«

»Aber nein, uns wurde gesagt, wer dieses tote, sündige Fleisch berührt, fällt der ewigen Verdammnis anheim.«

Nichts anderes hatte Tuni erwartet, er wusste sehr gut, was mit Köpfen

alles anzustellen war. »Euch wurden Schauergeschichten erzählt, um Nachfragen gar nicht erst aufkommen zu lassen. Ich werde euch sagen, was ihr bei einer Untersuchung des Leichnams vorgefunden hättet: einen Holzstab mit zwei Spitzen senkrecht durch den Hals in den Rumpf getrieben. Es ist ein Leichtes, darauf den abgeschlagenen Kopf zu spießen, natürlich verkehrt herum.«

»Aber ... wer tut so etwas? Und warum?«, fragte der Kleine. Überzeugt hatte Tuni ihn noch nicht, doch seine Skepsis gegenüber den Behauptungen der Obrigkeit wuchs sichtlich.

»Die Söldner waren es. Lasst uns gemeinsam das Warum herausfinden.« Er hielt Brumbär die Hand hin. »Ich bin übrigens Tuni, der Barde.« Als der sie ergriff, zog er ihn auf die Beine.

»Konrad«, stellte sich Brumbär vor.

Die gleiche Prozedur wiederholte Tuni mit Piepsstimme, wobei der mindestens doppelt so schwer war.

»Ich heiße Warek.«

»Kennt ihr den Namen meiner Begleiterin?«

Mit einem scheuen Seitenblick antwortete Konrad. »Ghula?«

»Sie ist eine Ghula«, präzisierte Warek. »Sogar unser Priester hat sie so gerufen.«

Oje, so kamen sie nicht weiter. »Setzen wir uns.« Tuni sah sich um und machte es sich auf dem umgestoßenen Türrad bequem, welches genau die richtige Höhe besaß. Die anderen folgten ihm. Die beiden Dörfler richteten ihre bis unter die Haarspitzen mit Misstrauen angefüllten Blicke auf Weibsbild.

»Sie wird euch nichts zuleide tun«, versprach Tuni, obgleich er seiner Sache nicht vollends sicher war. Worauf lief diese haarsträubende Geschichte nur hinaus? »Also Ghula – weil ihr sie für eine Ghula haltet.«

Zögerlich brummte Konrad: »Was soll sie denn sonst sein? Sie verfügt über dämonische Kräfte und ist schnell wie ein ...« Auf die Schnelle fiel ihm nichts Schnelles ein. Demonstrativ rieb er sich erneut die Schläfe. »... nicht zu vergessen, sie hat in einer Krypta gehaust. Was soll sie sonst sein?«

Warek bekräftigte dessen Worte durch vehementes Nicken. »Und wie gesagt, selbst Priester Anselm hat sie so gerufen. Wie erklärst du dir das?«

Das Eis wurde dünner. »Wir sind der Wahrheit auf der Spur«, tarnte Tuni seine Entgeisterung als Begeisterung. »Seit wann lebte die Frau, die ihr Ghula nennt, in Krümeln?«

»Solange ich denken kann. Als Kind haben mir meine Eltern schon gedroht: Wenn du nicht artig bist, sperren wir dich zur Ghula auf den Friedhof.«

Weibsbild knetete ihre Lippen, Tuni sah ihr Unglauben und Ungeduld an – beides wuchs beständig.

Es klang wie eine Lobpreisung, als Tuni feststellte: »Demnach ging es also jahrzehntelang gut, dieses wundersame Miteinander in Krümeln.«

Warek überlegte. »So gesehen stimmt das. Zwar machten stets jede Menge Gerüchte die Runde, doch nie gab es einen Zwischenfall. Und schon gar nicht ein solches Unglück wie in den letzten Monaten.« Sein Blick verdüsterte sich. »Was die Ghula aber zudem noch verdächtig macht ...«, er warf seinem Kameraden einen vielsagenden Blick zu, »...sie ist in der ganzen Zeit kaum gealtert. Sie sieht noch genauso aus, wie ich sie als Kind in Erinnerung hatte.« Er traute sich nicht, Weibsbild anzusehen, sondern starrte stur auf seine Füße.

»Manchen Menschen sieht man ihr Alter nicht an.« Tuni merkte selbst, wie blass er klang, doch diesen Punkt der Unterhaltung wollte er nicht vertiefen. »Wie ist Bischof von Braunstein eigentlich auf Krümeln aufmerksam geworden?«

»Wer ihm von der Ghula erzählt hat, wissen wir nicht. Doch früher oder später kommt jede frevelhafte Tat ans Licht. Der Bischof wollte wohl das schamlose Treiben beenden. Und die Dämonin zurück in die Hölle schicken.«

»Doch er hat sie weder getötet noch die Krypta zerstört. Ihr wisst es selbst – er will sie sogar unbedingt lebend. Wie passt das zusammen?«

»Darüber haben wir uns auch schon den Kopf zerbrochen«, erklärte Konrad eifrig. »Die Gruft steht noch, aber unsere schöne Kirche musste dran glauben.«

Die beiden waren klüger, als sie selbst von sich glaubten. Tuni beschloss, den nächsten Schritt zu versuchen. »Ihr bemerkt es doch selbst. Irgendwas an der Geschichte ist seltsam.« Er blickte die beiden Dorfbewohner an, wobei er Stirn und Nase runzelte. »Habt ihr nicht doch den Funken einer Idee, was nicht stimmen könnte?«

Warek piepste: »So ganz überzeugt war ich von den Anschuldigungen noch nie, da unser Priester Anselm ein ehrenhafter Mann Gottes gewesen ist.«

»Das kann ich bestätigen«, warf Konrad ein.

»Erzählt mehr von eurem Priester.«

»Er war bei allen Dörflern äußerst beliebt. Ein vertrauensvoller Kirchenvertreter. Seine Predigten haben getröstet und Zuversicht verbreitet«, erklärte Konrad. »Und er hat sich geweigert, Ablässe zu verkaufen.«

Kam es Tuni nur so vor, oder hielt Weibsbild den Atem an?

»Warum das?«, hakte er möglichst neutral nach.

»Seiner Meinung nach lässt sich Gott von uns Menschen nicht mit einem Stück Papier bestechen. Und der Teufel auch nicht. Deshalb ermunterte er uns stets, das Geld anderweitig auszugeben.«

»Gebt es lieber den Armen. Macht euch gegenseitig Geschenke, predigte er«, ergänzte Konrad.

»Ein eindrucksvoller Priester. Was lässt euch dennoch an ihm zweifeln?«

»Nicht irgendwer hat von diesen schrecklichen Dingen berichtet, sondern Bischof von Braunstein. Unser Bischof.«

Konrad hob die Hand. »Jetzt kommt mir der Gedanke, dass die Ablässe möglicherweise der eigentliche Grund waren, warum der Bischof hier aufgekreuzt ist. Er hat Anselm wegen seiner Weigerung, sie zu verkaufen, zur Rede gestellt. Und bei dieser Gelegenheit muss er von der Ghula erfahren haben, denn plötzlich begann er im Dorf Erkundigungen über sie einzuholen.«

»Merkt ihr, dass wir immer wieder beim Bischof landen?« Bevor sie sich weiter im Kreis drehten, fragte Tuni: »Wer aus dem Dorf könnte noch etwas zur Wahrheitsfindung beitragen?«

»Die entrückte Kandela«, brummte Konrad.

»Gute Idee. Wenn jemand mehr über die Ghula weiß, dann sie«, piepste Warek.

»Hier.« Tuni drückte ihm seinen Langdolch in die Hand. »Führt ihr uns zu ihr?«

Verblüfft nahm er die Waffe entgegen. »Und dann? Lasst ihr uns frei.«

»Ihr seid es bereits«, erklärte Tuni.

Stauend blickten die beiden Dörfler einander an.

»Und warum sollten wir jetzt nicht die Gelegenheit beim Schopf packen und ganz schnell weglaufen?«

Weibsbild sagte: »Weil ihr keinen Grund zu Flucht habt, keiner bedroht euch. Bitte helft, die Wahrheit zu ergründen. Wer ist denn diese Kandela?«

»Es heißt, als kleines Mädchen habe sie oft mit der Ghula gespielt. Doch ob sie sich daran noch erinnert ... es ist schon so lange her, zumal sie nicht

ganz richtig im Kopf ist.«

Weibsbild sagte: »Führt uns zu ihr. Ein letzter Gefallen, danach könnt ihr eurer Wege gehen. Versprochen.«

Die beiden nickten mit großen Augen, aus denen ein Großteil der Furcht verschwunden war.

Die beiden Dörfler schienen nicht zu bemerken, dass sie gerade dem Versprechen einer Ghula Glauben schenkten.

23 Das Vermächtnis

Sie verließen den Friedhof, indem sie einen Bogen um die Kirchenruine schlugen. Wie ein Strudel drehten sich die Gedanken in Weibsbilds Kopf. Die Erlebnisse an ihrem Heimatort könnten ruhig mal konkrete Erinnerungen hervorholen, doch je mehr sie in Erfahrung brachte, desto tiefer versank sie in einem Gefühl von Leere. Verzweifelt versuchte sie sich an den Priester zu erinnern, dem sie offenbar nahegestanden hatte. »Anselm, Anselm«, raunte sie seinen Namen vor sich hin, ohne etwas in ihrem Kopf zu bewirken.

Die jüngsten Erkenntnisse trugen nicht dazu bei, ihr Gemüt zu befrieden. Ganz im Gegenteil, womöglich sollte sie gar nicht danach streben, die Wahrheit über sich zu erfahren. Bei dem Gedanken kam ihr Tuni in den Sinn, der vor seinen Wurzeln weglief und behauptete, seine Vergangenheit lieber vergessen zu wollen.

Die Pferde fanden sie unversehrt am Zaun vor der Kirche vor. Aufmunternd klopfte Tuni zuerst auf Monds Hals, dann auf die Laute, die er an den Sattel gegurtet hatte.

Weibsbild fragte: »Wie viele Menschen leben noch in Krümeln?«

»Keine drei Dutzend«, antwortete Warek traurig. »Nach den schrecklichen Ereignissen sind die meisten in die Nachbarorte geflohen und versuchen dort, ihr Heil zu finden. Unser Dorf gilt als verflucht. Eine entweihte Kirche und hexenhafte Morde hinterlassen üble Spuren.«

Die beiden Dörfler führten sie quer durch Krumsal auf eine windschiefe Kate zu, deren Strohdach halb verschimmelt war. Der Laden des einzigen Fensters war geschlossen.

Konrad klopfte sacht an die Tür. Ob er befürchtete, das morsche Ding aus den Angeln zu brechen oder die Bewohnerin zu erschrecken, erschloss sich Weibsbild nicht.

Keine Reaktion.

»Kandela? Hörst du mich? Ich bin es, Konrad.«

Von innen krächzte es: »Wer ist ... Konrad?«

»Der Sohn vom Wiesen-Hubert.«

»Kenne ... ich ... auch nicht. Verschwinde.« Ihre Stimme klang schwerfällig, als hätte sie seit geraumer Zeit nicht mehr gesprochen.

Warek flüsterte: »Es hat seinen Grund, weshalb sie die Entrückte gerufen wird.«

»Es geht nicht um mich, sondern um ...« Konrad drehte Weibsbild den

Kopf zu und zuckte entschuldigend die Achseln. »Um die Ghula. Die aus der Krypta, weißt du. Sie steht neben mir.«

»Kenne ich auch nicht. Haut ab und kommt wieder, wenn ich tot bin.«

Vor Ungeduld platzend schob Weibsbild Warek zur Seite und rief durch einen Spalt: »Öffne die Tür und wirf einen Blick auf deinen Besuch. Das ist das Mindeste, was ich von dir erwarte.«

Die Stille in der Kate erfasste auch die vier Menschen vor der Tür. Selbst die beiden Pferde lauschten angestrengt.

Ein schabendes Geräusch ertönte, ein Riegel wurde aufgeschoben. Die Tür sprang von allein aus dem verzogenen Rahmen. Eine Frau, vielleicht ein halbes Jahrhundert alt, stand mit in die Hüften gestemmt Armen auf der Schwelle. Ihre Kutte strotzte nur so vor Dreck und hing steif an ihrem Körper herunter. Auch die Trägerin selbst hatte allem Anschein nach seit langer Zeit jegliche Berührung mit Wasser tunlichst vermieden. Ihre tiefen Falten boten dem Schmutz ein willkommenes Zuhause, die eingefallenen Wangen erinnerten an verwelkte Blumen. Ein fauliger Geruch schlug ihr entgegen. Sie dachte gar nicht daran, dem auszuweichen, während die drei anderen wie zufällig einen Schritt zurückmachten. »Sei begrüßt, Kandela«, sagte sie und atmete durch den Mund. »Erinnerst du dich an mich?«

Trübe, graue Augenlichter, die sich seit unzähligen Jahren nicht mehr für ihre Mitmenschen zu interessieren schienen, blinzelten teilnahmslos an ihr vorbei. Das Tageslicht schien sie zu schmerzen. Deutlicher konnte ein Nein nicht ausfallen.

»Verstehst du mich?«, fragte Weibsbild freundlich nach.

»Deine Stimme ...«, brachte die Alte unter Mühen hervor.

»Erinnern sich deine Ohren an mich?«, fragte Weibsbild.

Es brauchte seine Zeit, bis der Blick der Alten aus der Ferne zurück zur Kate und der Besucherin vor der Tür wanderte. Stück für Stück arbeitete er sich ihren Körper hoch und rupfte an ihr. Beim Kopf angekommen quollen ihre Augäpfel vor.

»Erkennst du mich? Konrad und Warek haben mir erzählt, dass wir früher Freundinnen gewesen sind.«

»Freundinnen? Was für ein fulminantes Wort.« Sie wiegte den Kopf hin und her. »War es in diesem Leben oder in einem anderen?«

»Als Mädchen wart ihr unzertrennlich«, brummte Konrad im Hintergrund.

»Als ich noch jung war?« Sie hob den Kopf und musterte Weibsbild erneut. Ein Flackern in den Pupillen, ein Zucken in den Falten, ein Zittern in

den Mundwinkeln. »Sturzel, die Ghula!«, flüsterte sie in einem Ton, der einen das Fürchten lehrte. »Ich kann es kaum glauben. Es ist einige Jahrzehnte her, dass du an diese Tür geklopft hast.« Sie trat zurück und blinzelte, diesmal jedoch aus Verwunderung. »Und doch hast du dich kaum verändert.«

Sturzel? War das ihr Name? Nein, so hieß niemand.

»Du erinnerst dich also? Wieso nennst du mich so?«

Kandela legte den Kopf in den Nacken und schloss die Augen. Plötzlich stieß sie ein wieherndes Gackern aus. »Das weißt du nicht mehr? Alle Dorfkinder nannten dich Sturzel, weil du ständig hingefallen bist. Keine drei Schritte weit bist du gekommen, ohne über deine eigenen Füße zu stolpern. Die waren stets schneller als dein Kopf. Oder umgekehrt.« Ihre Falten bebten. Schwerfällig verzogen sie sich und enthüllten weiße Linien zwischen all dem Schmutz. Das Ergebnis malte ein Schmunzeln in ihr Gesicht.

»Was weißt du sonst noch über mich? Sag es mir bitte.«

»Ich bin es leid, über Vergangenes zu sinnieren. Die Gegenwart ist empörend genug. Und die Zukunft währt nicht mehr lange. Lasst mich allein.«

Tuni trat hinter Weibsbild und flüsterte ihr ins Ohr: »Frag Kandela nach dem schönsten Erlebnis, das sie mit dir zusammen hatte.«

Was für eine vertrackte Frage, ging es Weibsbild durch den Kopf. Damit würde sie die Entrückte doch sicherlich restlos überfordern.

»Da muss ich nicht lange überlegen«, antwortete die Alte, die offenbar hören konnte wie ein Wüstenfuchs. Die Worte sprudelten nur so aus ihr heraus. »Ich entsinne mich genau an den heißen Sommer, als wir beide zum *Stillen See* gegangen sind, um uns abzukühlen. Wie wir unsere Kleider ablegten und ins Wasser sprangen. Die Dorfjungs haben uns heimlich beobachtet, doch uns war es egal. Die Deppen dachten, wir würden es nicht bemerken. Wenige Tage später lief die Sache umgekehrt. Wir kamen zum See, während die Burschen badeten. Sturzel schlich ans Ufer und stibitzte ihre Hosen.« Sie gluckste glücklich. Zum ersten Mal schien ihr Blick Weibsbild zu finden und sie wahrzunehmen. »Aber anstatt damit zu verschwinden, hieltest du sie in die Höhe und brülltest: ›Fangt mich doch, ihr Schlappschwänze!«. Die Jungs stürmten aus dem Wasser hinter dir her. Dreimal bist du um den See gerannt – mit der nackten Meute auf den Fersen. Hihi. Du warst viel zu schnell für sie. Obwohl sie von allen Seiten kamen, haben sie dich nicht erwischt. Was für ein Anblick. Seit diesem Tag bist du

nie mehr gestürzt oder gestrauchelt.« Die Alte rieb sich mit ihrem schmutzigen Ärmel die Augen trocken.

»Jaha!«, machte der Barde. »Das kann ich mir gut vorstellen.«

Weibsbild wusste nicht, wie ihr geschah, weil nichts geschah. Sie lauschte einer leibhaftigen Begebenheit aus ihrer Vergangenheit und nichts regte sich in ihr. Sie erinnerte sich nicht im Entferntesten an die Alte oder den See oder die Dorfjungen. Doch was sie als noch besorgniserregender empfand, war, dass ihr diese Sturzel fremd blieb. Schrecklich. Ihr war nicht nach Lachen zu Mute. Erneut beschlich sie das Gefühl, dass sie selbst hier in ihrem Heimatort nicht die gewünschten Fortschritte erzielen würde. Die Enttäuschung wühlte tief in ihr. Was musste geschehen, um ihre Erinnerungen zu wecken? Ein böser Verdacht regte sich tief in ihr: Was wäre, wenn ihr Gedächtnis nicht schlief, sondern vollends ausgelöscht war. Eine tote Vergangenheit, die lediglich in den verworrenen Köpfen anderer dahinsiechte.

Tuni fragte: »Demnach war sie schnell?«

»Pfeilschnell. Und stark, sie konnte eine Kuh hochheben. Selbst wenn die Jungs dich erwischt hätten, was wäre geschehen? Du hättest sie alle verprügelt. Wenn es drauf ankam, konnte sie kämpfen wie eine tollwütige Wildsau.«

»Das kann ich mir gut vorstellen.« Warek rieb sich das Handgelenk.

»Schon früh musste sie mit ihrem Vater Faust- und Schwertkampf üben. Sturzel wollte eigentlich gar nicht, doch ihre Mutter legte großen Wert auf Wehrhaftigkeit«, erklärte Kandela.

»Demnach kanntest du ihre Eltern?«, fragte der Barde.

»Der Vater starb früh. Ihre Mutter habe ich als nette Frau in Erinnerung. Einmal hat sie uns einen Kuchen gebacken. Auch sie ist uralt geworden.«

»Wo haben sie gewohnt?«

»In der Krypta natürlich.«

Weibsbild stöhnte. Natürlich. Wo sonst? Sie erfuhr gerade etwas über Mutter und Vater und konnte sich nicht erinnern – es schmerzte – sie empfand dies als neuen Tiefpunkt ihrer Gedächtnislosigkeit.

»Wie ging es weiter mit euch beiden?«

Kandela stützte sich am Türrahmen ab. Sie starrte Tuni an, offenbar hatte sie längst vergessen, dass auch besagte Sturzel ihr gegenüberstand.

»Ich wurde älter und älter, während Sturzel sich kaum veränderte. Eines Tages wirkten wir zwei Freundinnen eher wie Mutter und Kind. Wir lebten uns auseinander.«

»Das wundert mich gar nicht, denn es heißt, Ghule werden über fünfhundert Jahre alt«, erklärte Konrad. »Nach meinen Berechnungen hast du mindestens fünf Jahrzehnte auf dem Buckel.«

»Es heißt, es heißt!« In einer Geste der Verzweiflung hob Weibsbild die Hände.

Währenddessen starrte die Alte wieder vor sich hin, im Begriff, der Wirklichkeit erneut zu entgleiten. Auch Tuni schien dies aufzufallen. Schnell wandte er sich an sie. »Kandela, kannst du uns etwas über die jüngsten Vorgänge in Krümeln berichten?«

Ihr Blick entrückte der Vergangenheit und verlor sich in der Gegenwart. Sie wackelte mit Kopf. »Welche Vorgänge, ist was passiert? Ich muss mich ausruhen – Menschen sind furchtbar. Und furchtbar anstrengend.« Kandela zog sich in ihre Kate zurück und schloss die Tür hinter sich – eine Flucht in ihre eigene Welt, die bestimmt eine Bessere war. Auf eine Art mochte Weibsbild die schrullige Alte, obgleich sie kaum hatte weiterhelfen können.

»Auch wir verabschieden uns jetzt von dir«, sagte Konrad. »Nichts für ungut, es tut uns leid, euch eingesperrt zu haben. Von uns hast du nichts mehr zu befürchten, und wir werden niemanden erzählen, dass du wieder hier bist.«

»Das weiß inzwischen ohnehin jeder. Sowas spricht sich schneller rum, als Sturzel rennen kann«, antwortete sie.

»Ich denke, du bist keine böse Ghula«, piespte Warek.

»Vielleicht eine liebe Ghula«, präzisierte Konrad brummend.

Die beiden Dörfler hoben die Hand zum Gruß und machten sich auf den Weg zu ihren Familien.

Tuni prüfte den Sonnenstand. »Bald setzt die Dämmerung ein – suchen wir uns einen Platz für die Nacht.«

Weibsbild fühlte Dank in sich aufsteigen, dass der Barde ihr zur Seite stand und den Ton angab. An den Zügeln führten sie die Pferde neben sich her. Durch die versprengten Häuser wirkte Krumsal deutlich größer, als es war. Am Wegesrand entdeckten sie eine verlassene Scheune, deren Wände ihnen Schutz vor Regen und Wind boten. Weibsbild rümpfte die Nase über die verrotteten Heuballen, doch lieber schlief sie in diesem Domizil als unter freiem Himmel, zumal die aufziehenden grauen Wolken Regen versprachen. Die hervorstehenden Angeln links und rechts am Eingang zeigten, dass ursprünglich zwei große Holztüren die Scheune verschlossen hatten, doch diese waren wohl einem der letzten Winter als Brennholz zum Opfer gefallen.

Dankbar steuerten sie auf eine klobige Holzbank neben dem Eingang zu, die verschont geblieben war. Kaum hatte sich Weibsbild niedergelassen, fiel ihr das Pergament aus der Krypta ein. So sorgfältig, wie es unter der schweren Truhe versteckt gewesen war, musste es doch einen gewissen Wert besitzen. Ihre Hand verschwand in ihrem Wollwams und kramte die Schriftrolle hervor. Siegelreste deuteten darauf hin, dass es sich einst um ein vertrauliches Dokument gehandelt hatte, das jetzt mit einem silbernen Band zusammengehalten wurde. Schweigend ließ Tuni sie nicht aus den Augen, als sie es löste und die Rolle langsam aufzog. Zwischen zwei Pergamentblättern lag ein sichtlich altes Schriftstück aus Papyrus. Behutsam strich sie über das empfindliche Werk aus Pflanzenblättern und betrachtete fast ehrfürchtig die hellbraune, faserige Oberfläche mit den dunkelroten Schriftzeichen.

Sie hielt den Papyrus gegen das Licht, sodass dessen grobkörnige Struktur besser sichtbar wurde. Etliche Brüche und Risse ließen das Dokument noch altertümlicher wirken.

»Was für eine feine Handschrift«, staunte Tuni. »Ist das wieder hebräisch?«

»Ja, gut erkannt.«

Ihre Augen hetzten über die Zeilen. »Ui!«, entfleuchte es ihr. »Oh!«

»Liest du es laut vor?«, fragte Tuni sanft.

»Ja, natürlich.« Ein leichtes Zittern ging durch ihre Hand, als sie zu übersetzen begann.

Geliebte Töchter,

nun also haltet ihr meine letzten Worte in euren Händen, gleichwohl ihr mein Vermächtnis längst in euch tragt. Selig blicke ich auf ein Leben voller Wunder und Gnade zurück, ein Leben, aus dem Verantwortung erwuchs. So wie meine Mutter Margalit ihr Erbe an mich weitergab, reiche ich es an euch weiter, geliebte Kinder. Nutzt eure Kraft, tut Gutes und verzagt nicht. Auch in schweren Zeiten vergesst niemals unsere Wurzeln, bekundet im Buch der Bücher vom dritten Apostel. Bewahrt unser Geheimnis, denn nur wenige Menschen sind bereit dafür. Was sie nicht verstehen, fürchten sie, was sie fürchten, verachten sie. Denkt stets daran: Jesus begleitet uns auf all unseren Wegen – liebt ihn mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüt, so wie er euch.

In immerwährender Liebe,

Fruma, Tochter der Margalit

Es dauerte einen Augenblick, bis Tuni in die Stille hinein sagte: »Demnach stammt dieser Brief hier von der Frau, die 214 Jahre alt geworden sein soll.«

»Vor deren Grab wir gerade noch standen.«

»Ob du ein Nachkomme von einer ihrer Töchter bist? Eine Urururur-Enkelin?«

»Sieht ganz danach aus.« Erneut studierte sie die Zeilen. »Was soll im Buch der Bücher bekundet sein? Ich kenne die Bibel auswendig, ich habe keinen blassen Schimmer, was sie meinen könnte.«

Auch Tuni zuckte die Achseln. »Trotz meines strenggläubigen Vaters, der mich vieles gelehrt hat, bist du auf diesem Gebiet bewanderter als ich.«

Sie streckte beide Hände gen Himmel. »Ich verstehe gar nichts mehr. Erkläre es mir.«

Von dort droben kam keine Antwort, stattdessen sagte der Barde neben ihr: »Was haben wir herausgefunden? Das ganze Dorf hält dich für eine Ghula. Das Nachbardorf auch.«

Stumm drehte sie ihm den Kopf zu.

»Wie kommen die bloß auf solch abwegige Gedanken?« Gekünstelt schüttelte Tuni den Kopf und fuhr mit hoher Stimmlage fort: »Dabei wedelst du doch nur ab und an mit den Wölfen, wohnst in einer Krypta, besitzt die Kräfte eines Bären und die Schnelligkeit eines Falken. Zudem siehst du nun mal aus wie fünfundzwanzig, obwohl du allem Anschein nach mindestens doppelt so alt bist. Und selbst der Priester ruft dich Ghula. Habe ich etwas vergessen?«

Ich habe Irmels Leben gerettet, vier Söldner unter die Erde gebracht, und von gebratenem Fleisch wird mir schlecht, dachte Weibsbild.

»Nein, das ist alles«, antwortete sie spitzlippig. »Eine ganz normale Frau also. Wohin führt der Vortrag?«

»Was soll ich sagen? Vieles spricht dafür, wenig dagegen, dass du eine Ghula bist. Was immer das bedeuten mag.«

Sie zischte wütend: »Das ausgerechnet von dir, einem meiner wenigen Freunde.«

»Du sagst es. Als dein Freund bin ich ehrlich zu dir.«

So schnell wie sie sich erzürnt hatte, beruhigte sie sich wieder. »Tut mir leid, Tuni. Danke für deine Begleitung auf diesem steinigen Weg, mit deinen klugen Fragen hast du mir sehr geholfen. Du kannst nichts dafür, dass mir die Antworten nicht gefallen.«

»Mir ist egal, was du bist, da ich dich so mag, wie du bist«, sagte er.

Weibsbild wurde warm ums Herz. Niemals hätte sie damit gerechnet, in dem albernen Bimbatz-Barden einen treuen Freund zu finden. So betrachtet, hatte sich die Reise doch gelohnt. Sie seufzte. »Danke Tuni. Es verbleiben viele Fragen. Was soll ich nun tun? Weitere Dörfler ansprechen? Nach noch mehr Hinweisen suchen?«

»Ich denke, das bringt uns im Moment nicht weiter. Allerdings geht mir eine andere Sache durch den Kopf. Wir beide kennen eine weitere Person, die deutlich jünger aussieht, als sie zu sein scheint.«

Ein Ruck ging durch ihren Körper. »Du meinst Wanda die Ewige.«

»Genau die. Was, wenn die alte Dame die Wahrheit sagt?«

Augenblicklich erinnerte sich Weibsbild an ihre erste Begegnung. »Als ich damals auf dem Marktplatz in Mühlwehr mit Wanda zusammengestoßen bin, habe ich geglaubt, eine besondere Verbindung zu ihr zu spüren. Ein Glimmen umgab ihren Körper. Doch später vor der Stadt war von all dem nichts mehr vorhanden.«

»Dieser Sache sollten wir auf den Grund gehen. Vielleicht kann Wanda mit Fruma, Tochter der Margalit, etwas anfangen.«

»Wir standen vor ihrem Sarkophag, und nun halte ich ihr Vermächtnis in den Händen.« Weibsbild las einige Worte erneut vor. »*Auch in schweren Zeiten vergisst niemals unsere Wurzeln, im Buch der Bücher bekundet vom dritten Apostel.*«

»Natürlich ist von der Bibel die Rede. Aber wer von den zwölf Jüngern Jesu ist denn dritte Apostel?«, fragte Tuni.

»Darüber denke ich auch gerade nach. Vergewärtige dir noch einmal die Symbole auf den Wandteppichen in der Gruft.«

»Du meinst Engel, Löwe, Stier und Adler für die vier Evangelisten, das hast du mir bereits erklärt.«

»In den meisten Schriften gilt Lukas als der dritte Evangelist – aber was unterscheidet ihn von den anderen?«

Eine Weile sagten beide kein Wort. Tuni konnte so gut schweigen wie singen.

»Wie gesagt, ich kenne die Bibel in- und auswendig. Ich habe keine Ahnung, was Fruma gemeint haben könnte«, sagte Weibsbild.

»Was ist mit dem Wolf auf dem Wandteppich?«

Sie sprang auf, vor Schreck fiel Tuni beinahe von der Bank. »Das kann es sein! Der dritte ist der fünfte.«

»Ach so, dann ist ja gut«, versuchte der Barde sie zu beruhigen.

»Markus und Lukas gehören nicht zu den zwölf Aposteln.«

Tuni dachte angestrengt nach. »Du meinst, sie waren keine leibhaftigen Jünger Jesu.«

»Richtig, sie haben ihre Geschichten aus zweiter Hand erhalten – zum großen Teil von Petrus und Paulus.«

Tuni sah sie fragend an, offensichtlich hatte er keine Ahnung, worauf sie hinauswollte.

»Das bedeutet, die Apostel Matthäus und Johannes haben die ersten beiden Evangelien geschrieben und der dritte Apostel das fünfte.«

Tuni kratzte sich am Hinterkopf. »Welches fünfte? Ich bin nur ein einfacher Liedermacher. Es gibt doch nur vier Evangelisten.«

»Das stimmt nicht ganz. Die wenigsten wissen, dass es einen weiteren Apostel gibt, der seine Erlebnisse und Gespräche mit Jesus niedergeschrieben hat.«

»Also einer, der ihn tatsächlich begleitet hat – so wie Matthäus und Johannes.« Tuni überlegte nur kurz, bevor er lächelnd fortfuhr. »So langsam verstehe ich, auf was du anspielst. Nach meiner Rechnung verbleiben bei zwölf Aposteln genau zehn Möglichkeiten.«

Sie nickte. »Und einer von diesen zehn Personen ist unser gesuchter dritter Apostel. Und für ihn steht symbolisch der Wolf. Darauf hätte ich auch früher kommen können.«

»Und? Welcher von ihnen ist es?«

»Thomas.«

»Der ungläubige Thomas?«

»Genau der. Er glaubte zunächst nicht an die Wiederauferstehung Jesu Christi und bestand darauf, die Wunden der Kreuzigung berühren zu dürfen. Daher guckt der Wolf auf dem Bild so misstrauisch.«

»Du redest also von einem fünften Evangelium, das ein dritter wahrhaftiger Apostel Jesu verfasst hat.«

Sie nickte. »Doch was macht Thomas so besonders? Ich weiß nur wenig über ihn, weil seine Texte in der Bibel nicht vorkommen. Er konzentriert sich auf eine zentrale These: *Der Weg zu Gott führt über das Verständnis des eigenen Selbst.*« Weibsbild verzog den Mund. »In Bezug auf mein augenblickliches Leben klingt dies wie der blanke Hohn.« Sie resümierte: »Thomas hat offenbar etwas zu Papier gebracht, das die anderen Evangelisten entweder nicht wussten oder vernachlässigt haben.«

»Wenn diese Aufzeichnungen nicht in der Bibel stehen, wo sind sie

dann?«

»Falls ich es einst gewusst haben sollte, ist es mir leider entfallen.« Sie blickte auf die untergehende Sonne. »Ich fürchte, wir erreichen nichts mehr hier in Krümeln. Wenn nicht einmal mein Zuhause und die Freundin aus der Kindheit meinen Erinnerungen auf die Sprünge helfen, ist es wohl zwecklos.« Weibsbild seufzte und lehnte sich an die Wand der Scheune. »Spielst du mir noch einmal dein Rotkehlchen-Lied vor?«

Zur Antwort erhob sich Tuni, ging zu seinem Mondpferd und band die Laute los. Auf dem Weg zurück zur Bank stimmte er das Instrument mit geübten Griffen. Wenigstens der Barde hatte seine Bestimmung gefunden.

Sie schloss die Augen, damit sie noch besser lauschen konnte, als er begann.

*Kleiner Vogel Fleckenbrust,
dein Gesang perlt durchs Gelände ...*

24 Das Buch der Bücher

Alarik schreckte hoch. Dunkelheit umgab ihn. Geräusche hallten vom Hof zu ihm in die Schlafkammer. Schritte! Das Schnauben eines Pferdes. Die Söldner sind zurück, schoss es ihm durch den Kopf. Überfielen sie den Hof mitten in der Nacht? Hastig erhob er sich. Jemand flüsterte, die Worte konnte der Buchfeller nicht verstehen. Als er die Treppe hinunterstieg, sah er, wie sich die Haustür öffnete, sie drangen in sein Heim ein. Er wollte schreien ...

»Alarik, ich bin es.«

Dieses Weibsbild hatte ihn zu Tode erschreckt. Auch Tuni trat ein, gefolgt von der kompletten Bande.

Jetzt fehlte nur noch, dass seine Töchter wach wurden.

»Was ist denn hier los?«, fragte Hedwig. Links hinter ihrem Rücken lugte ein Stanzikopf hervor und rechts ein Irmelkopf.

Sein Herzschlag beruhigte sich. »Was schleicht ihr euch mitten in der Nacht herein?« Kaum hatte er die Frage gestellt, lag ihm die Antwort bereits auf der Zunge. »Oh, verzeiht, ich bin noch nicht richtig wach. Gut, dass ihr so umsichtig seid und im Schutz der Dunkelheit eintrefft. Niemand darf dich hier sehen, Weibsbild. Der Hof steht weiterhin unter Beobachtung.«

Nachdem sie alle zu nächtlicher Stunde um den Tisch herum Platz gefunden hatten, berichtete Alarik vom Auftauchen der Söldner und der Heldentat Ilvors. Letzterer übte sich in stiller Bescheidenheit und verzog keine Miene, doch seine Augen glänzten Hedwig an. Und auch sie ließ seinen Blick nicht einfach durch sich hindurchflutschen oder an ihrem seelischen Panzer abprallen, sondern erwiderte ihn, bevor sie die Wimpern niederschlug.

Danach erörterten sie die Erlebnisse in Krümeln. Weibsbild und Tuni erzählten abwechselnd von Wölfen, verängstigten Dorfbewohnern, einer abgebrannten Kirche und einer geheimnisvollen Krypta.

»Keiner hat mich beim Namen genannt, alle haben mich als Ghula beschimpft«, sagte Weibsbild ein wenig traurig.

Wanda horchte auf. »Ghula? Wie die Dämonen aus den Erzählungen Scheherazades?«

»Sche... was?«, fragte Tuni.

»Um Scheherazade ranken sich zahlreiche Märchen und Sagen, eine kluge Frau aus dem Land meiner Urahnen. Du kennst es bestimmt als Morgenland. Einst herrschte in Arabia König Schahrayar, welcher verbittert durch die Untreue seines ersten Weibes schwor, jeden Abend eine neue Frau zu

heiraten und sie am nächsten Morgen hinrichten zu lassen, um weitere Untreue zu verhindern.«

Nach dieser Einleitung richteten sich alle Augen und Ohren auf Wanda die Ewige.

Sie genoss die Aufmerksamkeit sichtlich und fuhr fort: »Seine Grausamkeit erschütterte das gesamte Königreich, bis eines Tages Scheherazade, die Tochter des Wesirs, sich freiwillig als Braut anbot. Ihr Vater verzehrte sich in seiner Verzweiflung, doch die mutige Frau verfolgte einen Plan. In der ersten Nacht erzählt sie dem König eine fesselnde Geschichte, welche sie jedoch nicht zu Ende bringt. Sie verschiebt den Schluss auf die nächste Nacht und spinnt sofort den Faden für eine neue Erzählung. Der König, gefangen von den Geschichten voller Abenteuer, Magie, Liebe und Weisheit, lässt sie gewähren. So geht es Nacht für Nacht. Jedes Mal unterbricht Scheherazade ihre Geschichte an der spannendsten Stelle, um sie einen Tag später fortzusetzen. Nach tausendundeiner Nacht beschließt der König, sie am Leben zu lassen.«

»Was müssen das für grandiose Märchen sein«, sagte Tuni. »Und darin tauchen Ghule auf?«

»Ja, furchterregende, bösertige Kreaturen, die sich am liebsten auf alten Friedhöfen verstecken. Sie ernähren sich von Leichen und besitzen magische Kräfte«, erklärte Wanda.

Alarik bemerkte, wie Tuni in diesem Augenblick Weibsbild einen scheuen Seitenblick zuwarf.

Brunhild fragte: »Was habt ihr denn sonst noch erfahren? Hast du etwas in Krümeln wiedererkannt?«

Weibsbild schüttelte den Kopf. »Leider nein, aber wir haben die Krypta, in der ich allem Anschein nach eine Zeitlang gewohnt habe, durchsucht und ein geheimes Versteck aufgetan. Darin lag das hier verborgen.« Sie kramte die Papyrusrolle hervor. »Offenbar ein Vermächtnis meiner Urahnen.« Sie begann vorzulesen.

*»Geliebte Töchter,
nun also haltet ihr meine letzten Worte in euren Händen, gleichwohl ihr
mein Vermächtnis längst in euch tragt. Selig blicke ich auf ein Leben voller
Wunder und Gnade zurück, ein Leben, aus dem Verantwortung erwuchs.
So wie meine Mutter Margalit ihr Erbe an mich gab, reiche ich es euch
weiter, geliebte Kinder. Nutzt die Kraft, tut Gutes und verzagt nicht. Auch*

*in schweren Zeiten vergesst niemals unsere Wurzeln, im Buch der Bücher verkündet vom dritten Apostel. Bewahrt unser Geheimnis, denn nur wenige Menschen sind bereit dafür. Was sie nicht verstehen, fürchten sie, was sie fürchten, verachten sie. Denkt stets daran, Jesus begleitet uns auf all unseren Wegen – liebt ihn mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüt, so wie er euch.
In immerwährender Liebe,
Fruma, Tochter der Margalit«*

Kaum hatte Weibsbild die letzte Zeile vorgetragen, da schnaufte Wanda laut auf. »Margalit? Der Name sagt mir etwas, obgleich Mutter ihn nur ein einziges Mal aussprach, mehr versehentlich. Danach hielt sie sich erschrocken die Hand vor die Lippen. Vermutlich genau aus diesem Grund weiß ich es noch heute.«

»Also gibt es doch etwas, das uns verbindet«, brach es aus Weibsbild heraus.

»Möglicherweise, doch mehr weiß ich nicht. Mutter wollte ihre Herkunft unbedingt hinter sich lassen, da sie der Meinung war, dass sie nur Schwierigkeiten mit sich brachte. Erst Jahrzehnte später begriff ich, was sie meinte – als ich aufgrund meines fortgeschrittenen Alters meine Heimat verlassen musste und hierher wanderte.«

»Mich würde es überhaupt nicht überraschen, wenn ihr dieselben Urahnenn hätten. Sind nicht alle Menschen miteinander verwandt?«, fragte Brunhild.

»So benehmen sich viele aber nicht«, warf Kobo ein.

»Wo du gerade das Alter ansprichst, Wanda.« Weibsbild suchte ihren Blick. »Die Dörfler in Krumsal behaupten, ich hätte dort über fünf Jahrzehnte gewohnt.«

Alle um den Tisch Versammelten machten große Augen.

Bis auf Wanda – die kicherte. »Und ihr haltet mich für verrückt!«

»Nach alledem, was ich erlebt und erfahren habe, glaube ich, dass ihr beide wesentlich älter seid, als es euer Aussehen vermuten lässt. Das verbindet euch auf jeden Fall«, sagte Tuni.

»Von was für einem dritten Apostel ist in dem Brief die Rede?«, fragte Alarik.

Weibsbild erklärte: »Nach meinen Überlegungen handelt es sich hierbei um den ungläubigen Thomas. Einer der tatsächlichen Jünger Jesu, der viel mit ihm unterwegs war. Und genau wie Matthäus und Johannes hat auch er

seine Erfahrungen niedergeschrieben. Liebend gern würde ich seine Aufzeichnungen lesen, doch in der Bibel kommen sie nicht vor.«

Brunhild bestätigte: »Auch ich kenne die Heilige Schrift recht gut. Doch im Neuen Testament dreht sich alles um die Aufzeichnungen der vier bekannten Evangelisten. Von einem Thomas-Evangelium habe ich noch nie gehört.«

»Hat von euch einer eine Idee, wo ich die Texte von Thomas finden könnte?«, fragte Weibsbild.

Nach einem geraumen Moment der Stille räusperte sich Alarik. »Der sogenannte *Codex Sinaiticus*, das Buch vom Sinai, enthält ein außergewöhnliches Neues Testament. Zum einen beinhaltet es die ausführlichsten Aufzeichnungen der Zeit Jesu Christi durch die vier Evangelisten, zum anderen ist es angereichert mit Briefen, Anmerkungen und Erzählungen weiterer Zeitgenossen.«

»Woher weißt du so etwas?«, fragte Graubert erstaunt.

»Beim *Codex Sinaiticus* handelt es sich um ein wahres Meisterwerk meiner Zunft, entstanden vor rund tausend Jahren. Jede einzelne Seite wurde aus mehreren Häuten zusammengesetzt. Die Qualität des Pergamentes ist unerreicht. Nicht die geringste Unreinheit oder Narbe, geschweige denn ein Ungezieferbiss verunstaltet es. Dafür hat dieses Werk die Felle von über achthundert ungeborener Kälber verschlungen.«

Brunhild verzog das Gesicht. »Das klingt aber fies.«

»Vellum nennt sich dieses feinste erdenkliche Pergament höchster Reinheit und Haltbarkeit, auf dessen Herstellung ich jedoch verzichte.«

»Seht es mir nach, Alarik, dass mich die Tinte auf diesen Seiten mehr interessiert als deren Herstellung«, sagte Weibsbild. »Wo finde ich diese Bibel?«

»Meines Wissens wird sie im Kloster Blutstein aufbewahrt. Es liegt südwestlich von hier, an der Grenze zum Frankenreich.«

»Dann werde ich dorthin reisen«, entschied Weibsbild. »Ich muss herausfinden, worauf Fruma in ihrem Vermächtnis anspielt.«

Alarik rutschte auf seinem Stuhl herum. »Es gibt einen erschwerenden Umstand, und zwar beherbergt das Kloster einen Orden, der sich von den Kartäusern abgespalten hat.«

»Von den Kartäusern? Sind das nicht die strengsten und frommsten Mönche, die vorstellbar sind? Kein Wunder, dass die sich abgespalten haben«, meinte Brunhild.

»Ja, aber nur, weil die Kartäuser ihnen nicht streng und fromm genug waren«, betonte Alarik.

»Uh!« Brunhild atmete hörbar aus.

»Die größte Schwierigkeit wird darin bestehen, dass die Mönche mit hoher Wahrscheinlichkeit keine Frauen in ihre Gemäuer einlassen werden.«

»Dann gehe ich an ihrer Stelle hinein und finde heraus, was wir wissen wollen«, erklärte sich Tuni bereit. »Schaut mich nicht so an, ich habe das Abenteuer mit Weibsbild begonnen, dann werde ich es auch zu Ende führen.«

Abermals zeigte sich der Buchfeller beeindruckt von des Barden spontaner Entscheidung. Allem Anschein nach haben ihre gemeinsamen Erlebnisse die beiden einander nähergebracht. »Alle Achtung für deinen Mut, nur gibt es einen weiteren Stolperstein. Besagte Bibel ist in altgriechischer Sprache verfasst.«

»Das ist nicht gut.« Tuni verdrehte den Mund.

Weibsbild öffnete den Mund und ergoss einen Schwall Kauderwelsch.

»Häh? Da versteh einer die Frauen.« Nicht nur Kobo sah sie fragend an.

»Das ist mir so rausgerutscht. Offenbar kann ich Altgriechisch.« Sie hob entschuldigend die Schultern.

Der Barde stöhnte. »Aber ich nicht – was mehr als nur ein Stolperstein darstellt, denn die Mönche werden es kaum zulassen, dass ich mir den Schinken unter den Arm klemme und ihn aus dem Kloster schleppe.«

»Dann muss ich eben zum Schinken. Vielleicht halten die Mönche mich für würdig und lassen mich einen Blick in die Bibel werfen, wenn ich ihnen beweise, dass ich des Altgriechischen mächtig bin.«

»Einen Versuch ist es wert.«

»Versprecht mir aber, dass ihr wahrlich auf euch achtgebt. Die Söldner des Bischofs haben nämlich mitbekommen, dass die angebliche Ketzerin von einem Mann begleitet wird«, gab Alarik zu Bedenken.

»Dann gehe ich auch mit – somit wirken wir wie eine kleine Familie.«

Alarik traute seinen Ohren nicht – diese Worte wurden mit heller Stimme aus einem kleinen Mund gesprochen. Irmels Mund.

»Grundgütiger! Das ... kommt gar nicht in Frage. Die Reise ist viel zu gefährlich.«

»Bitte Vater. Ich möchte auch etwas zum Gelingen beitragen und Weibsbild gerne helfen.«

»Es ehrt dich sehr, dass du anbietest, mich zu begleiten, doch ich stimme deinem Vater zu. Es ist besser, wenn du hierbleibst.«

»Hier bin ich auch nicht sicher, die Söldner könnten jederzeit wieder auftauchen – mit einer ganzen Armee. Und unterwegs wird Weibsbild bestimmt gut auf mich aufpassen.«

»Das würde ich gewiss«, nickte sie.

Alarik sträubte sich mit Haut und Haaren. »Herr Barde, was meinst du dazu?« Der Barde würde ihn sicherlich unterstützen, zumal er bestimmt wenig Lust verspürte, das Mädchen ständig behüten zu müssen.

Tuni ließ sich Zeit mit der Antwort. »Eines ist gewiss: Ich kenne keinen Menschen, der besser auf jemanden aufpassen kann als Weibsbild. Ihr würde ich mein Kind jederzeit anvertrauen.«

Alarik stöhnte leise. Mit diesen Worten hatte ihm der Spielmann einen Bären dienst erwiesen.

»Hörst du es, Vater! Tuni will, dass ich mitkomme.«

»Nun mal langsam, das hat er nicht gesagt.«

»Doch, nur anders ausgedrückt.«

In einer Geste der Unschuld strich sich Tuni die Haare aus der Stirn. Brunhild grinste, Graubert rieb sich die Nase.

Ein Vater trägt Verantwortung, dachte Alarik. Dazu zählt, in den maßgeblichen Situationen die richtige Entscheidung zu treffen, selbst wenn sie den Kindern und Anwesenden nicht gefällt. Aufgeregt kratzte er sich hinter dem Ohr.

»Bitte Vater.« Irmels Augen wuchsen auf die Größe eines Wagenrades.

Gegen den erwartungsvoll bittenden Blick seiner Tochter war er gefeit. Damit würde sie ihn nicht weichklopfen, er würde in jedem Falle hart bleiben.

»Wenn du unbedingt willst«, hörte er sich sagen.

»Juchu!« Sie stürzte herbei, um ihn zu umarmen, vielleicht auch ein wenig, um die Abmachung zu besiegeln, bevor er es sich anders überlegen konnte.

»Ich werde sie behüten wie meinen Augapfel und so gesund wie munter zurückbringen«, versprach Weibsbild.

Diese Frau hatte dafür gesorgt, dass Irmel überhaupt noch lebte. Das war ein gewichtiger Grund, warum er ihr seine Tochter anvertraute.

Brunhild lächelte. »Wann wollt ihr aufbrechen?«

»Um den Hof nicht in Gefahr zu bringen, so schnell wie möglich. Morgen Abend mit Einbruch der Dunkelheit. Bis dahin müssen die Pferde ausruhen. Und auch wir können eine Pause vertragen. Natürlich werde ich das Haus

nicht verlassen. Das fehlte noch, dass mich jemand sieht und den Bischof alarmiert«, erklärte Weibsbild.

»Nehmt den Karren mit Mond und Sonne – das ist angenehmer für Irmel, dann muss sie nicht auf einem Pferd mitreiten.«

»In diesem Fall würde auch ich mich gern der Mission anschließen«, sagte Brunhild. »Graubert und die Bande kommen sicherlich ein paar Tage ohne mich zurecht, zumal sie mit dem Anbau beschäftigt sind.«

Grauberts Augenbrauen schnellten nach oben. »Wenn dies dein Wunsch ist. Wir schaffen das allein.«

»Dann müssen wir den Hauptmann wieder jeden Abend trösten«, meinte Kobo und schniefte demonstrativ.

»Blödling«, erwiderte Graubert.

»Ihr beide ruht euch aus, und wir treffen die Vorbereitungen für die Reise zum Kloster Blutstein«, sagte Brunhild.

»Einverstanden.« Der Barde gähnte. Ihm waren die Strapazen der letzten Tage am deutlichsten anzusehen.

»Wenn du wiederkommst, spielst du uns dann den Heiligen Bimbatz vor?«, fragte Tott.

Einen solch langen Satz hatte Alarik noch nie aus seinem Mund gehört.

»Mit Vergnügen«, versprach Tuni.

25 Graue Mauern

Was bin ich nur für ein ruh- und rastloser Kerl, dachte Tuni.

Oder woran lag es, dass er, kaum auf Alariks Hof angekommen, schon wieder auf der Straße war? Diesmal führte ihn das Schicksal in ein altes Mönchskloster zu einem noch älteren Buch. Genau genommen war er schon immer viel gereist, nie hatte er es allzu lange an einem Ort ausgehalten. Doch sein jetziges Leben unterschied sich grundlegend von seinem früheren. Mit Weibsbild reiste er nicht von etwas weg, sondern zu einem Ziel hin. Zudem trieb ihn das Bedürfnis, ihr zu helfen. Dabei stellte sich die Frage nach dem Sinn seines Handelns überhaupt nicht. So gelassen wie er war und so selbstverständlich wie sich alles anfühlte, bestand kein Zweifel daran, dass er den rechten Pfad beschritt. Seine Stiefel namens *Wille* und *Tat* passten zusammen.

Seit knapp zwei Tagen fuhren sie mit dem Karren in Richtung Frankenland. Irmel und Brunhild saßen hinten auf der Ladefläche, Tuni leistete Weibsbild auf dem Bock Gesellschaft. Letztere hielt die Leinen in der Hand und lenkte den Karren mit viel Geschick, woher auch immer sie dies konnte. Ihre langen Haare hatte sie unter einer verfilzten Wollkappe versteckt und ein Umhang verhüllte ihren Körper, sodass nicht auf den ersten Blick erkennbar war, dass es sich um eine Frau handelte.

Brunhilds Anwesenheit tat der Gruppe gut, doch vor allem Irmel mit ihrer fröhlichen, unverblühten Art trug allseits zu guter Laune bei. Stets aufmerksam beobachtete die Kleine die Umgebung und stellte viele Fragen.

Kaum hatte Tuni diesen Gedanken zu Ende gedacht, deutete Irmel auf ein Feld. »Bruniii, warum sind Vogelscheuchen immer Männer?«

»Weil Männer hässlicher sind als Frauen. Schließlich sollen die Vögel ja nicht angelockt, sondern vertrieben werden«, erklärte Brunhild.

Sie weiß auf alles eine Antwort, dachte Tuni.

Das leuchtete Irmel offenbar ein, denn sie hielt ihr Gesicht genüsslich in den Sonnenschein. Die Stille war jedoch nur von kurzer Dauer. »Bruniii, wen magst du lieber – die Sonne oder den Mond?«

»Meinst du unsere tapferen Pferde?«, fragte Brunhild zurück.

»Hihi. Aber nein, die am Himmel.«

Bevor sich Tuni eine Meinung bilden konnte, antwortete Brunhild: »Den Mond natürlich.«

»Wieso denn das?« Erstaunt sah Irmel sie an. Es war offensichtlich, dass

das Mädchen die lachende, wärmende Sonne deutlich mehr in ihr Herz geschlossen hatte.

»Die Sonne scheint bei Tag, wenn es ohnehin hell ist. Der Mond jedoch verrichtet seine Arbeit unter erschwerten Bedingungen in der Dunkelheit und spendet wertvolles Licht«, erklärte Brunhild und zwinkerte schelmisch.

»So habe ich das noch nie gesehen.« Irmel lachte hell.

Ein wunderbarer Klang. Etwas Vergleichbares würde selbst Tuni auf seiner Laute mit all den vielen Saiten nicht hinbekommen.

Weibsbild beteiligte sich nicht an den Gesprächen, sie wirkte in sich gekehrt. Was Tuni nicht überraschte, denn je mehr sie über ihre Vergangenheit herausfanden, desto mysteriöser mutete ihr Leben an.

»Schaut mal! Unsere Sonne hat sich mit einem Rotkehlchen angefreundet.« Irmel zeigte auf das Kummet des Pferdes, wo sich ein kleiner Vogel auf dem dick gepolsterten Zugring niedergelassen hatte. Weibsbild warf Tuni einen eindringlichen Blick zu. Der nickte langsam, denn mit Sicherheit handelte es sich nicht um irgendein Rotkehlchen. Es blieb eine geraume Weile dort sitzen, bevor es abhob und in den Weiten des Himmels verschwand. Rotkehlchen zeigte Goldkehlchen den Weg – ein netter Gedanke.

»Ich denke, wir tun das Richtige«, kommentierte Tuni die Szene.

»Du meinst, indem ihr mir alle auf dieser Reise helft? Wie soll ich das wiedergutmachen? Letztlich habt ihr in dem Kloster nichts verloren.«

»Wer weiß das schon«, orakelte Tuni.

Am Mittag des nächsten Tages stießen sie auf einen Wegweiser, der sie von der Straße auf einen Rumpelweg führte. Ab hier kamen sie nur noch mühsam voran.

Brunhild erzählte Irmel gerade etwas über die Gepflogenheiten des Hochadels. »Die edle Dame, der ich diene, besaß etwa hundert Kleider und zweihundert Paar Schuhe. Die füllten sogar eine eigene Kammer mit langen Regalen an den Wänden.«

»Wozu braucht jemand so viele Schuhe? Musste sie viel gehen?«

Brunhild gluckste amüsiert. »Im Gegenteil, sie wurde umherkutschiert oder in Sänften getragen. Doch Schuhe gefielen ihr außerordentlich gut, und sie mussten auch immer zum Kleid, zum Gürtel, zum Wetter passen. Und da Geld in ihrer Familie keine Rolle spielte ...« Sie streckte ihren Arm aus und zeigte nach vorn. »Schau mal.«

Auf einem Hügel in der Ferne tauchte ein gigantischer viereckiger Klotz auf, der nicht besonders einladend aussah. Je näher sie kamen, desto trister wirkte das Gebäude mit seinen grauen Mauern – fensterlos, schmucklos, freudlos. Nicht einmal Zinnen gab es; auch ein Turm oder sonstiger Ausguck war nicht zu entdecken. Einen guten Steinwurf entfernt endete der Weg so abrupt, als getraue er sich nicht näher an das Kloster heran.

»Seltsam«, sagte Weibsbild. »Wir müssen den Karren wohl stehen lassen und zu Fuß weiter gehen.«

»Vielleicht führt von der anderen Seite eine Straße ans Kloster«, meinte Brunhild. »Auf irgendeine Weise müssen sich die Mönche ja versorgen.«

Sie folgten einem ... ja, was eigentlich. Weg wäre zu viel gesagt, eher ein überwucherter Trampelpfad, den lange Zeit niemand mehr entlang getrampelt war. Obwohl sie eine komplette Runde um das Kloster drehten, konnten sie weder Tür noch Tor entdecken. Der einzige Weg, der in die Nähe der Abtei führte, war der, auf dem sie hergekommen waren.

»Selbst wenn die Mönche den Kasten nie verlassen, müssen sie irgendwie hineingelangt sein«, sagte Brunhild.

»Wir müssen etwas übersehen haben. Suchen wir noch einmal die Mauern ab, diesmal aber gründlicher«, sagte Weibsbild.

Erneut umrundeten sie das Kloster, was aufgrund der enormen Ausmaße geraume Zeit in Anspruch nahm.

Am Ende der Westmauer rief Irmel: »Diese Fuge hier sieht seltsam aus – dunkler als die anderen.«

»O ja, es fehlt der Mörtel darin«, stellte Brunhild fest.

Sie traten näher und betrachteten eine auf Augenhöhe in den Stein eingefasste Metallschiene, kaum breiter als ein Daumen. Bei näherem Hinsehen zeichneten sich dunkle Fugen darum herum ab und ließen die Konturen einer Öffnung im Mauerwerk erahnen.

»Keine Klinke, kein Türklopfer. Nichts«, sagte Tuni. »Besucher scheinen nicht willkommen zu sein.«

»Doch, in der Steintür befindet sich ein Sehschlitz, den man von innen aufschieben kann. Hier sind wir richtig.« Weibsbild, die am wenigsten von dem düsteren Erscheinungsbild eingeschüchtert zu sein schien, trat vor und klopfte gegen die Metallschiene. Keine Reaktion. Sie ballte die Faust und wummerte gegen den Sehschlitz. »Dieser Eingang, wenn es denn einer ist, besteht aus einem massiven Steinklotz. Wenn uns jemand hören kann, dann nur so.«

»Scheint nicht viel zu nützen«, sagte Brunhild.

Tuni zog sein altes Messer aus dem Gürtel und hämmerte mit dem Knauf gegen den Metallschlitz. Das erzeugte Geräusch war nicht der Rede wert und würde keinen schlafenden Mönch wecken. Tuni legte den Kopf in den Nacken, und sein Blick schweifte die Mauer hoch, die sich weit, weit oben im grauen Himmel verlor. »Probieren wir es mit Schreien«, schlug er vor.

Eine Weile brüllten sie reihum.

»Aufmachen!«

»Besuch ist hier!«

»Lasst uns ein!«

»Hört uns jemand?«

Es tat sich nichts. Die grauen Mauern hatten keine Ohren. Die Menschen dahinter auch nicht. Ob dort überhaupt noch jemand lebte?

Sie stellten das Rufen ein und warteten eine Weile. Auf was eigentlich? Darauf, dass sich die Steine wie durch Wunderhand zur Seite bewegten und einen Zugang freigaben?

»Für den Augenblick bin ich ratlos«, gab Weibsbild zu. »Wollen wir hier ausharren, bis sich dieses Loch auftut?«

»Das könnte Ewigkeiten dauern«, sagte Brunhild. »Ich fürchte, die asketischen Mönche benötigen nicht viel. Und das Wenige liefert das Innere des Klosters.«

Alle hingen ihren Gedanken nach.

Auf einmal rief Weibsbild in die Stille hinein: *»Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wenn jemand meine Stimme hört und die Tür öffnet, werde ich zu ihm hineingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.«*

Klang biblisch, bewirkte jedoch nichts. Ihre Worte verhallten.

»Und nun?«, fragte Tuni.

Keine Antwort, keine Reaktion. Sie warteten erneut.

»So habe ich mir das nicht vorgestellt. Es konnte ja keiner wissen, dass sich die Mönche derart einigeln«, sagte Tuni. »Lasst uns den Karren etwas näher heranholen, dann schlagen wir hier unser Nachtlager auf. Hoffentlich bleibt es trocken.«

Mit Mond und Sonne und vereinten Kräften gelang es ihnen schließlich, den Karren über Stock und Stein bis etwa zehn Pferdelängen vor die Mauer zu bewegen, von wo aus sie den vermeintlichen Eingang beobachten konnten.

Sie warteten.

Immer wieder stellte sich Weibsbild vor die Mauer, formte mit den Händen einen Trichter vor ihrem Mund und brüllte: »HALLO!« und »AUFMACHEN!«

Keine Reaktion.

»Tuniii?«

Er sah auf. Irmel meinte nicht Bruniii, sondern tatsächlich ihn.

»Was möchtest du?«

»Singst du mir das Lied vor, mit dem du den Sangeswettbewerb in Mühlwehr gewonnen hast? Ich würde es sooo gerne mal hören.«

»Der Heilige Bimbatz? Jetzt? Ich weiß nicht.« Aus dem Augenwinkel beobachtete er Weibsbild.

»Ja, trag es uns vor«, sagte sie zu seinem Erstaunen.

Auch Brunhild nickte. »Das ist eine gute Idee. Hast du es seit deinem legendären Auftritt überhaupt noch einmal gespielt?«

Er schüttelte den Kopf. »Mal sehen, ob ich es überhaupt noch kann.« Er kramte seine Laute hervor, prüfte den Klang der Saiten und schlug die ersten Töne an. Anfangs schienen seine Finger eingerostet, doch dann glitten sie immer virtuoser über das Instrument. Die hohe Mauer warf die Töne zurück und verstärkte sie. Mit heller Stimme begann er zu singen.

*»Im Goldenen Rammler, da erblickte einst ein Kind das Licht der Welt,
drum hat in der Taverne man ein Fässlein aufgestellt,
kurzerhand wurd' der Knabe in das Bier hineingetaucht
Und die Schankmaid hat ihn auf den Namen Bimbatz getauft.«*

Irmel lauschte mit aufgerissenen Augen und fing vor Begeisterung an zu klatschen.

Weiter ging es mit der kleinen Vorführung. Ab der zweiten Strophe sangen die anderen den letzten Vers mit. Sogar die Lippen von Weibsbild bewegten sich passend dazu.

Tuni kam zur siebten und letzten Strophe.

*»Seine Heiligkeit Sankt Bimbatz lebte gute hundert Jahr'
Die Taverne seine Kirche und die Theke sein Altar,
nun wacht er dort im Himmel, also schenket für ihn ein,
denn wer heute mit uns trinkt, dem wird sein Segen sicher sein!«*

Irmels Glöckchenstimme war am besten herauszuhören.

»Denn wer heute mit uns trinkt, dem wird sein Segen sicher sein!«

»Was für ein tolles Lied! Jetzt weiß ich, warum du eigentlich gewonnen hast«, jubelte sie. Vor lauter Begeisterung war ihr Gesicht ganz rot.

»Nochmal!«

Nein, nein, das muss reichen, dachte Tuni, doch bevor er antworten konnte, sprang Weibsbild auf.

Ein schabendes Geräusch lenkte die Aufmerksamkeit aller auf die Mauer. Der Sehschlitz hatte sich aufgetan, ein Paar graue Augen starrten hindurch.

Hastig liefen sie dort hin.

»Verschwindet! Ihr stört unseren Frieden mit eurem sündhaften Getöse«, krächzte eine Stimme.

»Es ist ein wunderbares Lied. Und es kommen sogar Mönche darin vor«, widersprach Tuni.

»Die trunksüchtigen Franziskaner scheren uns nicht. Wie nehmen unsere Kontemplation ernst.«

Da haben sie aber gut zugehört, erkannte Tuni.

Weibsbild ergriff das Wort. »Wir bitten um Einlass.«

»Was ist Euer Begehrt?«, knarzte es hinter dem Schlitz.

»Wir sind Jünger Jesu Christi und suchen Inspiration im *Codex Sinaiticus*. Erfüllung, die nur die *Eine Bibel* bereitzuhalten vermag. Daher ersuchen wir eure Unterstützung.«

»Das Kloster Blutstein ist keine Bibliothek. Verschwindet.«

»Wir bitten lediglich um Eure Erlaubnis, einen kurzen Blick in das Buch der Bücher werfen zu dürfen.«

»Fort mit dir, sündhaftes Weib!«

Obwohl die Vorgänge im Paradies schon eine Weile her waren, schien der Mönch nachtragend zu sein.

»Bitte hört mich an. Alles, was wir möchten ...«

»Keine Frau wird jemals dieses Kloster betreten.« Die Stimme klang überzeugend kategorisch. Und mindestens genauso abweisend. Der Mönch schob den Eisenriegel wieder vor.

Weibsbild zuckte die Schultern. »Alarik lag mit seiner Befürchtung richtig. Tuni probiere du mal dein Glück.«

»Ich gebe mein Allerbestes«, sagte er. Zumindest musste sich der

Grummelmönch für einen Sohn Adams ein neues Argument für eine Zurückweisung überlegen. Entschlossen hämmerte Tuni mit seinem Dolchknauf gegen die Schiebeklappe.

Nichts tat sich.

»Ich werde den Abend und die ganze Nacht den *Heiligen Bimbatz* singen, wenn Ihr nicht öffnet«, rief er. »Immer und immer wieder.«

Ungern griff er zu solch brutalen Mitteln, doch diese unmenschliche Drohung wirkte – der Mönch schob die Klappe wieder auf. »Verschwindet! Euer unerträglicher Lärm ist bis in die Kapelle zu hören und stört die *Non.*«

»Damit meint er das Nachmittagsgebet«, flüsterte Weibsbild Tuni ins Ohr. Was die nicht alles wusste.

»Ungern stören wir bei der Anrufung Gottes. Auch ich bete viel und andächtig.«

»Sag, du möchtest dem *Komplet* beiwohnen«, wisperte Weibsbild.

Tuni tat, wie ihm geheißen.

Die grauen Augen verengten sich. »Du kennst unsere Klausur? Das ist mehr, als erwartet, doch nur jene Mönche, die das Gelübde der Blutsteiner abgelegt haben, dürfen in diesen Mauern Gottes Gnade erbitten, an den Gebeten teilnehmen zu dürfen.«

»Ich bin Tuni, der Barde und bereit, das Gelübde abzulegen.«

Abermals vergingen etliche Herzschräge, bevor der Mönch antwortete. »So schnell und schlicht kann es nicht vonstattengehen. Die Aufnahme in unseren Orden folgt einem gestrengen Protokoll.«

»Dem ich mich unterwerfe«, sagte Tuni. Er hatte A gesagt und durfte sich nicht über ein anknüpfendes B wundern.

»Wir sprechen über ein langandauerndes Ritual, während dem du dich würdig erweisen musst. Die Aufnahme in unseren Orden sollte für beide Seiten wohl überlegt sein, daher unterliegt sie einem unumstößlichen Regelwerk. Gegen zwei der wichtigsten davon hast du bereits verstoßen. Zum einen brauchst du einen dem Orden bekannten Bürgen, zum anderen ist eine Aufnahme als Postulant, so nennen wir die Anwärter, nur im Monat Dezember möglich.«

Das klang wahrhaftig nach einer Herausforderung. Zum einen gab es niemanden, der für ihn bürgen konnte, und bis zum Jahresende wollten sie sicherlich nicht hier Däumchen drehen.

Tuni musste hartnäckig bleiben, im Moment schien eine Aufnahme als Postulant die einzige Möglichkeit zu sein, ins Innere dieser Mauern zu

gelangen. Obgleich es ihm gefährlich leichtfertig vorkam, sagte er: »Regeln lieben Ausnahmen, sonst wären es keine Regeln, sondern Naturprinzipien. Gibt es nicht doch einen Weg? Was immer nötig sein wird, ich bin bereit, mich dem zu unterziehen.«

Weibsbild sah ihn erstaunt an.

Brunhild flüsterte: »Mit den Mönchen ist nicht zu spaßen. Versprich nicht zu viel.«

Sie hatte gut reden, aber keine bessere Idee, um in das Gemäuer eingelassen zu werden. Tuni blieb beharrlich. »Tragt dem Abt mein Ansinnen vor, der Bruderschaft beizutreten.«

»Er wird es ablehnen. Kommt im Winter zur Aufnahmezeit der Postulanten wieder. Und findet bis dahin einen Bürgen.«

Zwar hatte Tuni keine Ahnung, was es mit diesen Postulanten auf sich hatte, doch er durfte sich nicht abwimmeln lassen. »Ihr solltet nicht für Euer Oberhaupt sprechen, sondern ihn fragen.«

»Das ist strikt verboten – unser Schweigegelübde verbietet Gespräche vor Sonnenuntergang.«

»Dann fragt ihn zu passender Zeit.« Im Moment klammerte sich Tuni an diesen Strohalm, denn einen anderen gab es nicht.

»Zu gegebener Zeit werde ich ihn fragen.« Mit diesen Worten schob der Blutsteiner die Klappe wieder zu.

Als Erste fand Weibsbild Worte. »Ich fürchte, sie werden keine Ausnahme machen und auch dich nicht einlassen, Tuni. Es tut mir leid, doch es sieht so aus, als seien wir umsonst hierhergereist. Ich hätte mit so etwas rechnen müssen.«

»Das konnte keiner ahnen«, tröstete Brunhild. »Ich habe viel Gerede über solche strengen Mönchsorden gehört, denen ihre Statuten heiliger sind als die Bibel. Ich denke auch, dass sie wegen uns nicht den Mai zum Dezember machen. Diese Mönche sind vor allem unflexibel und ihre Glaubenssätze in Granit gemeißelt.«

»Immerhin hat sie der *Heilige Bimbatz* aufgeweckt«, meinte Weibsbild.

»Ja, und erzürnt. Wodurch sie uns wenigstens zur Kenntnis nehmen. Wir werden sehen, wie die Blutsteiner entscheiden. Gehen wir zum Karren zurück und warten auf ihre Antwort«, sagte Brunhild.

Es dauerte bis zum frühen Abend, als sich der Sehschlitz erneut öffnete. Tuni und Weibsbild waren als Erste bei der Mauer.

Dieselben grauen Augen, dieselbe Krächzestimme erwartete sie. »Tuni der Barde – unser Abt lehnt es strikt ab, dir Einlass zu gewähren.«

Enttäuscht blickte Tuni zu Weibsbild, die ihre Fäuste ballte. Doch selbst ihre Kräfte würden nicht ausreichen, um den massiven Stein der Mauern zu durchbrechen. Abgesehen davon lehnte er es ab, gegen die frommen Mönche Gewalt anzuwenden.

Den Versuch war es wert gewesen – und wenn Tuni ganz ehrlich in sich hineinhorchte, fühlte er ein wenig Erleichterung, sich nicht dem gestrengen Regelwerk der Blutsteiner unterwerfen zu müssen.

Mit hängendem Kopf stand Weibsbild vor der Mauer, die Ratlosigkeit stand ihr ins Gesicht geschrieben.

Anstatt den Eisenriegel vorzuschieben und zu verschwinden, fuhr die Stimme fort: »Doch der Prior hat den Abt zu einer Exzeption überredet.«

Es dauerte einen Moment, bis Tuni begriff. »Eine ... Ausnahme? Dann ... lasst Ihr mich eintreten?«

Zur Antwort schloss sich die Klappe, und hinter der Mauer begann es zu rumoren. Der Stein bebte, dann rückte er ein Stückchen nach hinten, sodass sich Ritzen in Form einer Tür abzeichneten. Und weiter ging es, Stück für Stück zogen die Mönche das Mauerstück ins Innere des Klosters, so lange, bis ein schmaler Spalt entstand.

»Kein anderer als Tuni der Barde darf eintreten«, knarzte es.

Das ging jetzt schnell. Zu schnell. Nur unwillig gewöhnte sich Tuni an den Gedanken, die liebgewonnenen Kameraden zu verlassen, um sich diesen Blutsteinern anzuschließen – selbst wenn es nur zum Schein war. Einen Plan, wie er Weibsbild Zugang zum Codex verschaffen sollte, hatten sie auch noch nicht ausgearbeitet.

»Entscheide dich jetzt, oder die Pforte schließt!«, drängte die Stimme.

»Ich werde kommen, ich hole noch schnell meine Laute vom Karren.«

»Nein! Das schreckliche Instrument musst du zurücklassen. Jede Form von weltlicher Ergötzlichkeit lenkt vom wahren Glauben ab und ist strikt verboten. Dazu gehört das Musizieren, das Singen, das Pfeifen.«

Wieso nur kam Tuni auf den Gedanken, dass die Lieblingswörter dieser Mönche *strikt* und *verboten* lauteten?

Inzwischen hatten Irmel und Brunhild zu ihnen aufgeschlossen. Letztere fragte: »Willst du wirklich da rein gehen?« Ihrem Tonfall zufolge riet sie ihm dringend davon ab.

Alle starrten ihn an.

»Es ist ein Glücksfall, dass sich diese Möglichkeit auftut«, sagte Tuni.
»Zumal es die Einzige ist. Passt gut auf euch auf«, sagte Tuni. Zu Weibsbild flüsterte er: »Beobachte diese Ecke des Klosters – ich werde einen Weg für dich finden.« Bevor sie antworten konnte, zwängte er sich durch den schmalen Durchgang ins Innere des Gemäuers.

26 Blutende Steine

Auf der anderen Seite der Mauer angekommen verschaffte sich Tuni erst einmal einen Überblick. Von innen wirkte das Areal größer als von außen. Reihum an die Mauer gebaut standen einfache graue Hütten mit flachen Strohdächern, vermutlich die Schlafstätten der Blutsteiner. Vor jeder Behausung fanden sich kleine Beete mit Gemüse, Kräutern und Beerensträuchern. Das auffälligste Gebäude stand in der Mitte – ein schmuckloser runder Bau, der offenbar als Kapelle diente. Nicht weit davon entfernt erhob sich ein hüfthoher aus Quadersteinen gebauter Brunnenkranz aus dem Boden. Über eine Seilwinde an einem Querbalken darüber versorgten sich die Mönche mit Wasser.

Unter Tunis Stiefeln knirschte es, er betrachtete den Boden. Die freien Flächen zwischen all den Beeten waren mit Kieselsteinen bedeckt.

Mittels robuster Stemmeisen schoben vier Mönche den riesigen rechteckigen Stein wieder zurück in die Lücke. Über Metallschienen ruckte er wieder in seine Ausgangsposition – damit war der Rückweg verschlossen. Tuni schluckte.

Jetzt erst warf Tuni einen Blick auf die Bewohner des Klosters. Die Blutsteiner trugen alle die gleiche Kleidung, eine lange Tunika aus grobem, ungefärbtem Wollstoff mit einem einfachen Strick um die Taille. Darüber einen grauen Umhang, dessen Kapuze sie sich ausnahmslos tief über den Kopf zogen, sodass sie nicht nach links oder rechts sehen konnten. Alle gingen sie barfuß.

Um nicht allzu sehr darüber zu grübeln, worauf er sich nun schon wieder eingelassen hatte, rief sich Tuni seinen Auftrag ins Gedächtnis: Sorge dafür, dass Weibsbild einen Blick in die einzigartige Bibel werfen kann.

Je schneller ihm dies gelang, desto eher durfte er diese Mauern wieder verlassen. »Danke für den Einlass. Bringt Ihr mich nun zum Abt?«, fragte er.

Anstatt zu antworten, starrten die Mönche auf ihre nackten Zehen und stoben wortlos in verschiedene Richtungen auseinander. Nur einer blieb zurück. Als er ihm den Kopf zudrehte und etwas Licht in seine Kapuze fiel, erkannte Tuni die grauen Augen, die er durch den Schlitz gesehen hatte.

Mit einer Handbewegung bedeutete der Mönch ihm, zu folgen. Er trottete hinter ihm her, vorbei an unzähligen quadratischen Behausungen aus grauem Stein, die bis auf die Beete drumherum alle gleich aussahen.

»Wie viele seid ihr?«, fragte Tuni.

»Sechsendneunzig Brüder«, antwortete Grauauge.

Dann herrschte wieder Schweigen. Nun gut, die Frage war beantwortet.

Sie passierten einen besonderen Ort direkt an der Mauer – den Abort. Ein Flecken, der an Funktionalität und Schlichtheit kaum zu übertreffen war. Wände gab es keine, nur ein vorstehendes Dach, das an der Mauer befestigt war. Darunter befand sich eine Bank mit sechs Löchern im Holz für gemütliche gemeinsame Geschäfte. Vermutlich führte ein Abwasserkanal die Ausscheidungen unter der Mauer hindurch nach draußen.

Als sie die letzte Behausung erreichten, bedeutete Grauauge ihm, einzutreten.

»Äh, vorher würde ich noch gerne mit dem Abt sprechen«, versuchte er es erneut, doch der Mönch wiederholte seine Aufforderung. Türen gab es keine, nur einen groben Wollvorhang. Also schob er diesen zur Seite und betrat die kleine Zelle. Außer einem Bett mit einer Strohmatten und einer grauen Wolldecke gab es nichts. Keine Kiste für persönliche Dinge, keinen Schrank, keinen Tisch. Immerhin fiel ein wenig Licht durch ein kleines Fenster an der Seitenwand. Und nicht zu vergessen, ein quadratischer Steinklotz neben dem Türvorhang, in den ein Kreuz gemeißelt worden war. So schlicht und einfach die Behausungen auch waren – jeder Blutsteiner bewohnte sein eigenes Reich mit eigenem Altar.

Auf der Decke lagen Kleidungsstücke, wie sie die Mönche alle trugen.

Nichtssagend vielsagend zeigte Grauauge darauf.

»Das soll ich anlegen? Sollte ich nicht erst einmal ein Gespräch mit dem Abt führen, wie wir uns unsere gemeinsame Zukunft vorstellen?« Tuni fühlte sich überrumpelt, schon jetzt glitten ihm die Zügel aus der Hand. Er hatte das Gefühl, sich im freien Fall zu befinden, ohne zu wissen, wo und wie hart er aufschlagen würde.

Der Mönch schüttelte den Kopf und deutete auf ihn. »Ausziehen!« Dann wanderte sein Zeigefinger auf die neue Kleidung. »Anziehen.«

Wenn das zur Tradition gehörte und es sein Unterfangen erleichterte ... ergab sich Tuni seinem Schicksal. Er legte sein Wams, die Gürteltasche, Hose und Schuhe ab und streifte die graue Tunika über. Augenblicklich hatte er das Gefühl, dass das Gewand an jeder Stelle seines Körpers kratzte. Das nächste Stück Stoff sah aus wie eine lange Schürze. Fragend sah er Grauauge an.

Der Mönche presste eine Erklärung über die Lippen. »Das ist dein *Skapulier*. Es symbolisiert das Joch Christi und ist ein Zeichen von

bedingungsloser Hingabe.«

So bedingungslos wie hingebungsvoll zog sich Tuni die fast bis zum Boden reichende Schürze an. Danach schnürte er sich eine Kordel um die Hüfte, zum Schluss folgte der Kapuzenumhang. So, jetzt war er doch schon fast einer von ihnen. Er griff nach seinen Stiefeln.

»Nein«, lautete die schlichte, aber unmissverständliche Anweisung. »Wir wandeln barfuß über Gottes Erde, um dem Ursprung allen Lebens näher zu sein.«

»Gibt es keine Ausnahmen?«

»Hatten wir heute nicht schon genug Ausnahmen? Sie sind sündhaft. Wie auch der persönliche Besitz. Trenne dich von allen weltlichen Gütern.«

»Wenn es denn unbedingt sein muss«, sagte Tuni. »Was ist noch sündhaft?«

»Zu viele Fragen stellen.« Grauauge machte eine Pause, um Tuni Gelegenheit zu geben, seine Sünden zu bereuen. »Zu viel reden, zu viel essen, zu viel trinken, zu viel Eigenwilligkeit. Strikt verboten sind weltliche Vergnügen wie Tanzen, Musizieren und fleischliche Gelüste. Darüber hast du dir bestimmt bereits Gedanken gemacht.«

»Selbstverständlich.«

Grauauge sammelte Tunis abgelegte Kleidung mit spitzen Fingern und einer derart leidenden Miene ein, dass der Eindruck entstand, als bissen ihm Tunis Besitztümer in Arme, Finger und Seele.

»Soll ich hier warten, bis mich der Abt empfängt?«, fragte Tuni, während er sich am Rücken kratzte.

»Mäßige dein ständiges Gebrabbel. Als Novizenmeister bin ich zwar ermächtigt, zum Zwecke deiner Einweisung mein Schweigegelübde auszusetzen, doch gesprochen werden darf nur das Nötigste und wenn möglich nur die *Vesper* und die *Komplet*.«

Vesper klang gut, befand Tuni und verspürte augenblicklich Hunger. »Sprichst du vom Abendessen, Bruder?«, sagte er kumpelhaft und kratzte sich am Oberarm.

Den Blick, den er aus den Tiefen der Kapuze ertete, sprach Bände.

Mit grauer Miene antwortete der Mönch: »Ob du unser Bruder wirst, wird sich noch erweisen. Die *Vesper* ist das Abendgebet und die *Komplet* die letzte Fürbitte vor der Nachtruhe.«

Vom Beten wird ein Mann nicht satt, lag ihm auf der Zunge, doch er verkniff sich jede Erwiderung. Debattieren schien nicht unbedingt zum

Habitus der Blutsteiner zu gehören. Vermutlich war es strikt verboten.

»Bete und büße!«, riet ihm Grauauge und zeigte auf den Stein mit dem Kreuz, bevor er mit seinem Bündel unter dem Arm verschwand.

Tuni blieb allein in seiner Klosterzelle zurück und kratzte sich an der Schulter. So einsam und unverstanden hatte er sich schon lange nicht mehr gefühlt. Das Erste, was die Mönche einem Anwärter nahmen, war sämtliches Eigentum, das Zweite war sämtliches Zeitgefühl. Es saß auf seiner Strohmatten und überlegte, wie viele Stunden, er bereits hier verweilte.

Er hatte keine Ahnung, wie lange Grauauge ihn hier hatte schmoren lassen, als er plötzlich hinter dem Vorhang hervorlugte und ihm wortlos bedeutete, ihm zu folgen. Hoffnung keimte in Tuni auf. Wurde er endlich zum Abt vorgelassen? Der Miene des Mönches war nichts zu entnehmen, zumal er dessen Gesicht kaum sah – er hatte sich in seine Kapuze zurückgezogen wie eine Schnecke in ihr Haus. Erwartungsfroh machte sich Tuni auf den Weg, doch kaum hatte er einen Fuß auf den Kieselsteinweg gesetzt, begann die Tortur. Der Untergrund pikste und stach ihm in die nackten Fußsohlen. Hatten Generationen von Blutsteinern ihr Leben damit verbracht, die Kiesel im Klosterhof möglichst spitz zu schleifen? Er humpelte und humpelte hinter dem Novizenmeister her, der stramm auf die Kapelle zuhielt. Ein Gang über glühende Kohlen war nichts dagegen. Tuni spürte den Schmerz bis in die Knie.

»Autsch, ah, uh!«, machte Tuni, während er auf die nackten Füße seines Führers blickte, die unbekümmert über die spitzen Steine wandelten.

Der muss Hornhaut haben so dick wie die Außenmauern, dachte er neidisch. Wobei ... Neid mit Sicherheit ebenfalls strikt verboten war. Er hatte geahnt, dass sein Weg steinig sein würde, aber doch nicht so.

Ein frischer Wind ließ Tuni frösteln. Im Schutz der Wände und den vielen Menschenkörpern würde es gleich wärmer werden.

Als sie über den Pfad der tausend Qualen den Eingang zur Kapelle erreichten, drehte sich Grauauge zu ihm um. »Du nicht. Postulanten haben keinen Zutritt – erst als Novize wird es dir erlaubt sein, das Heiligtum zu betreten. So lange suche die Gnade des Herrn hier draußen.« Mit diesen Worten ließ er ihn stehen.

Was für ein Dilemma, dachte Tuni. Wie soll ich mich in der Kapelle umsehen, wenn ich sie nicht betreten darf. Ich muss mich doch vergewissern, dass sich die gesuchte Bibel darin befindet. Wenn ich damit warten muss, bis ich Novize bin, bin ich längst verhungert oder erfroren. Und auch Weibsbild,

Brunhild und Irmel können nicht so lange vor den Mauern ausharren.

Etwa drei Dutzend weitere Blutsteinerkapuzen schlurften ihn komplett ignorierend geradewegs hinein in das Kirchengemäuer. Ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, würde vermutlich ihre innere Kontemplation ramponieren.

Die Abendmesse begann. Vereinzelt drangen Psalmen, Lesungen und etwas wie eine Hymne, die jedoch nicht gesungen, sondern *gehmt* wurde, an sein Ohr.

Hmmmm. Hm. Hmm.

Es dauerte so lange, wie es dauerte. Währenddessen fror Tuni am ganzen Körper, obwohl seine Füße lichterloh brannten. Eine neue, ganz und gar spirituelle Erfahrung zwischen heiß und kalt, Leben und Tod, Himmel und Hölle. Irgendwann tauchte Grauauge wieder auf und geleitete ihn zu seiner Behausung. Kaum zu glauben, aber wahr: Der Weg zurück über die Kieselsteine erwies sich aufgrund seiner bereits wunden Fußsohlen als noch schmerzvoller als der Hinweg. Wieso hatte er sich nur seine beiden Stiefel *Wille* und *Tat* abnehmen lassen?

Erschöpft sank Tuni auf die Strohmatten und betrachtete seine blutenden Fußsohlen. »Was nun?«, fragte Tuni. »War der Abt eben in der Kapelle dabei gewesen?«

»Bei der *Vesper* ist er nie anwesend«, erklärte der Novizenmeister.

»Und der Prior?« Tuni knibbelte sich einen Hautfetzen von der Fußsohle.

»Auch der nicht. Und selbst wenn, hätten sie nicht mit dir parliert. Als bedeutendstes Gebet des Abends dient die *Vesper* der inneren Einkehr. Wir suchen das Zwiegespräch mit Gott. Dabei danken wir dem Herrn für den Tag und erbitten Schutz für die Nacht. Allein das tiefe seelische Verweilen in Gottes Gegenwart steht im Vordergrund und keinesfalls irgendein inhaltsleeres Gebrabbel untereinander.«

Tuni nickte. Er bemühte sich redlich, den spirituellen Weg der Mönche zu verstehen. »Was geschieht nun? Habt ihr den Abend zur freien Verfügung? Ich meine, haben wir ihn zur freien Verfügung. Um was zu essen, zum Beispiel.«

Die Augen in der Kutte glühten wie Tunis Füße. »Nach der *Vesper* wird für den Rest des Tages gefastet. Jeder Augenblick unseres Daseins ist von Pflichten und Diensten erfüllt. Schon bald verrichten wir zusammen die *Komplet*, das letzte Gebet des Tages. Danach beginnt das große Schweigen, kein Wort wird mehr über meine Lippen schlüpfen.« So sagte es Grauauge

und verschwand.

Mit Anbruch der Dämmerung begann die gleiche Prozedur wie bei der *Vesper*. Zum Abendgebet versammelten sich die Mönche in der Kapelle, weshalb ihn Grauauge abermals abholte. Am Eingang wurde er wieder zurückgelassen und musste warten, bis die Mönche fertig gebetet hatten.

Niemand beachtete ihn, von der Gottesandacht vernahm er nur einige Wortfetzen. Zum Ende der *Komplet* hatte sich auch die Sonne verabschiedet. Tiefe Finsternis breitete sich über dem Kloster aus, was Tuni zupasskam, denn so sahen seine zukünftigen Brüder nicht, wie er das letzte Stück zu seiner Behausung auf allen vieren zurücklegte. Zwar schnitten ihm die Messerkiesel nun auch noch die Hände und Knie auf, doch so konnte er seine geschundenen Fußsohlen schonen. Zudem tröstete er sich mit dem Gedanken, dass allem Anschein nach jeder, der ein Ordensmitglied werden wollte, zunächst die Steine mit seinem Blut tränken musste.

Dass sich Grauauge nicht mehr blicken ließ, konnte Tuni verschmerzen, da der Mönch ohnehin geschwiegen hätte. Er schaffte es gerade noch, Umhang und Jochschürze abzulegen, bevor er erschöpft auf sein Nachtlager fiel. Er hoffte auf einen gebets- und steinlosen Schlaf. Tuni schloss die Augen.

Es bimmelte. Er schreckte hoch.

Hatte er überhaupt geschlafen? Vielleicht ein paar Atemzüge. Seine Füße und Hände schmerzten, auch sein Verstand litt, denn im Augenblick fehlte ihm jede Erklärung für sein Dasein.

Es dauerte einen Moment, bis er begriff – er befand sich im Kloster Blutstein und suchte den *Codex Sinaiticus*. Es dunkel zu nennen, wäre untertrieben. Ihm war, als wäre sein Kopf in einen Eimer Pech getaucht worden. Eine solch tiefe Schwärze hatte er noch nie erlebt. Möglicherweise war es dem Mond strikt verboten, über diesem Kloster zu scheinen. Es musste mitten in der Nacht sein, doch die Bimmelei hörte nicht auf. Er stand auf und lugte durch die Türöffnung. Männer mit grauen Umhängen und hochgezogenen Kapuzen versammelten sich im Hof und schritten auf die Kapelle in der Mitte zu.

Da kommen sie doch gerade her, dachte Tuni. Ob die alle was vergessen haben?

Mit einer Kerze in der Hand bog Grauauge um die Ecke. »Hier!« Er

drückte ihm zwei Stofflappen in die Hand. »Nass machen.«

Tuni sah ihn erstaunt an, offenkundig durfte wieder gesprochen werden. Er bekam Übung darin, mit einem unwissenden Blick gezielt Fragen zu stellen. Solche wie: Warum weckt ihr mich mitten in der Nacht? Soll ich jetzt mit den Lappen meine Zelle durchwischen?

»Wickele sie feucht um deine Füße und mache sie so schmutzig wie möglich.«

Oh! Tuni verstand. Ihm widerfuhr ein Akt der Nächstenliebe. Die Lappen sollten seine Füße schonen. Und in trockenem Zustand würde der erstarrte Dreck seinen Fußsohlen zusätzlichen Schutz bieten.

»Hab Dank«, sagte er.

»Komm!«

Wieder übte sich Tuni darin, nicht mit dem Mund, sondern mit den Augen zu fragen.

»Auf zum Gebet der *Vigilien*«, antwortete der Mönch.

Tuni konnte ein Gähnen nicht unterdrücken. Dann verstand er. Der Novizenmeister machte keine Scherze, denn die hatten mit Sicherheit keine Tradition bei den Blutsteinern. Der Kapelleneingang rief. »Wie spät haben wir?«

»Sehr spät. Beinahe zwei Uhr – es wird höchste Zeit.«

Tuni warf sich Skapulier und Umhang über und schnappte sich die beiden Lappen.

Schon zwei Uhr, dröhnte es in seinem Schädel. Begannen die Blutsteiner etwa mitten in der Nacht mit ihrem Gebetsreigen? Tuni taumelte hinter Grauauge her. Er war noch so müde, dass er den Schmerz der Kiesel klaglos ertrug. Am Brunnen tauchte er die Lappen in den Eimer und wickelte sie sich um die Füße.

Am Eingang der Kapelle angekommen sagte Gauauge: »Erbitte die Gnade des Herrn hier draußen.« Dann ließ er ihn stehen.

Erwache aus diesem schlimmen Traum, Tuni.

Er presste sich in den Türrahmen, um dem eisigen Nachtwind zu entgehen. Es half wenig, unerbittlich verfolgte ihn die Kälte. Die Art von klammer Kälte, die bis ins Knochenmark kroch, um Einsamkeit und Verzweiflung den Weg zu bereiten.

Fang jetzt nicht an zu heulen, beschwor er sich.

Die Füße kribbelten, sein Herz pochte. So hart wie als Mönchsanwärter hatte er in seinem bisherigen Leben noch nie gearbeitet.

Wenn sich jetzt Schlauberger mit weisen Sprüchen zu Worte meldet, drehe ich durch, dachte er.

Doch der schlief offenbar noch tief, so konnte Tuni in aller Ruhe dem gemeinschaftlichen Beten der Mönche aus dem Inneren der Kapelle lauschen. Nach Leidenschaft klang das Gemurmel nicht gerade. Ach ja, Leidenschaft war mit Sicherheit strikt verboten.

Die Kälte fraß sich in Tunis Körper und ließ seine Knochen klappern. Nach so kurzer Zeit war er bereits um eine weitere Lebenserfahrung reicher: Nie hätte er es für möglich gehalten, dass sich ein Mensch so sehr nach einer schlichten Strohmatten und einer Woldecke sehnen konnte.

Endlich beendeten die Mönche das morgendliche Ritual. Nach dem Gebet der *Vigilien* trat Grauauge auf ihn zu. »Folge mir ins Haupthaus.«

Endlich!, dachte Tuni. Er bringt mich zum Abt.

Die Freude ließ ihn glatt seine schmerzenden Füße vergessen – mindestens zwei Wimpernschläge lang. Sie betraten das nach der Kapelle zweitgrößte Gebäude des Klosters – ein schmuckloser Kasten mit einer Reihe Fenster, nicht ganz so breit wie Schießscharten. Sonnenlicht schienen die Mönche zu meiden, ein Grund mehr, warum sie im Schatten ihrer Kapuzen lebten.

Grauauge führte Tuni durch einen langen Flur in eine Kammer, die mit drei schlichten Kerzen auf gusseisernen Ständern beleuchtet wurde. In der Mitte stand ein Stuhl, an einer Wand ein Halbschrank, daneben eine Kommode.

»Die Kopfbedeckung«, sagte Grauauge.

Aber natürlich, ein Gebot der Höflichkeit, wenn er gleich dem Oberhaupt des Klosters gegenüber treten würde. Erwartungsfreudig schob er die Kapuze zurück.

»Setzen«, sagte Grauauge.

Tuni nahm auf dem Stuhl Platz.

Ein Mann, deutlich jünger als der Novizenmeister, trat ein. Den Abt hatte sich Tuni älter vorgestellt. Der Neuankömmling trat hinter ihn und griff ihm ins Haar.

»He, was soll das?«

Grauauge erklärte: »Du trägst die Haare schamlos lang wie ein Weib. Beweise deine Demut und Hingabe, befreie dich von eitler Sündhaftigkeit.«

Es sind doch nur Haare! Darüber verliert Grauauge aber plötzlich eine Menge Worte, dachte Tuni.

»Können wir das nicht auf später verschieben? Nachdem ich mit dem Abt

gesprachen habe?«, fragte er.

»Unter keinen Umständen wird dich der Abt mit einem solchen Zeichen der Selbstgefälligkeit empfangen.«

Er hörte die Schere schon schnippen. Damit lief das Fass über. Er wollte nur noch eines: Fort von den Blutsteinern, raus aus diesen Gemäuern. Schlafen und essen. Oder umgekehrt. Tuni beschloss aufzuspringen und seinen sofortigen Abschied von der Gemeinschaft zu verkünden.

Doch ausgerechnet jetzt wachte Schlauberger auf und meldete sich eindringlich zu Wort: *Obacht! Jetzt bist du schon so weit gekommen, hast es beinahe geschafft und verfällst wieder in alte Denkmuster. Willst du wirklich schon wieder wegrennen? Ziehe es wenigstens diesmal durch, lass es geschehen. Du hast es eben selbst gedacht, es geht nur um Haare – die wachsen nach.*

Wie in guten alten Zeiten hielt sein Inselstolz dagegen. Wächst dein Selbstwertgefühl auch nach? Bei den Blutsteinern überrollt eine Sturmflut nach der anderen deine Insel.

Er spürte seinen Kopf wackeln – doch leider nicht von links nach rechts, sondern von oben nach unten. Das schwache Nicken genügte, sofort werkelte der Mönch mit Schere und Messer an seinem Kopf herum. Er sah seine Locken zwischen die Füße purzeln.

Einmal begonnen fügte er sich seinem Schicksal. »Verpasst ihr mir auch eine Tonsur?«, fragte er. Im Grunde war es ihm egal, er hatte ein Teil von sich aufgegeben. Für die Blutsteiner? Für Gott? Vor allem für Weibsbild. Er rief sich seine Aufgabe zurück ins Gedächtnis. Ich muss die Bibel finden.

»Für die Tonsur des Ordens musst du dich zunächst als würdig erweisen. Du bekommst sie erst nach einem erfolgreichen *Noviziat*«, erklärte Graauge.

Es dauerte nicht lange und die Haare waren verschwunden. Nein, eigentlich waren sie noch da, sie schmückten nur nicht mehr sein Haupt, sondern den Boden unter dem Stuhl. Einen Spiegel gab es nicht – vermutlich galt dies als Teufelszeug, als Inbegriff von Eitelkeit. Fassungslos fuhr sich Tuni über das kurze Gestrüpp auf seinem Kopf. Ein Meister seines Faches war dieser Barbier mit Sicherheit nicht. Das war also der Grund, weshalb die Mönche allenthalben ihre Köpfe unter den Kapuzen verbargen.

»Ein letztes Mal werde ich dich geleiten, danach wirst du deinen Weg allein finden müssen.«

Ständig verfolgten ihn Ausformungen seines Schicksals, dessen Fäden andere in der Hand zu halten schienen. Den Weg allein finden. Auf den Weg

machen. Gehe deinen Weg. Er konnte es nicht mehr hören. Wenn es überhaupt Wege gab, dann Umwege. Und den Weg zurück in seine Zelle würde er schon finden, der war eher steinig als kompliziert.

Grauauge führte ihn zum Brunnen wenige Schritte neben der Kapelle. »Reinige dich, du hast es nötig. Doch spare mit dem Wasser, der Brunnen trocknet langsam aus. Schon jetzt im Frühling ist sein Wasserstand niedrig. Der Sommer wird dornenreich. Gott will uns prüfen.« Mit diesen Worten verschwand er samt seiner Kerze in einer der grauen Zellen an der Nordmauer.

Tuni stand mitten im Klosterhof im Dunklen, ohne Haare, ohne Schlaf. Und jetzt wurde auch noch das Wasser knapp. Auf einer kurzen Leine neben dem Brunnen hingen einige Lappen. Er nahm einen davon, tunkte ihn in den Eimer und rieb sich mit dem eiskalten Wasser den Oberkörper ab.

Als er sich halbwegs gereinigt und noch mehr geläutert fühlte, schlurfte Tuni zurück in seine Behausung.

Was für ein Beginn seines neuen Lebens. Er freute sich auf sein Strohbett, denn irgendwann mussten die Mönche ja mal schlafen.

Doch weit gefehlt, schnell stellte sich heraus, dass der Arbeitstag der Blutsteiner bereits in vollem Gange war. Zwischen den gemeinschaftlichen Gebeten in der Kapelle beteten sie für sich allein. Aus vielen Zellen, die er passierte, drang das Gemurmel der Fürbitten an seine Ohren. Einige Mönche kamen ihm entgegen, andere begannen im Schein des spärlichen Kerzenlichtes ihre Gärten zu pflegen. Woher nahmen die Blutsteiner so viel Kraft?

Zur fünften Stunde des Tages kamen sie wieder in der Kapelle zusammen, um die *Laudes* zu begehen. Grauauge hatte ihm dringend nahegelegt, unter keinen Umständen eines der Gebete zu verpassen. Es wäre von außerordentlicher Wichtigkeit, dass er jede Fürbitte am Eingang der Kapelle in stiller Demut begleitete.

Zur sechsten Stunde des Vormittags versammelten sie sich zur *Prim*, zur neunten zur *Terz*.

Danach gab es im Kapitelsaal des Haupthauses endlich etwas zu essen. Der schlichte Saal entsprach der asketischen Lebensweise der Mönche. Innerhalb der grauen Steinwände befand sich nichts Überflüssiges. Immerhin standen Holzbänke an beiden Seiten der langen Tische, sodass Tuni im Sitzen essen konnte. Er stellte seine Holzschale vor sich und begutachtete den

Inhalt: ein Stück Brot, ein Stückchen Käse so groß wie ein Taubenei sowie eine Walnuss so groß wie eine Walnuss. Alle Mönche bekamen das Gleiche, schweigend nahmen sie ihr karges Mahl ein. Wasser wurde in Tonbechern gereicht, nachgeschenkt wurde nicht – offenbar bereitete die Wasserknappheit den Mönchen ernsthafte Sorgen. Obgleich sicherlich drei Dutzend Brüder gleichzeitig ihr Mahl zu sich nahmen, herrschte Ruhe im Saal. Kein Schmatzen, Schlürfen, Rülpsen oder sonstiges sündhaftes Körpergeräusch. Und schon gar kein Wort. Nur die Walnüsse knackten beim Öffnen ein wenig gotteslästerlich. Die Kapuzen halfen den Mönchen, bloß nicht nach links oder rechts gucken zu müssen.

Gottlob, zwischen den Gebeten verblieb Zeit zu beten.

Eherne Regeln hielten die Gemeinschaft der Mönche zusammen. Obgleich sie sich zu acht Gebeten am Tag zusammenfanden, waren sie viel mit sich allein und Gott beschäftigt; in der Einsamkeit suchte jeder für sich den Weg zum wahren Glauben.

Wieder wartete Tuni vor dem Eingang der Kapelle auf Erleuchtung. Seine zweite *Vesper* stand bevor – das bedeutete, er war erst einen guten oder weniger guten Tag hier. Es kam ihm vor wie ein Monat. Was die anderen wohl machten? Ihm fiel ein, dass nach diesem Gebet nicht mehr gesprochen werden durfte, also hielt er in den ihm entgegenkommenden Kapuzen Ausschau nach Graauge. Tatsächlich erkannte er den Mönch am Gang, als er an ihm vorbei in die Kapelle gehen wollte.

»Wann empfängt mich der Abt?«, fragte Tuni.

»Ich trage ihm deine Bitte morgen in der Früh vor«, antwortete der Novizenmeister und verschwand im Inneren.

Auch der nächste Tag begann kurz vor zwei Uhr morgens mit Gebimmel. Respekt, diese Mönche waren eisenhart. Nur die Hoffnung, heute den Abt nach der Bibel fragen zu dürfen, gab Tuni Kraft für die anstehenden Rituale.

Nach der *Prim*, deren Gemurmel Tuni andächtig vor der Kapelle lauschte, kam Graauge auf ihn zu. »Folge mir.«

Die Erwartungsfreude ließ Tuni beinahe über die spitzen Kiesel schweben. Sie hielten auf das schmucklose Langhaus zu, in dem er seine Haare hatte lassen müssen.

Diesmal geleitete ihn der Mönch in eine andere Kammer, etwas größer als beim ersten Mal, doch genauso schlicht.

Dort erwartete ihn ein am Tisch sitzender Mann, der sich mit beiden Unterarmen abstützte. Seine Hand zitterte, als er Tuni mit einer einladenden Geste den freien Stuhl ihm gegenüber anbot. In einer Ecke kauerte ein weiterer Mönch auf einem Schemel, die obligatorische Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Er schien zu dösen.

Tuni nahm Platz. Als er seinem Gegenüber ins Gesicht blickte, wäre er beinahe mit seinem Stuhl nach hinten gekippt. Der Greis starrte ihn mit roten, toten Augen an, über denen zwei zornige Augenbrauen wucherten. Seine Nase erinnerte an einen Greifvogel, die spitzen Wangenknochen schienen sich jeden Augenblick durch die fahle Haut zu bohren. Doch all dies war nichts gegen den unteren Teil seines Gesichts. Dicke Fäden zogen sich quer durch die Ober- und Unterlippen, der Mund wirkte wie eine einzige riesige Wunde, die grob vernäht wurde. Fassungslos starrte Tuni den Alten an, obgleich er wusste, dass dies nicht unbedingt dem Gebot der Höflichkeit entsprach.

Grauauge sagte: »Der Abt möchte sich einen Eindruck von unserem neuen Postulanten verschaffen. Er heißt dich im Kloster Blutstein willkommen.«

Sein unscheinbares Nicken sollte diese Worte wohl bestätigen.

Die Gedanken in Tunis Kopf purzelten durcheinander. Wollte der Abt so sein Schweigegelübde einhalten? Würde er sich überhaupt mit ihm unterhalten können?

»Gewöhnlich empfängt der Abt die Postulanten erst nach Ablauf von sieben Tagen, doch du hast in großer Eile und Ungeduld um ein Gespräch gebeten. Du kannst dich glücklich schätzen, dass der Abt dir deine Bitte erfüllt.«

Tuni nickte, der Greis gegenüber auch.

Grauauge fuhr fort: »Falls du diese Gemäuer doch lieber wieder verlassen möchtest, dann sage es jetzt.« Die Betonung seiner Worte machte klar, dass der Mönch genau dies erwartete.

»Aber nein, es gefällt mir ganz prima hier. Ich möchte eine Bitte vortragen.«

Schweigen. Jedoch ein anderes Schweigen als es sonst in diesen Mauern Tradition hatte.

»Mein sehnlichster Wunsch besteht darin, einmal die *Eine Bibel* berühren zu dürfen. Wo sonst wird das Wort Gottes auf einzigartige Weise vergegenständlicht. Deshalb erlaubt mir bitte, den *Codex Sinaiticus* zu sehen.«

Verblüffung würde Tuni es nicht nennen, was sich in den roten Augen seines Gegenübers abspielte, doch eine gewisse Neugier sorgte für eine Spur Lebendigkeit.

Grauauge fungierte eindeutig als Mund des Alten. »Erst als Novize kann deiner Bitte entsprochen und dir Einblick gewährt werden. Erst dann erhältst du Zutritt zur Kapelle und darfst vor den Altar treten, auf dem das Buch der Bücher seinen Platz hat.«

Ursprünglich hatte Tuni überlegt, ob er dem Abt nicht reinen Wein einschenken und ihn darum zu bitten sollte, Weibsbild einen kurzen Blick in die Bibel werfen zu lassen. Doch nach den Eindrücken der letzten Stunden kam er zu dem Schluss, dass dies ein vollends hoffnungsloses Unterfangen war. In diesen Gemäuern zählte ausschließlich die strenge Klausur – ein traditionelles Geflecht aus Ordensgelübde und Gebeten. Armut, Keuschheit und Gehorsam prägte das Miteinander. Niemals würde eine Frau über die spitzen Kiesel wandeln dürfen.

»Wie lange dauert das Postulat?«, fragte Tuni, obgleich er die Antwort fürchtete.

»Nach 365 Tagen wird entschieden, ob du in den Stand des Novizen erhoben wirst, falls dies dann immer noch dein Wunsch sein sollte.«

Sein düsteres Gegenüber nickte wieder und zeigte zitternd auf einen Krug auf der Kommode. Grauauge füllte einen Tonbecher und stellte ihn vor den Abt auf den Tisch. Der zog einen Schilfstängel aus dem Inneren seiner Tunika, stopfte ihn zwischen zwei Nähten in den Mund und saugte das Wasser ein.

Was blieb noch zu sagen? Er hatte erfahren, was er wissen wollte. »Ich danke Euch für den Empfang«, sagte Tuni. Vermutlich waren die Herrschaften froh, so schnell wieder schweigen und beten zu dürfen.

»Der Abt hat noch Fragen«, sagte der Novizenmeister.

»Oh!«, rutschte es Tuni heraus.

Der Mönch fuhr fort: »Was gedenkst du, in die Gemeinschaft der Blutsteiner einzubringen?«

Puh, was für eine Frage.

»Gebt mir Zeit, in tiefer Demut darüber nachzudenken«, bat Tuni.

Der Abt nickte langsam. Allzu schlecht schien seine Antwort nicht gewesen zu sein. Doch der Alte war noch nicht fertig, er drehte Gauage die Kapuze zu und brummelte etwas völlig Unverständliches.

»Wer hat vor den Mauern des Klosters das lasterhafte Lied auf der Laute gespielt?«, übersetzte Letzterer.

»Das ... war ich. Doch ich habe die Laute zurückgelassen. Sie passt nicht mehr in mein jetziges Leben«, bemühte er sich zu versichern.

Die Augen des Abtes schienen zu bluten.

Wieso hatte Irmel ausgerechnet vor den heiligen Toren des Klosters den *Bimbatz* hören wollen?

»Ich soll dir ausrichten, dass dies das Grässlichste war, das ihm jemals zu Ohren kam.«

Umso erstaunlicher, dass letztendlich der *Heilige Bimbatz* die Tür zum Kloster geöffnet hatte.

Der Alte schwenkte seine Hand. Ein klares Zeichen, dass die Unterredung nun beendet war.

»Gehen wir«, sagte Grauauge.

Sie ließen die beiden Männer in der Kammer zurück und traten auf den Hof.

»Hab Dank«, sagte Tuni zu Grauauge. »Bislang bist du mein einziger Freund.«

»Der Herr ist dein Freund«, lautete die Antwort.

»Wer war der andere Mönch in der Kammer?«

»Der Prior. Seine Stimme hat viel Gewicht. Gegen seinen Willen wird kein Postulant in den Orden aufgenommen.«

Erst jetzt fiel Tuni auf, dass er nicht einmal Grauauges richtigen Namen wusste. »Wie heißt du?«, fragte er.

Doch der Blutsteiner hatte sich schon umgedreht und marschierte zu seiner Behausung zurück.

Auch Tuni begab sich zu seiner Buß- und Betzelle. Dabei nahm ein Plan in seinem Kopf Gestalt an. Der *Codex Sinaiticus* befand sich in der Kapelle. Die Zeit zwischen *Komplet* und *Vigilien* sollte genügen, um dem Heiligtum einen geheimen Besuch abzustatten. Am besten gegen Mitternacht, wenn die Mönche tief schliefen. Er würde auf das Dach des Aborts klettern und von dort ein Seil auf die andere Seite der Mauer werfen, sodass Weibsbild hochklettern konnte. Ein guter Plan, fehlte nur noch das Seil. Tuni begab sich auf die Suche. Gar nicht weit von seiner Zelle befand sich eine Art Geräteschuppen in Form eines Holzverschlages. Fein säuberlich reihten sich dort zahlreiche Werkzeuge aneinander. Auf der einen Seite standen Harken, Hacken, Schaufeln, Rechen und Besen. Gegenüber hingen an Haken jede

Menge Hämmer in verschiedenen Größen sowie Zangen, Ahlen und Sägen. Auf dem Boden stapelten sich ineinandergesteckte Holzeimer. Hier gab es wahrlich alles – bis auf einen Strick, ein Tau oder ein Seil.

27 Die Frucht

Ihre Laune verschlechterte sich mit dem Lauf der Sonne. Weibsbild arbeitete dagegen an, denn sie wollte Irmel und Brunhild nicht zur Last fallen. Schon beinahe zwei Tage harrten sie vor diesen vermaledeiten Mauern aus und warteten auf ein Zeichen Tunis. Prompt bekam sie ein schlechtes Gewissen, niemals hätte sie zulassen dürfen, dass sich der Barde so sehr für sie einsetzte. Zunächst hatte es so ausgesehen, als müssten sie unverrichteter Dinge umkehren und, wenn überhaupt, im Dezember nochmal ihr Glück versuchen. Doch wider Erwarten hatten sich die Ereignisse überschlagen, und schon war Tunis im Kloster verschwunden. Zwar kannte sie den Orden der Blutsteiner nicht, doch sie wusste, dass die Kartäuser zu den strengsten Katholiken im Reich zählten. Aus diesem Grund lag es auf der Hand, dass sie sich Sorgen um den Barden machte.

Es war bereits später Nachmittag, als Brunhild und Irmel sich auf der Ladefläche des Karrens im Schneidersitz gegenüber saßen und sich bei einem Klatschspiel vergnügten. Immer schneller trafen ihre Handflächen aufeinander, wobei sie rhythmisch dazu passend einen Reim aufsagten. Irgendwas mit pitsch, patsch, klatsch, kreuz und quer, klatsch, patsch, pitsch, einmal mehr und umgekehrt. Oder so ähnlich – sie hörte nicht mehr hin.

Für so etwas bin ich viel zu alt, überlegte Weibsbild. Dabei kann auch ich gut klatschen, wobei die anderen danach nicht mehr zurückklatschen. Woher nehme ich meine Kraft?

Weibsbild bewunderte Brunhild, wie gut sie mit Kindern umgehen konnte. Auch mit großen Kindern wie Tunis. Oder mit solchen, die ihre Kindheit vergessen hatten.

Sie hatte die Frau auf Anhieb ins Herz geschlossen.

Irmels hohes Lachen holte sie aus ihren Gedanken zurück und zauberte ihr den Ansatz eines Schmunzelns auf die Lippen.

Die beiden konnten nicht genug bekommen von ihrem Geklatsche und Gepatsche und Gequatsche.

»Ich vergesse immer, dass es beim dritten Mal überkreuz geht«, rief das Mädchen.

»Wenn alles auf Anhieb klappt, ist es halb so lustig«, gluckste Brunhild. »Nun wird es aber langsam Zeit, sich ums Abendessen zu kümmern.«

Dieser Frau gelang es, aus nichts ein schmackhaftes Mahl zuzubereiten. Sie verschwand einfach eine Weile im nahegelegenen Buchenwald und

brachte einen Haufen essbarer Pflanzen, Wurzeln, Pilze und Beeren herbei.

Weibsbild wünschte, sie könnte die Zeit mit ihren beiden neuen Gefährtinnen unbeschwert genießen, doch dazu fehlte ihr die innere Ruhe. Immer wieder stahl sich ihr Blick in Richtung Mauer, wo Tuni ihr ein Zeichen geben wollte. Wobei dies sicherlich nicht am Tag geschehen würde. Bei dieser zur Untätigkeit verdamnten Warterei halfen selbst ihre außergewöhnlichen Fähigkeiten nicht weiter.

In der ersten Nacht hatte sie sich mit Brunhild die Wache geteilt, doch Tuni war nicht aufgetaucht. Sie könnte es sich niemals verzeihen, wenn der Barde in dem Kloster zu Schaden käme. Weibsbild wollte sich ein Beispiel an Brunhild nehmen, die mit Sicherheit auch kein unbeschwertes Leben hinter sich hatte, und dennoch das Kunststück fertigbrachte, Gelassenheit mit Lebensweisheit zu verschmelzen. Eine bewundernswerte Gabe. Dabei war sie gerade einmal halb so alt wie Weibsbild, wenn es nach den Erzählungen der Krumsaler ging. Sie versuchte sich das Leben des kleinen Mädchens, das Sturzel gerufen wurde, vorzustellen, doch es gelang ihr nicht. Und schon gar nicht, wenn sie all den Schauergeschichten der Dorfbewohner Glauben schenkte. Bevor sie selbst anfang, sich als Ghula zu sehen, wollte sie lieber verrückt werden.

Nach dem Abendessen legten sich Irmel und Brunhild auf dem Karren schlafen. Weibsbild übernahm die erste Nachtwache. Regungslos saß sie auf einem Stein und hielt nach einer Bewegung auf den Mauern des Klosters Ausschau. Sie beneidete Tuni nicht um seine Aufgabe. Sie konnte sich lebhaft vorstellen, dass es für ihn eine gewaltige Herausforderung darstellte, mit der mönchischen Lebensweise innerhalb der Klostermauern zurechtzukommen. Ob er in Erfahrung bringen konnte, wo sie den *Codex Sinaiticus* aufbewahrten?

Egal was noch geschehen mochte, sie wusste bereits jetzt, dass sie ihrem Kameraden für seine treue Hilfe ewig dankbar sein würde.

Aber wenn er nicht bald auftaucht, fresse ich ihn nach bester Ghula-Manier mit Haut und Haaren, dachte sie.

Kaum hatte sie diesen Gedanken zu Ende gegrollt, schob sich ein Kopf über die Mauer. Ein kapuzenbewehrter Kopf. Weibsbild sprang auf. Ein Arm winkte ihr zu – es konnte sich um keinen anderen als Tuni handeln. Im fahlen Mondlicht sah Weibsbild ein Seil über die Mauer fallen. Schnell lief sie zum Karren und weckte Brunhild. »Tuni ist aufgetaucht und hat ein Seil für mich

runtergelassen. Ich klettere jetzt ins Kloster, passt gut auf euch auf. Ich bin so schnell wie möglich wieder zurück.«

»Hab verstanden. Mache dir um uns keine Sorgen. Viel Erfolg«, flüsterte Brunhild.

Weibsbild freute sich, dass sie endlich etwas tun konnte. In wenigen Sätzen erreichte sie die Mauer. Sie packte das Seil, stemmte die Füße gegen die grauen Steine und zog sich Stück für Stück hoch. Als sie auf der Mauerkrone angekommen war, bekam sie einen Schreck. Wer war dieser Mönch, der sie in Empfang nahm? Kampfbereit ballte sie die Fäuste.

»Erkennst du mich nicht? Ich bin es«, flüsterte eine vertraute Stimme. Er schob seine Kapuze ein wenig nach hinten.

»Du bist ja kaum wiederzuerkennen. Was haben sie mit deinen Haaren angestellt?«, fragte Weibsbild.

»Mir war klar, dass ich nicht ungeschoren aus der Sache herauskommen würde, doch das ist meine geringste Sorge«, antwortete Tuni. »Komm. Wir müssen uns auf das Abort-Dach hinunterlassen und von dort in den Hof klettern. Die Bibel befindet sich in der Kapelle in der Mitte des Klosters.«

Sie nickte. In der kurzen Zeit schien der Barde einiges erlebt zu haben, doch im Augenblick blieb keine Zeit für Erzählungen. Sie folgte ihm schweigend. Ihre Nase protestierte, hier stank es erbärmlich. Mit einem Sprung landete sie im Abort des Klosterhofes. Tuni hatte das Seil um eines der Sitzlöcher in einem langen Brett geschlungen.

»Schnell – wenn einer der Mönche mal muss, haben wir ein Problem. Oder, falls einer von ihnen Durst bekommt und Wasser vom Brunnen holen möchte, denn von dort habe ich das Seil gemopst«, flüsterte Tuni.

Es knirschte unter ihren Sohlen, als sie ihm zur Kapelle folgte. Tuni hingegen trat nahezu geräuschlos auf. Was trug er an den Füßen? Lappen? Es blieb keine Zeit, sich zu wundern. Sie erreichten die Pforte des Gotteshauses und traten ein. Tuni zog die Tür hinter sich zu. Zwei Nachtkerzen glimmten vor sich hin und erzeugten einen dürftigen Lichtschein, doch es musste reichen. Auf den in engen Reihen aufgestellten Holzbänken war Platz für an die hundert Mönche. Durch einen schmalen Gang in der Mitte schritt Tuni auf ein massiges hölzernes Kreuz zu, an dem der leibhaftige Jesus gehangen haben könnte. Davor befand sich ein mit einem weißen Leinentuch bedeckter Tisch, darauf ein Kelch, eine Hostienschale sowie ein Messbuch. Weibsbild hatte nur Augen für Letzteres, sie fühlte ihr Herz pochen. War sie am Ziel? Im nächsten Augenblick meldete sich ihr Verstand. Unmöglich, dafür war

das Missale zu klein, zu dünn, zu unscheinbar. Nie und nimmer handelte es sich dabei um den *Codex Sinaiticus*.

Tuni schlug das Büchlein auf und schüttelte den Kopf. »Das ist nicht, wonach wir suchen, doch die *Eine Bibel* muss irgendwo in diesen Mauern aufbewahrt werden.«

Gründlich durchsuchten sie das Innere der Kapelle, was einigermaßen schnell vonstattenging, da der schlichte Raum weder Nischen noch Winkel noch Verstecke aufwies. Außer den Holzbänken, dem Kreuz und dem Altartisch mit der schlichten Ausstattung befand sich nichts in der Kapelle.

»Ich verstehe das nicht. Sie haben mir versichert, dass der Codex beim Altar in der Kapelle liegt.«

Als sie dem verzweifelten Tuni ins Gesicht blickte, schluckte Weibsbild ihre Enttäuschung herunter. Der Barde hatte sein Bestes gegeben, er hatte sich für sie aufgeopfert. Sanft drückte sie seinen Oberarm. »Du hast alles versucht, Tuni. Mehr als das. Lass gut sein, wir verschwinden jetzt gemeinsam von hier. Ich finde eine andere Möglichkeit.«

Bedröppelt senkte er den Kopf. »Tut mir leid. So oder so verbleibt keine Zeit mehr, bevor die ersten Mönche zu den *Vigilien* erscheinen, wir müssen gehen.«

Leise öffnete Tuni die Pforte, und sie traten in die Nacht hinaus. Trotz oder aufgrund der Dunkelheit blinzelte Weibsbild. Um die hundert stumme Kapuzengestalten formten einen Halbkreis um sie herum. Sie schnappte nach Luft, denn sie spürte deren Blicke regelrecht auf ihrem Körper. Eine bisher nicht gekannte Gemütsregung erfasste Weibsbild – sie fühlte sich ertappt und heillos überfordert. Die Situation, als sie auf Alariks Hof den vier Söldnern gegenübergestanden hatte, war ein Klacks dagegen gewesen. Damals hatte sie Alariks Familie gegen gedungene Mörder verteidigen müssen. Die Lage heute unterschied sich eklatant. Zum einen musste sie Tuni schützen, das hatte sie ihm schließlich versprochen. Voreilig, wie sich nun herausstellte – wie sollte sie gegen diese Übermacht bestehen. Zum anderen, und das wog noch schwerer, befand sie sich im Unrecht. Sie hatte die Regeln der frommen Mönche gebrochen – eine ungebetene Fremde, eine Frau, die nicht nur ins Kloster, sondern sogar in deren Heiligtum eingedrungen war. Sie schämte sich für diese Schandtat! Sie hatte nicht das Recht, gegen diese Männer die Hand zu erheben.

Sie ignorierte den Knoten in ihrem Hals und brachte mit klarer Stimme hervor: »Ich gestehe es ein, ich habe gesündigt. Bitte lasst es mich erklären.

Mein Freund Tuni ist unschuldig. Er wollte mir nur bei meiner Suche nach der Vergangenheit helfen, denn ich habe mein Gedächtnis verloren. Alle Schuld nehme ich auf mich, bitte vergebt ihm.«

Weibsbild erwartete wildes Geschrei und Gezeter, Wut und Zorn über diesen Frevel, Rufe nach Bestrafung und Vergeltung, doch es kam schlimmer. Keiner der Mönche gab einen Laut von sich. Ihr stiller Vorwurf schmerzte wie eine frische Brandwunde. Es war nicht zu erahnen, was sie unter ihren Blutsteiner-Kapuzen ausbrüteten.

Weibsbild wusste nicht, wie lange sie stumm auf dem Hof verharrten. In diesen Gemäuern spielte Zeit eine untergeordnete Rolle.

Tuni atmete schwer, er litt sichtlich darunter, die Mönche getäuscht und verraten zu haben.

Endlich trat eine der Gestalten vor. »Folgt mir!« Langsam schritt er in Richtung eines langen Gebäudes. Weibsbild hatte nur einen Gedanken – sie musste dafür sorgen, dass Tuni unbehelligt aus der Sache herauskam. Für sich selbst konnte sie das nicht erhoffen, sie würde sich einer Bestrafung unterwerfen. Schon drückte das nächste Versprechen auf ihr Gemüt. *Ich werde deine Tochter behüten wie meinen Augapfel, Alarik.* Dieses Gelöbnis konnte sie als Gefangene der Blutsteiner schlecht einhalten. Dabei hätte sie sich nur an die Bibel halten müssen. *Es ist dem Menschen eine Falle, voreilig heilig zu sagen und erst nach getanen Gelübden zu überlegen.*

Am Ende eines dunklen Ganges erreichten sie eine Kammer mit einem Tisch und zwei Holzbänken. Einige Kerzen erhellten den Raum mehr schlecht als recht, waren aber so positioniert, dass sie die Stirnwand mit dem Kreuz ausleuchteten, sodass Weibsbild den Text darunter entziffern konnte:

Lapis sanguinem antequam fidem nostram perdat

»Setzen«, sagte der Mönch, dessen Stimme Weibsbild erkannte. Es handelte sich um jenen Mann, der durch den Sehschlitz mit ihnen gesprochen hatte.

Sie nahm neben Tuni auf der einen Seite Platz, der Wortführer ließ sich gegenüber nieder. Zwei weitere Mönche, deren Gesichter unter ihren Kapuzen nicht zu erkennen waren, nahmen ihn in ihre Mitte.

Abermals hieß es warten, denn keiner ergriff das Wort. Offenbar hielten die Mönche innere Einkehr. So aufgewühlt, wie sie war, ertrug sie die Stille kaum; Tuni schien es ähnlich zu ergehen, sein Brustkorb hob und senkte sich nach wie vor schwer, sein linkes Bein zitterte.

Weibsbild biss sich auf die Zunge und zwang sich abzuwarten. Sie hatte

bereits gesagt, was sie zu sagen hatte.

Der Wortführer wandte sich an Tuni. »Dein Verrat ist offensichtlich. Auf schändlichste Art und Weise hast du unsere Bruderschaft hintergangen und deiner Komplizin den Weg in unser Heiligtum ermöglicht.«

»Dessen bekenne ich mich schuldig«, antwortete Tuni.

»Kommen wir zu dir, Weib. Aus welchem Grund schleichst du dich in unsere heiligen Mauern?«

Die Stimme klang verbittert und vorwurfsvoll, was nicht verwunderlich war.

»Habt Dank für die Gelegenheit, mich zu erklären. Ich werde euch alles erzählen, die ganze Wahrheit, von Anbeginn. Wenn ich nach eurem Ermessen zu sehr abschweife, unterbrecht mich. Wenn ihr zusätzliche Auskünfte benötigt, teilt es mit.«

Ihr Gegenüber zuckte nicht einmal mit der Wimper, auch die Mönche links und rechts rührten sich nicht.

Weibsbild holte tief Luft und begann zu erzählen, wie Alarik sie am Straßenrand aufgelesen hatte, vom Zusammentreffen mit dem Bischof in der Quellfelsen Kirche, von ihren Reisen nach Mühlwehr und Krumsal sowie den dort gewonnenen Erkenntnissen. Auch die Sarkophage und die versteckte Papyrusrolle fanden Erwähnung. Lediglich die Wunderheilung von Irmel und den Kampf gegen die Söldner ließ sie aus, denn das hätte die Mönche mit Sicherheit überfordert.

Ohne eine einzige Unterbrechung lauschten die Blutsteiner ihren Worten.

Als sie geendet hatte, sagte ihr Gegenüber steif: »Zeig uns das Vermächtnis.«

Ohne Zögern holte sie die Papyrusrolle hervor und reichte sie über den Tisch. Wie eine Schildkröte streckte der Mönch zu ihrer Rechten den Kopf aus der Kapuze, um einen Blick darauf zu werfen. Weibsbild bemühte sich um Contenance. Der zugenähte Mund des Mönches entstellte sein Gesicht auf fürchterliche Weise.

Der Wortführer sagte: »Es ist in hebräischer Schrift verfasst. Wer hat es dir übersetzt?«

»Ich kann es lesen.«

Die drei Kapuzen zuckten kurz.

»Darf ich es vortragen?«

Die mittlere Kapuze nickte leicht.

Sie zog das Vermächtnis zu sich heran und las Frumas Zeilen laut vor.

Danach führte sie ihre Überlegungen zu Thomas, dem dritten Apostel, aus. Auch diesmal fielen die Blutsteiner ihr nicht ins Wort.

Weibsbild kam zum Schluss. »Die Antwort auf eure Frage nach dem Grund meines Eindringens lautet: Im *Codex Sinaiticus* hoffe ich, eine Erklärung für die rätselhafte Aussage meiner Urahnin Fruma zu finden. Um meine Vergangenheit zu verstehen, muss ich wissen, was sie gemeint haben könnte. Seid versichert, dass ich weder die *Eine Bibel* noch etwas anderes stehlen wollte. Ich bin auf der Suche nach mir selbst. Es geht mir ausschließlich darum, das Vermächtnis zu ergründen. Da ihr mir den Eintritt unmissverständlich verweigert habt, sah ich keine andere Möglichkeit, als mich auf diesen Weg des Unrechts zu begeben.«

»Suche deine Fehler nicht bei uns«, entgegnete ihr Gegenüber scharf. »Erspare uns das Gift des Apfels, das die Menschheit aus dem Paradies vertrieb.«

Wer sagt dir, dass es ein Apfel war?, durchzuckte sie ein Gedanke.

Zwar plagten Weibsbild echte Schuldgefühle, doch die Geschehnisse aus der Genesis wollte sie nicht auf ihre Kappe nehmen. »Allein Evas Suche nach Erkenntnis ließ sie zur verbotenen Frucht greifen.«

In ihrem Kopf blitzte es. Ausgerechnet hier und jetzt stieg ein Fetzen aus der Vergangenheit in ihr hoch. Sie sah es vor sich, das Feuer im Kamin. Sie hörte das gemütliche Knistern und spürte die Wärme. Ihr gegenüber saß der Priester. Anselm. Es war tatsächlich Anselm. Zum ersten Mal erinnerte sie sich an ihn. Sie diskutierten lebhaft, dabei ging es um nichts Geringeres als die Vertreibung aus dem Paradies. Interessanterweise klagte Anselm keineswegs Eva an.

Und die Frau sah, dass der Baum gut zur Nahrung und dass er eine Lust für die Augen und dass der Baum begehrenswert war, Einsicht zu geben; und sie nahm von seiner Frucht und aß, und sie gab auch ihrem Mann bei ihr, und er aß.

»Wer sagt dir, dass es ein Apfel war? Von einer Frucht ist die Rede, nicht von einem Apfel«, hatte Anselm gesagt. »Und von Einsicht. Somit ist die Erbsünde, die aus der Genesis abgeleitet wird, nur ein Konstrukt. Eine Interpretation. So wie der Apfel.«

Weibsbild behielt ihre und Anselms Gedanken für sich. Es stand ihr nicht zu, die Blutsteiner belehren oder bekehren zu wollen.

Der Mönch ihr gegenüber starrte sie an. »Deine Schuld ist nicht zu leugnen. Und deine Geschichte klingt wie ein unerhörtes Lügengeschpinst.«

»Dennoch handelt es sich um die Wahrheit, das Vermächtnis liegt hier auf dem Tisch.«

Steif faltete der Mönch die Hände. »Was auch immer deine wahren Beweggründe sein mögen, du hast dich einem schändlichen Verstoß gegen unsere Statuten schuldig gemacht. Noch nie zuvor hat eine Frau ihren Fuß in diese Gemäuer gesetzt. Noch nie zuvor hat eine unwürdige Person unser Heiligtum betreten. Ob dieser Ungeheuerlichkeiten ziehen wir uns zur Beratung zurück.«

Wie auf ein Kommando erhoben sich die drei Mönche und verließen die Kammer.

Tuni flüsterte: »Au Backe, wir sitzen tief in der Patsche. Sollen wir fliehen? Wir könnten es über die Mauer schaffen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wir haben einen Fehler gemacht, doch nun sollten wir alles daransetzen, sie zu überzeugen, dass unsere Absichten nicht so unlauter sind, wie es derzeit den Anschein hat. Wer sind die drei Mönche?«

»Der Sprecher ist der Novizenmeister, seinen richtigen Namen kenne ich nicht. Der mit dem zugenähten Mund ist der Abt, der andere der Prior.«

Sie nickte. »Das ist gut – dann haben wir es mit der Obrigkeit zu tun. Die Entscheidungen fallen hier an diesem Tisch.«

Erstaunlicherweise kamen die drei Mönche in diesem Augenblick schon wieder herein und setzten sich genauso hin wie zuvor.

Der Novizenmeister ergriff das Wort. »Es spricht für euch, dass ihr nicht versucht habt, euch eurer Bestrafung zu entziehen. Alles andere spricht gegen euch. Dennoch fragen wir uns, was dich bewogen hat, all dies auf dich zu nehmen?«

Weibsbild wunderte sich, sie hatte sich doch bereits erklärt. »Ich tue dies, um mich an mein früheres Leben zu erinnern.«

»Nicht alles dreht sich um dich, Weib«, tadelte der Novizenmeister. »Meine Frage galt dem Anwärter, der keiner ist.«

Tuni straffte sich. »Nennt es Fügung oder Schicksal, Glück oder Pech, Zufall oder Vorsehung. Letztlich hat mich ein Rotkehlchen zu euch geführt.«

Ein heiseres Flüstern von links ertönte, zum ersten Mal meldete sich der Prior zu Wort: »Was hast du mit ihr zu tun? Ist sie dein Weib?«

»Nein – eine gute Freundin, der ich bei der Suche nach ihrer Vergangenheit zur Seite stehe.«

Erneutes Schweigen machte die Runde.

Dann teilte der Novizenmeister mit: »Wir werden uns ein weiteres Mal beratschlagen.«

Die drei Mönche erhoben sich und verließen die Kammer.

»Worauf läuft das Ganze hinaus?«, flüsterte Tuni.

»Ich verstehe es auch nicht. Immerhin hören sie uns zu.«

»Und sprechen mit uns, obwohl sie es hassen, zu viele Worte zu verlieren.«

Kurze Zeit später öffnete sich die Tür. Hinter dem Novizenmeister, dem Prior und dem Abt drängten weitere Mönche in die Kammer. Weibsbild stellte sich auf das Schlimmste ein, ihre Gedanken kreisten. Was, wenn es zu einem Kampf käme? Sie könnte den Tisch umstoßen, damit Tuni sich dahinter verschanzte. Sie selbst würde sich um die Eindringlinge kümmern. Durch die Tür passten immer nur zwei Männer gleichzeitig, eine gewisse Zeit könnte sie die Stellung halten. Unsinn! So schnell, wie er gekommen war, so schnell verwarf sie ihren Plan wieder. Das brachte sie nicht weiter.

Die Neuankömmlinge trugen keine Waffen, sondern eine klobige Holzschatulle, die sie auf den Tisch wuchteten. Danach verließen sie die Kammer. Der Novizenmeister öffnete den Deckel, und es offenbarte sich ein voluminöser Foliant. Der Einband bestand aus edlem Holz, in welches ein prächtiges Kreuz und zahlreiche Ornamente geschnitzt waren. Weibsbild schlug eine Hand vor den Mund. Ein Irrtum war ausgeschlossen – vor ihr lag die *Eine Bibel*.

Ihr Gegenüber schlug das Buch der Bücher auf, schonungsvoll blätterte er die ersten Seiten um. Alarik hatte nicht übertrieben, das Pergament war von edelster Güte, die Reinheit der Seiten unerreicht. Noch nie zuvor hatte sie eine solch erhabene Handschrift gesehen, in roter und blauer Tinte, angeordnet in vier Spalten.

»Die Texte sind in besonderer griechischer Schrift verfasst«, sagte der Wortführer.

»Das sehe ich«, sagte Weibsbild. »Ich kann es lesen.«

»Du verstehst, was dort geschrieben steht?« Der Novizenmeister ließ seine Hände in den Ärmeln seiner Kutte verschwinden und starrte sie ungläubig an.

Sie neigte den Kopf leicht zur Seite und las vor: »*Das alles geschah, damit in Erfüllung ging, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: Ihr werdet sehen: Die Jungfrau wird schwanger werden und einen Sohn zur Welt bringen.*« Sie lehnte sich zurück. »So schrieb es Matthäus.«

»Demnach bist du des Hebräischen und des Altgriechischen mächtig?«

»Und des Lateinischen.« Sie deutete auf die Inschrift auf der Stirnwand und übersetzte. »Eher blutet Stein, als dass wir den Glauben verlieren.«

»So ist es«, bestätigte der Wortführer.

»Nach all dem, was ich verbochen habe, erlaubt ihr mir nun, die *Eine Bibel* zu studieren?«

Der Novizenmeister holte seine Hände wieder hervor. »Wir tun dies nicht, um dir zu gefallen, sondern um dich zu überführen. Um deine Unwahrheiten zu entlarven.« Langsam blätterte er weiter. »Der Umfang des Codex ist einzigartig, er besitzt über tausendvierhundert Seiten. Die von dir gesuchten Stellen finden sich im hinteren Teil.«

Es dauerte etwas, bis er eine Seite aufschlug, auf der eine mit roter Tinte verfasste Überschrift prangte: »Manuskripte von Thomas Didymus.«

Ihre Augen flogen über die Seite. »Darf ich mal blättern?«, fragte sie.

Grauauge zögerte. Der Abt nickte leicht. Mit beiden Armen drehte der Mönch ihr das riesige Buch zu. Behutsam schlug sie eine Seite nach der anderen um. Wonach sie konkret suchte, wusste sie nicht, doch ihr Instinkt vermeldete, dass sie erkennen würde, wenn es so weit wäre. Das Thomas-Evangelium bestand aus über hundert Logien sowie Dialogen und kleinen Erzählungen von Jesus Christus. Eine davon stach durch die aufwändig gestalteten Seiten besonders hervor – die vom Synagogenvorsteher *Jairus in Galiläa*. Eine berühmte Begebenheit, die auch bei Matthäus, Markus und Lukas ausführliche Erwähnung fand.

Folgte sie der richtigen Spur? Ob der angespannten Situation klopfte Weibsbilds Herz bis zum Hals; das Misstrauen der Mönche setzte ihr zusätzlich zu. Sie fühlte sich getrieben und war froh, die Gesichter der Blutsteiner kaum sehen zu können. Auf einmal wurde sie ihrer eigenen Stimme gewahr. Sie las ihre Übersetzung laut vor.

Die zwölfjährige Tochter des Jairus war schwer erkrankt. Der verzweifelte Vater suchte Jesus auf und bat um Hilfe. Während sie zum Haus des Synagogenvorstehers unterwegs waren, ereilte sie die Nachricht, das Mädchen sei bereits gestorben. »Fürchtet Euch nicht, sondern glaubet«, sagte Jesus. Weinen und Trauer waren groß bei Ankunft in Jairus' Haus, doch Jesus sagte: »Das Mädchen schläft nur.« Er geht zu ihr, ergreift ihre Hand und sagt: »Margalit, ich sage dir, steh auf!« Sofort steht das Mädchen auf und geht umher.

Tuni stieß einen leisen Schrei aus.

Weibsbild hielt inne. Eine Gänsehaut krabbelte ihren Rücken hinauf. Erst

jetzt begriff sie, was sie gerade vorgetragen hatte. Konnte das sein ...

Dessen ungeachtet knurrte Grauauge ungehalten: »Jesus sagte *Talitha kumi*, was bedeutet: Mädchen, ich sage dir, steh auf!«

»Ja, so schreiben es die anderen Evangelisten. Doch hier bei Thomas steht eindeutig der Name Margalit.« Sie zeigte auf das Wort im *Codex Sinaiticus*.

Abermals streckte der Abt den Kopf vor und nickte leicht.

Tuni stöhnte. »Jetzt verstehen wir Frumas Vermächtnis. Ihre Mutter Margalit wurde von Jesus von den Toten auferweckt.« Er starrte auf die *Eine Bibel* und dann auf die Papyrusrolle, die nach wie vor auf dem Tisch lag.

Atemlos raunte Weibsbild, mehr zu sich selbst als zu den Anwesenden: »Sie ist meine Urururururgroßmutter.«

Der Novizenmeister murmelte: »Weib, wagst du zu behaupten, dass du ein Nachkomme jenes Mädchens bist, das der Gottessohn vor über tausenddreihundert Jahren wiedererweckt hat?«

»Da ich mich an nichts erinnere, kann ich auch nichts behaupten. Ich folge lediglich den Spuren, die ich finde«, antwortete Weibsbild. »Und diese weisen darauf hin.«

»Welch Sündhaftigkeit. Du stellst dich als Gottes Wunder dar.«

»Keineswegs. Ich bin kein Wunder, doch möglicherweise die Folge daraus.«

Der Abt links von ihr ruckelte mit dem Kopf. Seine gequälten Lippen bebten. Was wollte er mitteilen?

Grauauge schien zu verstehen. »Unser Abt schlägt dir vor, ein Wunder für uns zu wirken, da du ja angeblich von Gottes Segen erfüllt bist. Mit Vergnügen werden wir alle Zeugen.«

Wie kam der Obermönch denn auf solch eine Forderung? Was erwarteten sie von ihr? Wasser zu Wein wandeln? »Das kann ich nicht. Ich stolpere selbst über die Zusammenhänge, die ich seit eben erst zu verstehen glaube. Ich bin sicherlich keine Heilige, so gern ich auch ein Wunder wirken würde.«

Wieder diese ungläubige Stille unter Gläubigen.

Bis Tuni mit einer Frage mitten in das Schweigen hineinplatzte. »Aus welchem Grund habt ihr die Tür geöffnet und mich eingelassen?«

Weibsbild wunderte sich über den Themenwechsel, doch sie war froh, für einen Moment aus dem Fokus zu geraten und durchatmen zu dürfen.

Grauauge benötigte einen Moment, bevor er antwortete: »Es schien uns dein Wille zu sein.«

»Aber ganz und gar nicht der eure. Alles sprach dagegen. Mein Lied

verabscheut ihr, Anwärter werden nur im Dezember zugelassen und einen Bürgen habe ich auch nicht beibringen können. Aus diesen Gründen habt ihr mich zunächst unmissverständlich abgewiesen und dann doch aufgenommen. Woher in Gottes Namen kam der Sinneswandel?«

In den Prior kam Bewegung. Mit der gleichen heiseren Stimme wie zuvor flüsterte er: »Wer sagt denn, dass du keinen Bürgen hattest?«

Worauf lief das Ganze hinaus? Stirnrunzelnd verfolgte Weibsbild das Geschehen.

Mit aufgerissenen Augen versuchte Tuni, die Dunkelheit der Kammer und der Kapuze zu durchdringen. Die Frage kam von ganz allein über seine Lippen. »Warum sollte der Prior der Blutsteiner sich für Tuni den Barden einsetzen?«

»Weil er den Klang der Laute vor seinen Mauern erkannt hat.«

Nun wurde es noch gruseliger. Tuni neben ihr zuckte zusammen wie ein kleiner Junge. Schutzbedürftig drängte er sich an Weibsbild.

»Was ... soll ... das ... heißen«, fragte Tuni heiser flüsternd. Jedes Wort strauchelte über seine Lippen.

Der Prior schlug seine Kapuze zurück. »Und als Nächstes die Stimme. Der verlorene Sohn ist zurückgekehrt.«

Tuni drückte den Rücken durch und saß da, steif wie eine Henkersaxt.

Weibsbild fröstelte. Offensichtlich gab es mehr zu besprechen als nur die unfassbare Enthüllung ihrer Herkunft. Diese düstere Kammer hatte es wahrlich in sich.

28 Nicht wundern

Tuni vergaß zu atmen. Doch auch ohne Luft zu holen, kroch die Bestürzung bis in den letzten Winkel seiner Seele. Er hatte Haare verloren, war dünner geworden, die Gesichtszüge abgehärmt, die Wangenknochen stachen mehr heraus, doch ein Irrtum war ausgeschlossen. Ausgerechnet in diesem entlegenen Kloster, dessen Bewohner sich vor allen anderen Menschen verschlossen, um sich Gott möglichst weit zu öffnen, saß er nun seinem Vater gegenüber.

Fügung oder Schicksal, Glück oder Pech, Zufall oder Vorsehung. Oder Rotkehlchen Robin. Genau genommen war es der Vogel, der ihn hierhergeführt hatte. Über Umwege zwar und auf seltsame Weise mit dem Schicksal Weibsbilds verwoben, doch letzten Endes zu ihm – seinem Vater.

»Der Klang der Laute«, flüsterte Tuni. In seiner Erinnerung gehörte das Instrument zu dem Wenigen, was ihn mit seinem Vater verbunden hatte.

»Ich habe sie dir zum vierzehnten Geburtstag geschenkt«, sagte der Prior. »Ich freue mich, dass du sie in Ehren gehalten hast.«

Tuni brachte kein Wort heraus. Er sollte auch mal über ein Schweigegelübde nachdenken – eine gute Sache, um nicht ständig Rede und Antwort stehen zu müssen. Obwohl – dann dürfte er bestimmt auch nicht mehr singen. Also lieber nicht.

Weibsbild, der Abt und der Novizenmeister verfolgten stumm das Geschehen. Jeder schien auf seine eigene Weise von dieser außergewöhnlichen Begegnung ergriffen zu sein.

Als hätte es am heutigen Tag nicht schon genügend Absonderlichkeiten gegeben, dachte Tuni.

Er war froh um diesen klaren Gedanken – ein Zeichen, dass sein Verstand wieder arbeitete. Vater und Sohn betrachteten einander, fremd und doch vertraut, kampfeslustig und doch versöhnlich. Tuni fragte: »Wie kommt es, dass es dich hierher verschlagen hat?«

»Wenige Wochen nachdem du weggelaufen bist, begann ich zu begreifen, dass du nicht wiederkommen wirst. Zwei Monate später habe ich die Henkersaxt an den Nagel gehängt. Ich war das ständige Töten leid, zumal sich genau aus diesem Grund mein einziges Kind von mir abgewendet hat.«

»Das klingt, als seist du das Opfer gewesen«, sagte Tuni. »Das habe ich anders in Erinnerung. Die Ausbildung, der Zwang, die Vorhaltungen – als gäbe es keine andere Profession für deinen Sohn. Du wolltest unbedingt, dass

ich in deine Fußstapfen trete und die blutige Familientradition fortführe. Doch du bist anders als ich. Vermutlich hat dir das Töten nichts ausgemacht, es hat dir sogar gefallen.«

Der Prior der Blutsteiner schnaufte. »Wir stammen aus einer Generation von Scharfrichtern. Was dir gelungen ist, war mir zunächst nicht möglich. Bis zu jenem Tag habe ich es nicht geschafft auszubrechen. Zu keiner Zeit hat es mir Vergnügen bereitet, und zu lange habe ich gebraucht, um dieses Amt aus Reu und Leid niederzulegen.« Er faltete die Hände und betete das *Ave Maria*. »*Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes.*«

Verdattert starrte Tuni ihn an. Was wollte ihm sein alter Herr damit weismachen?

»Das *Ave Maria* habe ich nicht für die Delinquenten gesungen, sondern für mich. Auf diese Weise bat ich stets um Vergebung für die Missachtung des fünften Gebotes *Du sollst nicht töten*. Ein Dilemma, das meine Seele umkrampfte. Auf der Suche nach Erlösung erfuhr ich von diesem Orden, dem ich nun als Prior vorstehe. Unser Abt kennt meine Vergangenheit, er weiß um die vielen Dellen in meiner Rüstung, die das Leben als Scharfrichter mir verpasst hat. Und er glaubt meiner Buße. Er hat mir geholfen, ein neues, sinnhaftes Dasein zu beginnen.«

Ein zustimmendes Nicken des Mannes ganz rechts erfolgte.

Tuni wusste nicht, was er glauben und sagen sollte. All die Jahre war sein Vater in seiner Erinnerung ein unerbittlicher Henker gewesen. Hart zu sich selbst und noch härter gegenüber seinem eigenen Fleisch und Blut.

Der Prior der Blutsteiner fuhr fort: »Kommen wir zur Gegenwart zurück. Im Unterschied zu unserem ehrenwerten Abt hatte ich sehr wohl Gefallen an deinem Lied gefunden. Und erst dein Lautenspiel – vorzüglich. Dennoch muss ich einräumen, dass deine weltlichen Klänge unsere Zwiesprache mit Gott empfindlich gestört haben. Es entstand Handlungsbedarf.«

»Sei auch du versichert, dass Weibsbild und ich zu keiner Zeit üble Absichten hegten, sondern einzig und allein das Geheimnis ihrer Herkunft lüften wollten.«

Der Prior warf ihr einen skeptischen Blick zu. »Wenn ich das nur glauben könnte.«

»Die Geschichte ist viel zu verrückt, als dass ich sie mir ausgedacht haben könnte«, warf Weibsbild ein.

»Genug des Geredes«, meckerte der Novizenmeister. »Der Orden muss

eine Entscheidung treffen, wie mit den beiden Frevlern verfahren werden soll.«

»Die Zeit des Köpfeabschlagens ist vorüber. Die Blutsteiner töten nicht«, sagte der Prior. »Wir sollten sie umgehend des Klosters verweisen.«

»Letzteres mag eine Verfahrensmöglichkeit für deinen Sohn sein, doch nicht für das frevelhafte Weib«, meinte Grauauge. »Allein ihr Eindringen in unsere Mauern und in das Heiligtum ist unverzeihlich. Zudem maßt sie sich nun auch noch an, mit Gottes unermesslicher Güte gesegnet zu sein. Und alles, was sie als Beweis für ihre Mär darbieten kann, ist eine Papyrusrolle, die keiner von uns lesen kann.«

Dem war kaum zu widersprechen.

Der Prior sagte: »Ich pflichte bei, dass sie nicht mit herkömmlichen Maßstäben zu messen ist, zumal sie all die vielen Sprachen spricht. Doch diese Gunst entlastet sie keineswegs, ganz im Gegenteil, es macht sie umso gefährlicher.«

»Sprecht nicht von mir, als sei ich nicht anwesend«, sagte Weibsbild. »Alles, was ich in dieser Kammer von mir gegeben habe, entspricht der Wahrheit. So wie auch meine Reue eine aufrichtige Regung ist. Ich gebe zu, ich habe einen Fehler gemacht, indem ich in euer Heiligtum eingedrungen bin. Doch nehmt dies nicht zum Anlass, euch vor meiner Herkunft zu verschließen. So schwer ist die Bibelstelle nicht zu verstehen. Das Mädchen Margalit ist mit der Hilfe von Jesus Christus wiederauferstanden, zur Frau gereift und hat Kinder geboren. Allem Anschein nach hat sie ihren Segen an ihre Töchter weitergegeben. Fruma war eine davon. Offenbar können ihre weiblichen Nachkommen bis heute ein hohes Alter erreichen. Und es sieht ganz danach aus, als gehöre ich einer dieser jüngeren Generationen an.«

»Nichts als das eitle Gewäsch eines Weibes, das sich zu wichtig nimmt.« Der Novizenmeister weigerte sich, ihren Worten Glauben zu schenken.

Der Abt nickte zustimmend.

Bevor der Prior sich dazu äußern konnte, flog die Tür auf, und ein Mönch trat ein. »Verzeiht, Brüder. Ihr solltet auf den Hof hinaustreten, wir möchten euch etwas vor Augen führen. Es ist dringend.«

Vermutlich kam die Unterbrechung einer Sitzung der Blutsteiner Obrigkeit nicht häufig vor, denn Abt, Prior und Novizenmeister sahen einander erstaunt an und erhoben sich stumm.

»Führt den falschen Anwärter und das Weib mit hinaus«, sagte der Novizenmeister.

Gemeinsam verließen sie die Kammer.

Tuni warf Weibsbild einen verstohlenen Blick zu. Vielleicht ergab sich für sie eine Gelegenheit zur Flucht. Beinahe unmerklich schüttelte sie den Kopf.

Abermals hatten sich nahezu alle Blutsteiner Mönche im Hof versammelt, doch diesmal bildeten sie einen Kreis um den Brunnen. Einer von ihnen kurbelte an der Seilwinde und zog einen vollen Eimer herauf. Er verteilte das kostbare Nass auf mehrere Krüge, die auf dem Boden standen.

»Ich habe das Seil wieder an der Winde befestigt«, erklärte er. Mit beiden Händen hielt er den leeren Kübel über die Brunnenöffnung und rief: »Nun, Brüder, horcht!« Der Mönch ließ den Eimer fallen – umgehend ertönte ein lautes Platschen.

»Der Brunnen ist wieder mit Wasser gefüllt – randvoll bis oben hin. Gott hat unsere Gebete erhört und ein Zeichen gesendet«, frohlockte er. »Ein Wunder ist geschehen.«

Langsam, nahezu widerwillig drehten Abt, Prior und Novizenmeister ihre kapuzenumhüllten Gesichter Weibsbild zu.

Letzterer flüsterte laut: »Ihr ... Ihr seid gesegnet.«

Das Mönchsgewand lag sorgsam zusammengefaltet auf seiner Strohmatte. Als Tuni in seiner eigenen Kleidung hinaustrat, ging gerade die Sonne auf. Ein herrlich warmer Frühlingstag bahnte sich an. Die *Prim* hatte gerade geendet, und die Blutsteiner versammelten sich ein drittes Mal an diesem noch jungen Tag im Klosterhof.

Tuni gesellte sich neben seinen Vater. »Nun heißt es, Abschied nehmen.«

Der Prior nickte. »Gleichwohl schenkt mir unsere Begegnung einen tiefen Frieden, wie ich ihn nicht einmal durch meine zahleichen Gebete erfahre.«

Tuni blickte seinen Vater an. »Unser Beisammensein währte nur kurz, doch ich bin froh, dass es dazu kam.«

Sein Vater nickte. »Dieses Wiedersehen ist ein weiteres Wunder.«

Tuni antwortete: »Ich bin dir nicht mehr gram, das ist ein Geschenk. Wir gehen nun in Herzenswärme auseinander.«

»Ich war dir nie gram, nur unendlich traurig, dass ich es dir bis heute nicht sagen konnte.«

Bevor Tuni sich versah, fragte er: »Möchtest du nicht mit uns kommen?«

»Nein, mein Sohn. Mit dem Einzug ins Kloster ließ ich die Vergangenheit hinter mir. Meine Familie sind nun die Blutsteiner, obgleich ich jeden Tag an dich denken und für dich beten werde.« Hoffentlich tat der Prior der

Blutsteiner nicht etwas strikt Verbotenes, als er an Gottes statt seinen Sohn umarmte und an sich drückte.

Tunis Augen brannten. So lange hatte er Groll gehegt, Groll gepflegt gegen den erbarmungslosen Henker, der seinen Sohn zum Töten zwingen wollte. Durch ihre Versöhnung war all dies nun von ihm abgefallen, er fühlte sich mit sich und seinem Vater im Reinen. Die Reise in dieses Kloster war jeden Schritt Wert, selbst wenn der Weg dorthin spitzsteinig gewesen war. Er betrachtete den Boden.

Die Mönche um sie herum schenkten dem Gespräch zwischen Vater und Sohn kaum Beachtung. Nach der Morgenmesse hatten alle nur noch Augen für Weibsbild. Der Prior und der Novizenmeister hatten ihren Mitbrüdern die Zusammenhänge erklärt und Weibsbild in ein neues Licht gerückt. So sehr die Mönche sich auch über den hohen Wasserstand ihres Brunnens freuten, so mussten sie doch noch lernen, wie sie mit diesem göttlichen Zeichen umgehen sollten. Vor allem, dass hierfür eine Frau Einzug ins Kloster halten musste. Noch dazu eine, die angeblich mit dem Erbe Jesu Christi beseelt war. Ausgerechnet ein Weib! Das erschütterte die Grundfeste ihres Glaubens nicht unerheblich. Die Blutsteiner warfen Weibsbild Blicke unterschiedlichster Art zu, die Tuni erschauern ließen. Die sonst so kühlen Mönche betrachteten sie mit Hass und Wohlwollen, Abscheu und Verehrung, Widerstreben und Neugier. Derweil starrte die Gesegnete vor sich hin und tat so, als bemerke sie es nicht.

Vier Blutsteiner hebelten mittels Stemmeisen den Steinblock auf die Schiene und öffneten den Ausgang.

Kaum war der Spalt groß genug, bückte sich Weibsbild und schlüpfte nach draußen. Tuni hörte Irmels helle Stimme jubeln. Offenbar hatten Brunhild und sie mitbekommen, dass sich etwas im Kloster tat und sich bereitgehalten, sie in Empfang zu nehmen.

Bevor auch Tuni sich durch die Lücke quetschen konnte, stellte sich ihm Grauauge in den Weg. »Eines muss ich dir noch sagen: Du warst der schlechteste Anwarter, der jemals Einlass begehrt hat.«

»Und du der strengste Ausbilder, der mir jemals untergekommen ist«, antwortete Tuni. »Danke, ich habe mehr gelernt, als du erahnst.«

Dann geschah ein zweites Wunder an diesem Tag. Etwas zerrte Grauauges Mundwinkel auseinander. Er lächelte. Ob das nicht strikt verboten war?

Für einen kurzen Moment hielten sie sich an den Unterarmen.

»Leb wohl, Tuni der Barde.«

»Leb wohl ... wie ist dein Name?«

»Anton.«

»Leb wohl, Anton.« Ein letztes Mal blickte er zum Prior, der einige Schritte neben dem Abt stand. »Leb wohl, Vater.«

»Leb wohl, mein Sohn.«

Nun verließ auch Tuni das Kloster. Der große Stein rückte zurück an seinen Platz und verschloss die Mauer. Die Welt der Blutsteiner lag hinter ihm. War sein Herz schwer? Nein, mit einer nie gekannten Leichtigkeit nahm Tuni zuerst Irmel und dann Brunhild in den Arm. »Danke, dass ihr geduldig gewartet habt. Es hat sich gelohnt – wir waren erfolgreich.«

»Tuni, du warst so mutig«, sagte Weibsbild. »Ich werde dir das nie vergessen. Du bist ein Held.«

Held? Ja, sie hatte Held gesagt. Anders als gedacht, doch er befand sich auf dem richtigen Weg.

Sie gingen zum Karren.

»Machen wir uns auf die Heimreise, wir werden euch alles haarklein berichten«, sagte Weibsbild.

»Apropos haarklein – was ist mit deinem Kopf passiert?«, fragte Brunhild.

»Das ist ein Teil der Geschichte. Ich dachte, sie bringen mich zum Abt.« Tuni grinste bei der Erinnerung.

Wenig später hatten sie Mond und Sonne vor den Karren gespannt und brachten das Gefährt mit vereinten Kräften zurück auf den Weg.

Als wäre nichts gewesen, nahm Weibsbild die Zügel in die Hand, Tuni setzte sich neben sie auf den Bock, Brunhild und Irmel machten es sich hinten im Karren bequem.

»Erzählt schon! Was ist euch im Kloster widerfahren?«, drängte Brunhild.

»Ihr werdet es nicht glauben ...«, begann Tuni.

29 Familiengeheimnisse

Auf dem Hof lief zwei Tage lang alles gut. Zu gut, um von Dauer zu sein.

Ärger und Kummer sind nun mal feste Bestandteile des Lebens, dachte Alarik. Daran hatte er sich spätestens nach dem Dahinsiechen seiner Frau gewöhnen müssen.

Das Unheil rückte in Form eines Söldnertrupps heran, der auf seinen Hof geritten kam. Fünf bewaffnete Männer in Rüstungen stiegen von ihren Rössern. Befehligt wurden sie vom selben schlaksigen Kerl, der beim letzten Mal die Führung übernommen hatte, nachdem Ilvor dem alten Befehlshaber die Grenzen aufgezeigt hatte. Der Kerl, der Hedwig ins Gesicht schlagen wollte, war diesmal nicht dabei.

»Wir wünschen einen guten Morgen, Weißgerber«, eröffnete der Schlaks das Gespräch.

»Grüße, was führt Euch erneut auf meinen Hof?«

»Keine Sorge, Alarik, nicht Ihr seid der Grund meines Besuches. Richtet Ritter Ilvor Ignatz von Gibra aus, dass wir ihn zu sprechen wünschen.«

»Sagt es ihm selbst«, sprach Ilvor, der just in diesem Moment neben Alarik auftauchte und die Söldner musterte. Heute trug er nicht nur den Buckler in der linken Hand, sondern führte auch sein Schwert am Gürtel mit. Dahinter gesellten sich Graubert, Tott und Kobo.

»Seid begrüßt, Ritter Ilvor. Auf Geheiß von Bischof Tormut von Braunstein suche ich Euch hier auf. Er fragt Eure Dienste an.«

Ilvor schüttelte den Kopf. »Es sollte allen bekannt sein, dass ich mich nicht mehr als Söldner verdinge.«

»Dennoch unterbreite ich Euch in seinem Namen ein großzügiges Angebot, welches Ihr unmöglich ablehnen könnt.«

»Wie großzügig?«, fragte Ilvor interessiert.

»Nicht den zweifachen Sold, wie es sich für einen Doppelsöldner, wie Ihr einer seid, geziemt, sondern den vierfachen. Somit wäret Ihr sozusagen ein Doppeldoppelsöldner. Dazu gewährt er Euch die üblichen Vergünstigungen in Mühlwehr – Wein, Weib und Gesang – Ihr wisst, was ich meine.« Er lachte scheckig. »Ihr merkt, unserem Bischof ist es einiges wert, Euch auf seiner Seite zu wissen.«

»Was die Frage nach dem Warum aufwirft. Steht ein Schlachtzug bevor, oder ist ein feindlicher Angriff zu befürchten?«

»Mitnichten. Er will lediglich die Ketzerin finden, und das mit allen erdenklichen Mitteln.«

»Wir sprechen über eine einzelne Frau. Weshalb ist sie so furchtbar wichtig für ihn? Was rechtfertigt den enormen Aufwand, den der Bischof betreibt?«, fragte Alarik.

»Diese Frau ist nicht nur eine Ketzerin, sondern eine Priestermörderin und somit ein Feind der Kirche, den es unbedingt zu bekämpfen gilt.«

»Es laufen noch andere Mörder herum – denen schenkt die Kirche keine Aufmerksamkeit.«

Der Anführer hob die Schultern. »Was weiß ich, was an der so Besonders sein soll. Kannst du es mir sagen? Schließlich hast du ihr Unterschlupf gewährt, Weißgerber.«

»Dafür kenne ich sie zu wenig.«

»Ihr habt sie nicht zwischenzeitlich gesehen? Rein zufällig natürlich.«

»Nein, habe ich nicht«, antwortete Alarik.

Der Söldner glaubte ihm nicht und versuchte gar nicht erst drum herumzureden. »Auf Euer Wort ist Verlass, Ritter Ilvor. Gestattet mir die Frage: Hält sich die Ketzerin auf dem Hof versteckt?«

»Nein, dem ist nicht so. Wir verstecken keine fremden Leute. Wir widmen uns ausschließlich der Herstellung von Pergament«, antwortete Ilvor.

»Das ist brav«, lobte der Söldner. »Vielleicht ein Grund, warum der Bischof zögert, diesen Hof dem Erdboden gleich zu machen. Er benötigt nämlich deine Erzeugnisse für die immer beliebter werdenden Ablassbriefe.«

Welch Ironie, dass mich gerade der vermaledeite Ablasshandel vor Schlimmerem bewahrt, dachte Alarik. Nur wie lange noch?

»Können wir davon ausgehen, dass du umgehend Bericht erstattest, sobald sich die Ketzerin hier blicken lässt?«

»Ich verspreche, dass ich es melde, sobald die Ketzerin hier auftaucht«, sagte Alarik. Da er Weibsbild nicht für eine Ketzerin hielt, galt seine Zusage nicht für sie.

»Noch besser wäre es, wenn du und deine Leute die Gesuchte festsetzen würdet. Fesselt sie, damit sie nicht erneut wegrennt. Der Bischof hat tausend Silber Groschen für ihre Ergreifung ausgelobt.«

»Warum so geizig, warum nicht zehntausend und ein Pferd?«, fragte Kobo. »Kommt doch nicht drauf an, er zahlt seine Schulden ohnehin nicht.«

Irritiert beäugte der Anführer den Dürren vor ihm. »Nun ja, jedenfalls bleiben wir in der Nähe – auch zu eurer Sicherheit.« Der letzte Halbsatz

klang wie eine Drohung. »Und Ihr, Ritter Ilvor, überlegt Euch, ob Ihr das Angebot des Bischofs nicht doch noch annehmt.«

»Seid versichert – ich habe mir meine Meinung bereits gebildet«, sagte Ilvor. »Richtet dem Herrn Bischof meine untätigsten Grüße aus sowie ein respektvolles Dankeswort für diese generöse Offerte. Wie kann ich einer solchen Verlockung widerstehen?«

»Oh!«, machte es leise hinter Alarik. Er wandte den Kopf und sah Hedwig mit fahlem Gesicht zwischen ihren Schwestern im Hauseingang stehen.

»Demnach schließt Ihr Euch uns an?«

»Wie kann ich einer solchen Verlockung widerstehen?«, wiederholte Ilvor. »Gebt mir Gelegenheit zur Erläuterung und lasst Euch durch die Simplizität der Antwort in Erstaunen versetzen. Seid versichert, ich habe hier meinen Platz gefunden, an der Seite dieser braven Leute. Daran wird auch ein zehnfacher Sold nichts ändern. Daher seid so gütig und richtet Bischof Tormut von Braunstein getrost aus, er könne mich am Arsch lecken.«

In seinem Rücken vernahm Alarik ein weibliches Glucksen, das verdächtig nach seiner ältesten Tochter klang.

Die ganze Bande grinste, und Kobo machte dazu passende Bewegungen mit seiner Zunge.

Der Anführer nahm es gelassen. »Wie Ihr meint.« Er drehte sich den anderen Söldnern zu. »Männer, wir haben unsere Antwort und rücken ab.« Er stiefelte zu seinem Gaul und machte sich daran aufzusitzen, als er sich noch einmal umdrehte. »Weißgerber, nur eine Frage noch. Sagt mir ... wo ist dein Karren mit den beiden Pferden?«

»Eine meiner helfenden Hände ist damit unterwegs.«

»Sieh mir meine Neugier nach. Wohin?«

»Besorgungen erledigen – wichtige Bestandteile für die Branntkalkmischung, die ich zum Einweichen und Bearbeiten der Felle benötige.«

»Das beantwortet meine Frage nicht. Du verheimlichst mir etwas. Nenne mir das Ziel der helfenden Hand.«

Der Schlaks war nicht einfältig. Alarik wandelte auf einem schmalen Grat.

Ruhig sagte er: »Ich beantworte Eure Frage bewusst vage. Die Zusammensetzung der Branntkalkmischung ist ein altes Familiengeheimnis – ein wesentlicher Erfolgsfaktor der Rubensaals. Daher habt Verständnis, dass ich keine Details hierzu verrate, auch nicht den Wohnort meiner Zulieferer.«

Der Anführer verzog den Mund. »Nun gut. Wann erwartest du die

helfende Hand mit den geheimen Ingredienzen zurück?«

»In zwei oder drei Tagen.«

»Wem gehört das Pferd dort?« Der Schlaks deutete auf Weibsbilds Gaul, der nebenan auf der Weide graste.

In einen der Söldner kam Bewegung. »He, das ist ja Edes Pferd.«

Sofort griff der Schlaks die Bemerkung auf. »Ede? Bist du sicher?«

»Na klar – die auffallend schmale Blesse, die weißen Füße – ganz sicher. Ich war dabei, als Ede es sich in den Stallungen des Bischofs ausgesucht hat.«

Der Schlaks drehte sich um und baute sich erneut vor dem Buchfeller auf. »Wie bist du in den Besitz dieses Gaules gelangt?«

Alarik verfluchte seine Dummheit. Weibsbild hatte ihm erzählt, dass sie das Pferd von einem der Söldner aus Kroppers Truppe behalten hatte. Mit einem Schlag wurde ihm die Tragweite dieser Fehlentscheidung klar. Nur konnte er schlecht erklären, dass Ede es nicht mehr benötigte, weil er einen Steinwurf entfernt unter der Erde ruhte. Er brachte das Einzige vor, was ihm in diesem Augenblick einfiel. »Es ist mir zugelaufen. Jetzt wissen wir endlich, wem es gehört.«

»Zugelaufen«, wiederholte der Schlaks. »Ede wird seit etlichen Tagen vermisst. Genau wie Kropper, Kjell und Sven.« Die Stimme des Anführers verlor das aufgesetzt Liebenswürdige, nun klangen bei jedem einzelnen Wort unterschwellige Drohungen mit.

Besser, ich sage nichts mehr, dachte Alarik. Der Kerl glaubt mir ohnehin kein Wort.

»Ihr habt es vernommen. Das Pferd gehört in den Stall des Bischofs. Wir werden es mitnehmen.«

Alarik nickte. »Wenn dem so ist.«

Die Söldner holten den Gaul von der Weide. Kurze Zeit später stiegen sie auf.

Der Schlaks richtete seinen Blick auf Ilvor. »Herr Ritter, es wird mir eine Ehre sein.« Er wendete sein Pferd und ritt als Erster vom Hof.

»Was meint er damit?«, fragte Alarik.

Ilvor antwortete: »Ein traditioneller Gruß unter Doppelsöldnern in Anspielung auf eine zukünftige Begegnung. Ausgesprochen, wenn das nächste Treffen aller Voraussicht nach auf dem Schlachtfeld stattfinden wird – auf unterschiedlichen Seiten wohlgemerkt.«

»Was für ein Schlachtfeld?«, fragte Alarik, obgleich er die Antwort bereits

ahnte.

»Da ich nicht gedenke, mich ihnen anzuschließen, kann nur dieser Hof gemeint sein«, erklärte Ilvor.

Graubert stellte sich neben ihn. »Die Lage spitzt sich zu. Wir können die Augen nicht davor verschließen. Der Bischof ist besessen davon, Weibsbild in die Finger zu bekommen. Er wird nun zu einer brutaleren Vorgehensweise übergehen, um zu erfahren, was er wissen will.«

Er sprach das Wort Folter nicht aus, doch Alarik kannte die Methoden der Kirche, um der vermeintlichen Wahrheit auf den Grund zu gehen. »Graubert, deine Bande hat mit diesem ganzen Zwist nichts zu tun. Ihr solltet besser weiterziehen und euch in Sicherheit bringen. Ich könnte es gut verstehen.«

»Auf keinen Fall, wenn es nach mir geht«, sagte Graubert. »Was meint ihr dazu?«

»In Sicherheit bringen? Das klingt wie feige weglaufen«, meckerte Kobo und presste seine schwarzen Augenbrauen zusammen. »Gerade jetzt, wo es spannend wird, sollten wir unbedingt bleiben. Was meinst du, Ilvor?«

Der Ritter antwortete: »Hier hängt mein Schwert, hier hängt mein Herz.« Feierlich suchte er Hedwigs Blick. »Was gibt es Größeres für einen Ritter, als für die Liebe seines Lebens zu kämpfen und zu sterben.«

Hedwig stemmte die Arme in die Hüften. »Du dummer Ritter, rede bloß nicht noch einmal vom Sterben.« Ihr Gesicht hatte wieder Farbe bekommen, und wenn Alarik nicht alles täuschte, machte sie sich Sorgen um den dummen Ritter.

Gut gelaunt wie lange nicht mehr, saß Tuni neben seiner Gefährtin auf dem Bock. Die Fahrt zum Kloster war ein großartiger Erfolg gewesen. Und Weibsbild hatte ihn einen Helden genannt. Er genoss das Gefühl, einen bedeutenden Schritt in die gewünschte Richtung getan zu haben.

Schlauberger versuchte sich als Spielverderber. *Richtig. Heldenhaft hast du dein Blut auf spitzen Steinen vergossen, heldenhaft hast du in der Kälte den Gebeten der Blutsteiner an der Kapellenpforte gelauscht, und heldenhaft hast du deine Haare geopfert.*

Du gehst zu hart mit mir ins Gericht, entgegnete Tuni. Schließlich sind wir endlich Weibsbilds Erbe auf die Schliche gekommen, und ich habe Frieden mit meinem Vater geschlossen. Allein das war jede Mühe wert. Doch das ist

längst nicht alles. Ich habe einen Blutsteiner zum Schmunzeln gebracht. Dazu muss man wissen: Eher blutet Stein, als dass sie schmunzeln.

Nun war Schlauberger platt, baff und still. Dem hatte er nichts mehr entgegenzusetzen.

Längst hatten sie die *Große Route* erreicht und würden am frühen Nachmittag auf Alariks Hof eintreffen. Er freute sich darauf, die Bande wiederzusehen und ihnen von ihren Abenteuern bei den Blutsteinern zu erzählen. Und wie würden sie erst staunen, wenn sie von Weibsbilds Vermächtnis erführen?

Hinter ihm war Irmel eingenickt. Er drehte sich um und betrachtete ihren zusammengerollten Körper. Wie das Mädchen bei der Wackelei und Ruckelei des Karrens so friedlich schlafen konnte, war Tuni ein Rätsel. In diesem Augenblick entdeckte er die Reiterschar.

Söldner, dachte Tuni. Auch das noch. Droht uns so kurz vor dem Ziel noch Ungemach? Mit etwas Glück beachten sie uns nicht.

Er zählte über dreißig gut bewaffnete Männer, die sich galoppierend näherten. Das Trommeln der Pferdehufe auf dem Boden weckte Irmel auf.

»Ihr da! Anhalten!«, rief ein schlanker Mann, der offenbar das Kommando hatte.

Schon waren sie von Söldnern umzingelt, sodass Sonne und Mond ihr Gefährt von allein zum Stillstand brachten.

Der Anführer rief: »Ich erkenne den Karren. Der gehört auf den Hof des Pergamentmachers.« Die nächste Frage klang wie eine Drohung. »Wer bist du?«

»Ich heiße Tuni. Nur ein Barde, der sich mit Handlangerdiensten etwas dazuverdient.«

»Halt den Mund. Wir suchen eine Ketzlerin, also spreche ich mit dem Weib neben dir. Gib dich zu erkennen!«

Zwei oder drei der Söldner zogen ihre Schwerter. Offenbar hatten sie gehörigen Respekt vor der Gesuchten.

Mit einer leichten Bewegung löste sie ihr um den Kopf gebundenes Tuch. »Wie kann ich den Herrschaften helfen? Wer soll sich zu erkennen geben?«

Nun zog auch der Anführer der Söldner sein Schwert und richtete die Spitze auf sie. Die Männer machten sich kampfbereit.

Der Söldner funkelte sie wütend an. »Dich habe ich doch schon einmal gesehen. Nenne mir deinen Namen.«

Mit einem bezaubernden Lächeln sagte sie: »Meine Freunde rufen mich

Brunhild. Und richtig, wir hatten bereits das Vergnügen.«

»Verflucht! Das ist sie nicht. Die hier hat rötliches Haar und grüne Augen. Sie gehört zu der Bande Handlanger. Wir haben sie bei unserem ersten Besuch auf Alariks Hof angetroffen.«

Einer der Männer rief von hinten: »Und auf der Ladefläche liegen nur ein paar Decken und ein verpenntes Mädchen.«

Der Anführer steckte sein Schwert zurück in den Gürtel und ließ seinen Blick über den Karren schweifen. »Was verbergt ihr unter den Decken?«

»Nur Proviant, Geschirr und Töpfe sowie unsere Schlafrollen.«

»Verkauft mich nicht für blöd! Aufdecken!«

Die Aufmerksamkeit aller Söldner galt nun dem, was unter den Decken verborgen lag.

Brunhild kletterte nach hinten und enthüllte Proviant, Geschirr und Töpfe sowie Schlafrollen.

»Verflucht. Wo steckt die Gesuchte?«, fragte der Anführer, sichtlich bemüht, seinen Zorn hinunterzuschlucken.

»Ich weiß nicht, wen Ihr meint«, antwortete Brunhild. »Wir stehen in den Diensten des Pergamentmachers Alarik Rubensaal und haben eine Besorgung für ihn durchgeführt. Und das kleine Schätzlein hinten ist seine Tochter Irmel.«

Das Schätzlein reckte den Kopf und schaute sich mit großen Unschuldsaugen um.

Einer der Männer sagte: »Die niedliche Kleine ist bestimmt nicht die gesuchte Ketzlerin.«

»Eine Besorgungsfahrt für Alarik also. Dann zeigt mir doch mal die Ware.«

Tuni begann zu schwitzen. Sie hätten irgendetwas Scheingründiges mitnehmen sollen, wie ein paar alte Felle.

Auch Brunhild schien fieberhaft an einer Erklärung für die gähnend leere Ladefläche zu arbeiten. Gerade als sie antworten wollte, fuhr einer der Söldner dazwischen. »Es ist doch ein altes Familienrezept, deshalb wollen sie nicht damit herausrücken.«

»Sei still, du Trottel!«, zischte der Anführer.

Tuni verstand gar nichts. Er wusste nur, dass ihre Glaubwürdigkeit an einem seidenen Faden hing. Er entschied sich dafür, nach bester Blutsteiner Tradition die Klappe zu halten. Keiner sollte behaupten können, er hätte bei den Mönchen nichts gelernt.

Irmel stand nun hinten auf dem Karren und sagte laut: »Leider haben wir nicht bekommen, was wir wollten. Aber was das war, darf ich nicht verraten. Unser Branntkalkmischmasch ist ein großes Geheimnis.« Ihr kleines Gesicht nickte entschlossen.

Der Söldner knirschte mit den Zähnen. »Na schön. Höre gut zu und richte deinem Vater aus, dass er so schnell als möglich mit dir und seinen beiden anderen Töchtern das Weite sucht. Ich weiß nicht, was die Ketzerin alles auf dem Kerbholz hat, doch es scheint genug zu sein, um den Bischof zum Äußersten zu treiben. Glaube mir, eine Buchfellerfamilie zwischen ihm und seinem Ziel stellt kein wirkliches Hindernis dar. Er hat getobt, dass er sich nicht länger auf der Nase herumtanzen lasse. Verstehst du, was ich sage?«

Irmel guckte ihn entsetzt an.

»Jedes einzelne Wort«, antwortete Brunhild. »Habt dank für die offenen Worte. Wir werden auf ihn einwirken.«

Der Söldner wandte sich ab. »Los, Männer. Wir müssen dem feinen Herrn Bericht erstatten.«

Der Trupp galoppierte weiter nach Norden.

Mit dem Ärmel wischte Tuni sich den Schweiß von der Stirn.

Brunhild wandte sich zu Irmel um. »Schlaues Kind. Du hast ihm haarklein das gesagt, was er nicht hören wollte. Dadurch waren wir glaubwürdig.«

Tuni stöhnte. »Wie gut, dass Weibsbild vor der letzten Kreuzung abgesprungen ist und das letzte Stück über die Felder zu Fuß laufen wollte.«

»Oh ja, ein weiser Schachzug. Dieses kleine Scharmützel haben wir gewonnen, doch der Krieg steht uns noch bevor. Los Sonne, los Mond – es verbleibt nicht mehr viel Zeit, wir müssen erfahren, was zwischenzeitlich auf dem Hof geschehen ist und Rat halten.«

Der Karren setzte sich wieder in Bewegung.

Weibsbild hatte ihr Kleid hochgebunden, so konnte sie besser über Wiesen und Felder laufen. Ihr war es schwergefallen, Tuni, Brunhild und Irmel mit dem Karren allein weiterfahren zu lassen, doch es musste sein. Alariks Hof stand unter Beobachtung, und je näher sie kamen, desto größer wurde das Risiko, zusammen erwischt zu werden. Dabei war nur sie die Gesuchte, die Ketzerin, die hexenhafte Ghula. Sie allein wurde gejagt. Sie musste an den Priester denken, den sie ermordet haben sollte. Bei den Blutsteinern hatte sie

sich an ein Gespräch mit ihm erinnert. An Priester Anselm und seine Worte. *Wer sagt dir, dass es ein Apfel war? Es ist von einer Frucht die Rede, nicht von einem Apfel.*

Diese Art von Gedankenaustausch mit ihm hatte sie geliebt. Und ihn selbst? Sie wusste es nicht. Doch mit Sicherheit hatte sie ihn nicht getötet. Bislang hatte sie weder Tuni noch den anderen etwas von diesem Gedankenfetzen erzählt, der unversehens in ihrer Erinnerung aufgetaucht war. Nährte dies nicht die Hoffnung, dass noch mehr Erinnerungen zurückkamen? Viele mehr! So wie es aussah, hatte sie schon über fünfzig Jahre auf dem Buckel – über einen solch langen Zeitraum müsste sie so einiges erlebt und gelernt haben. Sie rief sich den knisternden Kamin in Erinnerung. Und seine Gestalt im Sessel daneben. Als Priester kannte Anselm die Bibel in- und auswendig. Es stand zu vermuten, dass sie von ihm und in ebendiesen zahlreichen Gesprächen so viel über die christliche Religion gelernt hatte. Plötzlich sehnte sie sich nach geistlichem Gedankenaustausch. Gern würde sie für ihn ihre Lieblingsstellen der Bibel zitieren. Und er? Widersprüche kamen ihr in den Sinn. Ja, Anselm war begierig danach gewesen, Widersprüche zwischen Altem und Neuem Testament aufzudecken und so auszulegen, dass sich die Unstimmigkeiten auflösten. Und er war ein entschiedener Gegner der Ablassbriefe gewesen. Sie dachte an ihre erste Begegnung mit Bischof Tormut von Braunstein – ihrem Erzfeind.

Die Sonne stand hoch am Himmel, doch sie schwitzte nicht, obgleich sie sich zügig vorwärtsbewegte. Die ausdauernde, schnelle Bewegung gefiel ihr. Sie war es gewohnt zu laufen. Fernab der Straße, mit einer Abkürzung über die Felder, konnte sie sich unentdeckt Alariks Hof nähern. So schnell, wie sie zu Fuß unterwegs war, würde sie noch vor Brunhild, Irmel und Tuni ankommen. Das frische Rahmenholz der geplanten Unterkunft hinter dem Schuppen glänzte in der Sonne. Zu sehen war dort niemand. Ein Gefühl der Unruhe befiel sie. Ärger lag in der Luft. Aufmerksam in alle Richtungen blickend näherte sie sich der Rückseite des Haupthauses.

Angespanntes Stimmengewirr schallte vom Hof herüber. Verdächtig viele Menschen hatten sich dort versammelt. Sie kräuselte die Nase, als könne sie die Feindseligkeit riechen. Vorsichtshalber ließ sich Weibsbild auf den Boden fallen und krabbelte auf allen vieren weiter. Das Gras der Wiese war bereits hoch genug, um sie vor neugierigen Blicken zu schützen. Sie hielt inne und überlegte, wer Alariks Hof bedrohen könnte. In Frage kamen im

Gründe nur die Schergen des Bischofs. Was sollte Weibsbild nun tun? Ihr Auftauchen würde mit Sicherheit Öl ins Feuer gießen und die Gefahr für alle Hofbewohner um ein Vielfaches erhöhen. Weiterschleichen oder umkehren? Doch offenbar war die Lage bereits auch ohne ihre Anwesenheit eskaliert – also entschied sie sich für Ersteres. Wenn Gefahr drohte, konnte sie schlecht die Augen davor verschließen. Sie musste ihre Freunde unterstützen, zumal sie allein die Wurzel allen Übels war. So die Sicht des Bischofs Tormut von Braunstein.

30 Tanz auf dem Dach

Eine vierspännige Kutsche begleitet von einem Pulk Söldnern bog auf den Hof ein und hielt vor dem Haupthaus. Auf den Türen aus edlem Eschenholz prangte das Wappen der Diözese – die bischöfliche Rangkrone, darunter der goldene Schlüssel auf blauem Grund.

»Es kommt, wie es kommen musste«, grummelte Alarik. Er ignorierte sein Magenkrampfen und schritt dem hochherrschaftlichen Besuch entgegen.

Der Kutscher war bereits vom Bock gesprungen und öffnete die Tür mit einer Verbeugung. Bischof Tormut von Braunstein stieg aus und setzte sich die Mitra mit den beiden spitzen Flügeln auf. In festliche Schale geworfen, als erwarte ihn eine Audienz beim Papst, stolzierte er auf Alarik zu. Sein langes, weißes Gewand fiel ihm bis auf die Füße, um den Hals schlängelte sich eine reich verzierte Stola, die er wie ein ärmelloses Oberkleid über dem Chorhemd trug. Als wäre das nicht genug, half ihm der Kutscher noch in den kunstvoll mit Stickereien und Goldfäden verzierten Kasel.

»Ui, der gibt aber an«, raunte Kobo und gesellte sich zwischen Alarik und Graubert.

»Welch Ehre, unseren Bischof auf meinem bescheidenen Hof begrüßen zu dürfen.« Alarik machte seine tiefste Verbeugung. Ein unangenehmes Ziehen im Kreuz erinnerte ihn daran, dass er nicht mehr der Jüngste war und es nicht übertreiben sollte.

Von den Bandenmitgliedern erfolgten keine Ehrfurchtsbeteuerungen, schweigend harrten sie der Dinge, die da kamen.

»Erspare mit dein Geschwänzel! Ich komme direkt zur Sache«, kam von Braunstein zur Sache. »Im Namen der Kirche beschlagnahme ich hiermit deinen Hof. Alle hier Anwesenden werden in Arrest genommen. Wer sich widersetzt, hat sein Leben verwirkt.«

Mit diesen Worten zog sich der Kreis der vor Waffen strotzenden Söldner enger, deren grimmige Gesichter ihre Entschlossenheit unterstrichen, jegliche Widerwehr im Keim zu ersticken.

Das war deutlich! Überdeutlich. Schlimmer hätte es kaum kommen können. Alariks Herz hämmerte wie wild, doch auf wundersame Weise blieb sein Verstand kühl trotz dieser Katastrophe. Er war sich seiner Verantwortung bewusst, schließlich ging es um seinen Hof, um das Leben seiner Töchter und das der Bandenmitglieder. »Herr Bischof, wir haben uns

nichts zu Schulden kommen lassen, bitte erklärt mir den Grund Eurer Maßnahme.«

»Muss ich das?« Der Bischof vollführte eine halbe Drehung, als befände er sich auf einer Bühne und befragte ein eingebildetes Publikum. »Doch ich will großzügig sein. Seit Wochen macht ihr gemeinsame Sache mit der Ketzerin und glaubt, die Kirche an der Nase herumführen zu können. Genug ist genug – jetzt ist es an der Heiligen Inquisition, deinem Treiben ein Ende zu setzen.«

»Gemeinsame Sache? Unmöglich. Weder Ihr noch Eure Soldaten haben die Gesuchte jemals auf meinem Hof angetroffen. Verratet mir bitte, wie Ihr zu solch einer Beschuldigung kommt«, bat Alarik. Er musste Zeit gewinnen und überlegte fieberhaft nach einem Ausweg.

»Genug der Worte. Ich bin es nicht gewöhnt, meine Entscheidungen zu rechtfertigen. Ihr bekommt Gelegenheit, Euch vor der Oberen Gerichtsbarkeit zu verantworten.«

»Deren Richter Ihr ernennt«, warf Graubert ein. »Nein, wir lehnen Euer Angebot höflichst ab.«

»Aber so eine zweispitzige Narrenmütze wie der will ich auch«, quengelte Kobo.

Dem Bischof entfuhr ein leichte Stutzen. Mit einem abschätzigen Stirnrunzeln entgegnete er: »Pergamenter, in welche Niederungen der Gesellschaft hast du dich begeben.« Und an Graubert gewandt: »Da ich dir nichts offeriert habe, gibt es nichts, was du ablehnen kannst. Ihr alle werdet in Eisen gelegt und nach Mühlwehr gebracht.«

»Und wenn wir uns nicht fügen?«, fragte Graubert.

»Ich werde meine Anordnungen nicht wiederholen. Widersetzt ihr euch, findet ihr ohne Umschweife den Tod.« Der Bischof deutete auf seine Söldnerarmee. »Wie bedauerlich«, setzte er süffisant hinterher.

Der schlaksige Anführer der Söldner machte zwei Schritte vor. »Wir erwarten Eure Befehle, Eure Exzellenz. Bitte tretet etwas zurück, damit ich Eure Sicherheit besser gewährleisten kann.«

Tatsächlich entfernte sich der Bischof ein wenig, sodass sich eine Reihe Söldner zwischen ihm und den Hofbewohnern aufbauen konnte.

»Entscheidet! Fügt euch oder sterbt«, rief der Bischof.

»Mir fehlt der rechte Antrieb, denn auch wenn wir uns fügen, werden wir sterben, nur später, jeder für sich, im Kerker«, erwiderte Graubert.

»Was mischst du dich ständig ein, Vagabund. Ich spreche mit dem

Pergamenter.« Tormut von Braunstein warf Alarik einen eindringlichen Blick zu. »Denke an das Leben deiner Töchter.«

Nun trat Ilvor vor und baute sich direkt vor den Söldnern auf. »Herr Bischof, ich wünsche, Ihr würdet Euer Unterfangen überdenken. Die Familie Rubensaal steht unter meinem persönlichen Schutz.«

Stirnrunzelnd betrachtete der Bischof den kleinen Mann. »Ihr müsst Ilvor Ignatz von Gibra sein. Ich habe schon viel von Euch gehört. Für einen Ritter seht Ihr aber ganz schön heruntergekommen aus. Schade eigentlich, dennoch wüsste ich Euch gern auf meiner Seite. Doch mit Erstaunen musste ich vernehmen, dass Ihr mein Angebot, in meine Dienste zu treten, ausgeschlagen habt. Nun wagt Ihr es, mir zu drohen?«

»Ich habe Euch lediglich über die Gegebenheiten in Kenntnis gesetzt«, erklärte Ivor. »Was Ihr daraus macht, ist Eure Entscheidung.«

Tormut von Braunstein dampfte vor Wut. Er machte zwei weitere Schritte zurück und rief: »Soldaten! Ergreift dieses Pack. Wenn sie sich wehren, tötet sie!«

Der Schlaks hob den Arm und gab ein Handzeichen, woraufhin die Söldner umgehend ihre Schwerter zogen. Zwei von ihnen legten ihre gespannten Armbrüste auf Ilvor an. Nicht verwunderlich, galt der Ritter doch als der gefährlichste Gegner und würde als Erster den Tod finden.

Alarik wurde schwarz vor Augen. Die Stiche im Herzen schmerzten – nun geschah es also. Offenbar hatte Hedwig von Beginn an Recht gehabt, durch sein Handeln hatte er das Unheil heraufbeschworen und konnte es nun nicht mehr abwenden. Um sein Leben ging es ihm nicht, sondern um das seiner Töchter, das er gerade verwirkte. Nach all den Mühen durfte es doch nicht so enden!

Die Söldner rückten vor. Längst hatte Ilvor seine Kampfstellung eingenommen, doch er würde sich mit seinem kleinen Buckler weder vor den Bolzen der Armbrüste schützen können noch vor den zahlreichen Schwertern. Der erfahrene Kämpfer wusste dies genau und suchte sein Heil im Angriff. Ilvor drehte sich und stürmte vor.

»HALTET EIN!« Laut und deutlich erscholl eine Stimme vom Himmel.

Es dauerte einen Augenblick, bis Alarik sie auf dem Dach des Schuppens entdeckte.

Ilvor brach den Angriff ab, alle Blicke hefteten sich auf die Frau, die dort oben stand und die Hände in die Höhe streckte. »Ich bin unbewaffnet. Ich stelle mich!«

Unter den Söldnern machte sich Gemurmel breit.

Die beiden Armbrustschützen richteten ihre Waffen nun auf Weibsbild.

Alarik wusste nicht, wie ihm geschah. Wollte sie sich wirklich opfern?

Der Bischof riss die Augen auf. »Dort steht die Ketzerin!«

Weibsbild versuchte es erneut. »Ich ergebe mich. Unter zwei Bedingungen.«

»Du bist nicht in der Position, Forderungen zu erheben«, zischte der Bischof. Seine Augen gierten förmlich nach ihr.

Seelenruhig, als hätte sie den Einwand nicht vernommen, erwiderte Weibsbild: »Erstens: Ihr verschwindet alle von Alariks Hof und lasst die Familie auch zukünftig in Frieden. Sie haben nichts Falsches getan. Und letzten Endes willst du doch nur mich, Tormut von Braunstein.« Sie spie den Namen aus wie ein Stück faules Obst.

»Mag sein, Ketzerin. Doch schildere uns spaßeshalber noch deine zweite Forderung«, sagte der Bischof. Auch er spielte auf Zeit, denn er flüsterte dem Schlaks zu: »Umstellt den Schuppen und holt sie runter vom Dach. Keine Armbrustbolzen. Ich will sie lebend.«

Der Anführer gab ein paar einfache Handzeichen, schon stürmte ein Teil der Söldner los und positionierte sich um das Bretterhäuschen.

Weibsbilds Stimme hallte über den Hof. »Zweitens: Wir beide unterhalten uns. Unter vier Augen. In deiner Kutsche.«

Für einen Moment schien der Bischof perplex, doch er fing sich sofort wieder. »Warum sollte ich auf deinen wahnwitzigen Vorschlag eingehen?«

»Weil du mir sonst erst an deinem Lebensende ins Angesicht blicken wirst. Ich werde dich verfolgen und dich für deine Untaten richten. Du allein bist es, der Priester Anselm auf dem Gewissen hat.«

Alarik verstand nicht genau, was Weibsbild bezweckte, sicher war nur, dass sie sehr hoch spielte.

»Wer versichert mir, dass du in der Kutsche nicht Hand an mich legst?«

»Du hast mein Wort, dass wir uns friedlich unterhalten und deine Männer mich danach ohne Gegenwehr in Ketten legen dürfen.«

»Darüber muss ich nachdenken.«

Es war offensichtlich, dass der Bischof Weibsbild weiter hinhielt, um seinen Söldnern Gelegenheit zu geben, sie auch ohne Zugeständnisse in seine Gewalt zu bekommen.

Wie gebannt standen alle im Hof und starrten auf das Dach des Schuppens.

»Denk nicht zu lange nach, Bischof. Akzeptierst du meine Bedingungen?«, fragte sie.

»Du bist nicht in der Position, Bedingungen zu stellen. Ergib dich meinen Männern, sonst lasse ich Alarik samt seinen Töchtern niedermetzeln. Und diese Bande voller Taugenichtse gleich mit.«

Der Buchfeller schnappte nach Luft. Er sah es von Braunstein an, die Zeit der leeren Drohungen war vorüber, jetzt meinte er es blutig ernst.

Mittlerweile war es gleich zwei Söldnern gelungen, von der Rückseite des Schuppens das Dach zu erklimmen. Sie bauten sich hinter Weibsbild auf und richteten ihre Schwerter auf sie.

Der eine forderte: »Knie nieder. Wenn du dich fesseln lässt, bleibst du am Leben.«

»Ach was! Tot kann euer Herr nichts mit mir anfangen. Ich mache euch einen anderen Vorschlag. Ihr klettert auf der Stelle schneller wieder vom Dach, als ihr hochgekommen seid. Wenn nicht, dann helfe ich gerne nach.«

Der andere höhnte: »Dieses Weib nimmt das Maul ganz schön voll. Wir werden ihr zeigen, was es bedeutet, sich mit uns anzulegen.« Der Kerl war sich seiner Sache sicher, zumal in diesem Augenblick hinter Weibsbilds Rücken ein dritter Söldner auftauchte. Der holte mit seiner Klinge zum Schlag in ihre Beine aus.

Vor Schreck stieß Brunhild einen Schrei aus.

Weibsbild fuhr herum. Blitzartig packte sie den Schwertarm des Mannes und zog ihn zu sich heran, als handelte es sich um einen Sack Gänsefedern. Mit einem gellenden Schmerzensschrei ließ der Söldner die Waffe fallen. Schon schubste Weibsbild den Mann dem Angreifer zu ihrer Linken entgegen. Wie aus einem Katapult geschossen prallte der auf den Söldner und stieß ihn vom Dach. Das menschliche Geschoss überschlug sich und plumpste hinterher. Mit hässlichen Geräuschen krachten die beiden Männer auf den Boden. Ein schmerzlicher doch kein tödlicher Sturz, wenn sie sich nicht unglücklich das Genick gebrochen hatten.

Nun wandte sich Weibsbild dem letzten Angreifer zu, dem der Schweiß auf der Stirn und die Angst im Gesicht stand. Spätestens jetzt musste er wissen, welchem gefährlichen Feind er gegenüberstand. Mit dem Schwert wusste er sehr wohl umzugehen, denn mit schnellen Bewegungen versuchte er sie mit Schlag, Hieb oder Stich zu treffen. Irgendwie, irgendwo. Alarik sah es ihm an, die Prämisse, ihr Leben zu schonen, galt für ihn nicht länger. Weibsbild sprang zurück, um zwei schnellen Angriffen auszuweichen. Es

grenzte an ein Wunder, dass der Stahl sie noch nicht erwischte hatte. Ihr Körper bewegte sich mit kaum begreifbarem Geschick, doch nun hatte sie das Ende des Daches erreicht. Der Söldner gewann Oberwasser, seine Klinge wirbelte hin und her, Weibsbild konnte nicht weiter nach hinten ausweichen. Als beim nächsten Vorstoß sein linker Fuß auf der Dachschräge ein klein wenig wegrutschte, fing er sich sofort und korrigierte seinen Stand. Dieser Bruchteil eines Wimpernschlages genügte Weibsbild. Mit einer Körpertäuschung stob sie vor und bekam die Parierstange der Klinge zu fassen. Wie einem kleinen Kind das Holzschwert riss sie dem Söldner die Waffe aus den Händen. Über welche Kräfte verfügte diese Frau? Schon drehte sie den Speiß um und richtete die Schwertspitze auf ihn. Blass vor Schreck stand der Mann vor der Wahl. Er entschied sich für das kleinere Übel. Zwei schnelle Schritte nach links, schon sprang er vom Dach. Dem Aufschrei nach hatte er sich bei der Landung Bein oder Fuß gebrochen, aber er lebte.

Die Söldner murmelten, die Bande jubelte.

Der Bischof fluchte. »Unfähiges Pack! Das wird der Feigling büßen.«

Weibsbild wirbelte die Klinge in ihrer Hand herum und brachte sie genau dann zum Stillstand, als ihre Spitze auf Tormut von Braunstein zeigte. Gelassen, als wäre nichts geschehen, rief sie von oben herab: »Mein Angebot gilt immer noch. Ich stelle mich, wenn du meine Bedingungen akzeptierst. Lehnst du jedoch ab und krümmst in meiner Abwesenheit einem der Hofbewohner auch nur ein Haar, werde ich dich finden. Versprochen. Bis dahin wirst du dich voller Angst in deinem Palast verkriechen, doch weder die Waffen deiner Wachmänner noch deine Bleiglasfenster werden dir genügend Schutz bieten. Jede Nacht, wenn das Licht deiner Kerzenlüster erlischt, wirst du wünschen, du wärst auf meine Offerte eingegangen.«

Täuschte sich Alarik, oder wurde der Bischof etwas blass um die Nase.

»Falls ich mich auf deine Forderung einlasse, habe ich dann dein Wort, dass du dich in meine Gefangenschaft begibst?«, fragte er.

Sie nickte. »Ich wiederhole es kein drittes Mal.«

»Einverstanden. Dann soll es so sein. Die hier Anwesenden werden verschont. Komm herunter. Wir setzen uns in meine Kutsche.«

»Du zuerst!«, forderte sie.

Allein dass sie mit dem Bischof wie mit einem Bauernburschen sprach und ihn herumkommandierte, ließ Alarik schwindeln. Wie erstarrt stand der Pergamentmacher auf dem Hof, unfähig, sich vor Erstaunen die Augen zu

reiben. Warum ließ sich von Braunstein darauf ein? Weshalb nur lag ihm so viel an Weibsbild?

Tormut von Braunstein trottete zu seiner Kutsche und setzte sich hinein. Die Tür ließ er offenstehen.

Die Menschen auf dem Hof, egal ob Freund oder Feind, tauschten sich raunend untereinander über das soeben Erlebte aus, wobei sie das sich Anbahnende nicht weniger erstaunte.

Weibsbilds Tanz auf dem Dach war äußerst beeindruckend gewesen und ihre Kraftdemonstration hatte den Zweck offenbar nicht verfehlt. Alarik hatte sich schon lange gefragt, wie der Kampf mit Kropper und seinen Männern abgelaufen sein könnte. Seit gerade eben konnte er es sich zum ersten Mal vorstellen. Was er sich allerdings nicht ausmalen konnte, war, was Weibsbild im Schilde führte. Sie konnte sich doch nicht allen Ernstes in die Fänge dieses rücksichtslosen Bischofs begeben.

Unter den Blicken von Freund und Feind marschierte Weibsbild über den Hof auf die Kutsche zu. Die Söldner ließen ihre Waffen stecken, keiner rührte sich. Die Luft um sie herum schien vor Anspannung zu vibrieren.

Sie stieg ein und schloss die Tür hinter sich. Der Innenraum wirkte von außen größer, doch er bot nur zwei Personen Platz. Sie ließ sich genau gegenüber vom Bischof nieder, sodass sich ihre Knie beinahe berührten. Die Sitzbänke waren mit Brokat überzogen, die Seitenwände mit edlem Stoff ausgekleidet und mit Stickereien verziert – vornehmlich die Rangkrone und der goldene Schlüssel auf blauem Grund. Vorhänge aus Samt verdunkelten die schmalen Fenster und schützten vor neugierigen Blicken.

Der Bischof hielt die Hände wie zum Gebet. »Es wurde Zeit für diese Begegnung.«

»Höchste Zeit. Warum hetzt du deine Schergen auf mich? Was willst du von mir?« Sie spürte ihren Hass auf diesen Mann am ganzen Körper, jede Pore ihrer Haut rebellierte gegen seine Nähe.

»Bedenke, dass es mir stets ein Bedürfnis war, dich lebend in die Hände zu bekommen.«

»Wobei du dabei über zahlreiche Leichen gegangen bist.«

»In meiner Obliegenheit gehören unliebsame Entscheidungen zur Pflicht.«

»Sieh an. Dann war es also deine Pflicht, ein Dorf samt Kirche zu

zerstören, die Bewohner zu drangsalieren und einen Priester zu ermorden?«

Von Braunstein räusperte sich. »Du bist nicht unschuldig daran. Diese Angelegenheit hätte mit weitaus weniger Geräuschen vonstattengehen können.«

Die rücksichtslose Anwendung von Mord und Totschlag nannte er also *Geräusch*. »Und wie? Erkläre mir diese Angelegenheit.«

»Als ich nach Krumsal kam, um Priester Anselm wegen seiner mangelnden Bereitschaft zum Verkauf der Ablässe zur Rede zu stellen, erfuhr ich im Dorf von einer eigenartigen Frau, die seit vielen Jahrzehnten mit ihrer Familie in einer Krypta hinter der Kirche lebte und zuletzt ins Pfarrhaus Einzug gehalten hat. Zuerst hielt ich es für dummes Geschwätz einfältiger Dörfler, doch nach einem Gespräch mit dem Priester wurde mir bewusst, dass an der Geschichte etwas dran sein musste.«

»Du behauptest, Anselm habe dir von mir erzählt?«

»Nicht direkt, er bemühte sich verbissen, dich zu verbergen und dein Geheimnis zu wahren. Doch ich bohrte weiter. Er versuchte meine Bedenken zu verscheuchen, indem er mir versicherte, dass er ganz alleine im Pfarrhaus wohnte. Deine Person wertete er dahingehend ab, dass er mir weismachen wollte, du seist nur ein schlichtes Gemüt, ein wenig einfältig, nichts Besonderes. Das machte mich erst recht neugierig.«

»Komm zum Punkt. Was willst du?«

»Ich ahnte sofort, dass du alles andere als harmlos bist und einen geheimen Schatz hütest. Also redete ich Anselm gut zu, mir die Wahrheit über dich zu erzählen, doch er weigerte sich.« Er machte mit den Händen eine Bewegung, als würde er sie in Unschuld waschen. »Also musste ich nachhelfen. Bei einem meiner nächsten Besuche befragten wir ihn eindringlicher. Meine Söldner haben ihre Methoden.«

»Du sprichst von Folter.«

»Was sonst? Ein bewährtes Mittel der Inquisition. Doch trotz der Tortur blieb Anselm weiterhin stumm. Was für ein törichter Kerl.«

Die Selbstverständlichkeit, mit der der Bischof seine Verbrechen ausplauderte, machte Weibsbild fassungslos. Sie konnte ihn kaum noch ertragen, sie musste es zu Ende bringen. »Auch du redest um den heißen Brei. Wozu die ganze Quälerei? Welchen geheimen Schatz soll ich hüten?«

Das Gesicht des Bischofs verzerrte sich zu einer dämonischen Fratze. Seine Lippen bebten, die Augen traten vor und glühten vor Gier. Er beugte sich zu ihr und flüsterte, sodass keiner außerhalb der Kutsche irgendetwas

verstehen konnte: »Verrate es mir, dein Geheimnis ewiger Jugend.« Seine Stimme zitterte. »Wie kannst du so alt sein und doch so jung bleiben? Raus mit der Sprache!«

Wäre sie nicht so furchtbar wütend, hätte sie laut aufgelacht. So einfach war das Ganze also. Weibsbild schalt sich selbst – darauf hätte sie auch früher kommen können. »Du bist auf der Suche nach dem ewigen Leben? Und dabei spielt es keine Rolle, wie viele andere dafür jung sterben müssen«, resümierte sie.

»Wenn du es so ausdrücken möchtest. Ich bin aber nicht irgendein *anderer*. Ich bin der Bischof, eingesetzt von Gottes Gnaden.«

Dieser Raffzahn wollte seine Raffenheit und Raffgier bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag weitertreiben. »Du bist eine Schande für die Kirche, ein durch und durch ein schlechter Mensch.«

Offenbar hörte er dies nicht zum ersten Mal, zumindest nahm er es nicht persönlich, sondern erklärte selbstgefällig: »Alle Menschen sind schlecht, nur manche sind schlechter.« Dass er sich offenbar zu Letzteren zählte, schien er als Auszeichnung zu empfinden. Gewiss hatte er sich für seine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sünden bereits einen Stapel Ablass ausstellen lassen.

Er taxierte sie. »Kommen wir zum Wesentlichen. Du kannst auf der Stelle alles beenden und deine Freunde retten, wenn du mir gibst, was ich verlange – Giulia.«

Die Worte des Bischofs trafen Weibsbild wie ein Schlag auf den Kopf. Oder *in* den Kopf. Wie hatte er sie genannt?

Der Name echote durch ihren Schädel. Giulia! Ihr Gehirn schien zu platzen, die Kutsche zu wackeln, als gingen gerade alle vier Gäule durch. Mit viel Selbstbeherrschung gelang es ihr, Ruhe zu bewahren und sich nichts anmerken zu lassen. Giulia! Der Name – ihr Name – löste ein Erdbeben in ihrem Inneren aus. Nein, eher einen Vulkanausbruch, denn plötzlich prasselten die Erinnerungen wie Lava auf sie nieder und ließen brennende, schmerzende Spuren zurück. Hier und jetzt geschah das, was sie sich so lange schon ersehnt hatte, doch die Situation drohte sie zu überfordern. Schreckliche Bilder der Geschehnisse in Krumsal rauschten ihr durch den Kopf. Weibsbild kämpfte gegen die Ohnmacht an. Der Feind saß ihr gegenüber, sie durfte keine Schwäche zeigen.

Es war im Pfarrhaus geschehen. Damals kannte sie ihre Namen noch nicht,

doch heute wusste sie, dass Kropper, Kjell, Ede und Sven Priester Anselm an einen Stuhl gebunden hatten. Weibsbild hatte sich gerade noch rechtzeitig vor Eintreffen der Söldner in einen Zwischenraum direkt unter dem Dach quetschen können und beobachtete von dort aus das Geschehen. Den Bischof hatte sie aus ihrer Position nicht sehen können, vermutlich stand er vor dem Kamin.

Doch sie hörte seine einschneidende Stimme, die immer wieder fragte:
»Wo ist die Ketzerin? Wo ist die Ketzerin?«

Ihr waren die Hände gebunden, denn sie hatte dem Priester hoch und heilig versprochen, sich selbst zu schützen, indem sie in ihrem Versteck blieb. Dieses Versprechen bereute sie jetzt bitter.

Tapfer schüttelte Anselm den Kopf. »Ich weiß es nicht. Sie ist verschwunden.«

»Wie kann es sein, dass sie schon so lange lebt?«

Der Priester schüttelte den Kopf.

»Wie alt ist ihre Mutter geworden?«

»Es müssten an die siebzig Jahre gewesen sein«, antwortete Anselm.

»Du lügst, zahlreiche Stimmen im Dorf behaupten, es seien eher hundert-siebenzig Jahre.«

»Der Priester nimmt uns nicht ernst genug. Es ist jetzt an der Zeit, nachzuhelfen«, mischte sich Kropper ein.

Die Stimme des Bischofs ließ sie frösteln. »Tut, was ihr für nötig haltet.«

»Na endlich.« Kjell holte aus seiner Gürteltasche zwei eiserne Konstrukte heraus. Daumenschrauben erkannte Giulia. Der Söldner legte sie dem Priester an. »Doppelt hält besser«, gluckst er. »Rede, sonst wirst du deine Hände kaum noch gebrauchen können.« Er begann mit dem linken Daumen und drehte den Hebel, der die beiden Metallplatten zusammenzog.

»Wo versteckt sich die Ketzerin? Verrate mir ihren Aufenthaltsort.«

Es dauerte nicht lange, und Anselm schrie seinen Schmerz heraus. Doch auch jetzt beantwortete er dem Bischof keine seiner Fragen.

In Schockstarre verfallen presste Giulia ihr Gesicht so fest auf das Holz, dass sie kaum noch Luft bekam. Eigentlich wollte sie gar nicht hinsehen, sondern sich die brutale Welt schräg unter ihr aus dem Kopf schlagen, und dennoch konnte sie nicht wegblicken. Sie konnte es nicht verhindern, dass sie all das Grauen beinahe ungefiltert mitbekam. Sie würden Anselms Hände zerstören, machten sie doch keine Anstalten, die Folter zu beenden. Ganz im Gegenteil, Kjell zog die Schrauben weiter an.

Der Bischof und seine Söldner gingen zu weit. Giulia beschloss, wortbrüchig zu werden und ihr Versteck zu verlassen. Sie konnte unmöglich weiter tatenlos zusehen.

Der Bischof murmelte etwas, das Weibsbild nicht verstand. In diesem Augenblick geschah es. Sie sah blanken Stahl aufblitzen. Weibsbild setzte zum Schrei an, Kjell war schneller. Schwungvoll vollführte der Oberkörper des Söldners eine halbe Drehung, der Zweihänder wirbelte durch die Luft und Anselms Kopf fiel auf den Boden. Von Entsetzen gepackt biss sie sich in die Hand und schloss die Augen.

War sie ohnmächtig geworden? Daran konnte sie sich beim besten Willen nicht mehr erinnern. Vermutlich aber schon, denn als sie irgendwann in der Nacht aus ihrem Versteck krabbelte, war das Haus verlassen.

Wessen Haus? Wo war sie? Was machte sie hier? Woher kam das viele Blut auf dem Boden?

Zusammen mit Tuni erfuhr sie erst weitaus später, dass die Söldner die Leiche mitgenommen und in der Kirche auf dem Altar aufgebahrt hatten – mit verkehrt herum aufgesetztem Kopf.

Vermutlich hatte Giulia das mit dem *sich aus dem Kopf schlagen* zu wörtlich genommen. Ihr Geist hatte sich vor all dem Grauen abgewendet und war in eine andere, eigene Welt geflüchtet.

Sie war losgerannt – mitten in der Nacht durch Krumsal – wusste nicht wohin, wusste nicht weshalb – ihr Instinkt sagte ihr, dass sie diesen Ort verlassen musste.

All dies, weil dieser feine Herr ihr gegenüber in der Kutsche sein Leben verlängern wollte.

»Glaubst du wahrlich, ich könnte dir dabei behilflich sein, zweihundert Jahre alt zu werden?«, spottete sie. Dabei überlegte sie, ob sie ihn nicht einfach vom Gegenteil überzeugen sollte, indem sie seine Stola ergriff und ihn damit auf der Stelle erwürgte.

»Genau das denke ich. Es gibt zu viele Hinweise, dass dem so ist. Also halte mich nicht länger hin, sondern verrate mir dein Geheimnis.«

Weibsbild dachte gar nicht daran, ihn über ihre Herkunft aufzuklären. Abgesehen davon würde er es nicht glauben. Sie schüttelte den Kopf. »Diese Fähigkeit wohnt tief in mir drin. Selbst wenn ich es wollte, könnte ich sie nicht an andere Menschen weiterreichen.«

Zornesröte erfasste das Antlitz ihres Gegenübers, seine Mitra rutschte in

bedrohliche Schiefelage. »Glaube nicht, dass du mir so einfach davonkommst. Du lügst und verweigerst dich aus Niedertracht.«

Ihr Gegenüber sprach von Niedertracht? Herr, hilf mir zu verstehen. Wie kannst du solche Diener auf Erden zulassen?

Die Kutsche stand, dafür kam von Braunstein richtig in Fahrt. »Ich ... werde dein Blut trinken, ich werde dein Herz verspeisen. Ich ...« Der Bischof riss die Tür auf und stürzte hinaus. Wie tollwütig brüllte er den Anführer der Söldner an: »Sie sitzt in der Kutsche – ich brauche sie nicht mehr! Tötet sie!«

Der Schlaks stutzte. »Sie hat sich Euch doch ergeben.«

»Ja und? Dann kann ich mit ihr doch erst recht machen, was ich will«, schäumte der hohe Geistliche. »Und all die anderen hier stecken mit ihr unter einer Decke. Sie haben den wahren katholischen Glauben verraten. Sie alle sind Ketzer. Auch sie müssen sterben. ALLE!«

Von Braunstein war von Sinnen. Leider erlaubte ihm seine exponierte Stellung derlei Verfehlungen.

Weibsbild stieg aus der Kutsche. »Du hältst dich nicht an die Abmachung, Bischof. Du hattest zugesagt, alle anderen zu verschonen.«

»Ich störe mich nicht an meinem Gerede von eben.« Er wandte sich an den Anführer. »Worauf wartest du? Lass deine Leute angreifen.«

Der Schlaks fragte: »Ihr wollt Euer Wort brechen und die Männer, Frauen und Kinder niedermetzeln?«

Hoffnung durchflutete Weibsbild, dass sich die Söldner weigern könnten, diesem Machtmissbrauch Folge zu leisten. Sie sah dem Anführer den inneren Kampf an. Gleich würde sich herausstellen, wie viel Ehre in diesen Männern steckte. Sie durfte nichts unversucht lassen, um die Situation zu retten. »Ihr müsst dieser Anweisung nicht Folge leisten«, rief sie und zog sämtliche Blicke auf sich. »Ihr alle wart Zeugen der Vereinbarung – der Bischof hat den Hofbewohnern Unversehrtheit versprochen, wenn ich mich stelle. Hier stehe ich nun, ich für meinen Teil habe mich an die Abmachung gehalten. Ich appelliere an eure Ehre.«

Herr, gib ihnen Kraft, sich diesem Unrecht zu widersetzen, betete sie.

»GREIFT AN! Beendet das dumme Geschwätz!«, brüllte von Braunstein.

Der Schlaks sah aus, als hätte er sich entschieden. »Tut mir leid. Der Sold ist einem Söldner näher. Von Ehre können wir uns nichts kaufen.« Er hob den Arm, seine Männer zogen erneut die Schwerter und umringten Alarik, Graubert, Tott und Ilvor, die sich schützend vor Wanda und Brunhild gestellt hatten. Die drei Töchter befanden sich im Haus. Die Söldner fassten die

Gruppe ins Auge und rückten langsam vor. Der Kampf begann.

Auf schamlose Weise hatte der Bischof die Abmachung gebrochen – so fühlte auch sie sich nicht mehr daran gebunden. Sie knirschte mit den Zähnen. Es würde ein fürchterliches Gemetzel geben.

Hinter Weibsbild rumorte es immer lauter. Sie konnte sich das Getöse nicht erklären, bis ein riesiger Schatten durch die Hofeinfahrt brach und keine zehn Schritte neben ihr anhielt. Sechs schmucke Schimmel zogen eine schwarzglänzende Kutsche, die in ihrer Pracht sogar das Gefährt des Bischofs übertrumpfte. Als Nachhut folgten zehn Ritter auf ihren Rössern.

Der Anführer der Söldner streckte die geballte Faust nach oben, seine Männer froren ein und warteten ab. Er raunte dem Bischof zu: »Das Wappen des Erzbistums Trier.«

»Waffen weg«, knurrte von Braunstein.

Mit einem weiteren Handzeichen brachte der Anführer die Männer dazu, ihre Schwerter in die Gurte zu stecken.

Beide Türen der Kutsche öffneten sich und heraus stiegen zwei Geistliche. Einen von ihnen kannte Weibsbild – Priester Brandwerk aus Quellfels. Der andere trug ein langes, rotes Gewand mit passender Soutane. Seinen Kopf zierte ein roter Hut. Mit jeder seiner Gesten strahlte dieser Mann Einfluss und Macht aus. Sowie gute Laune.

Davon zeugte auch das fahle Gesicht des Bischofs, der überrascht stammelte: »Eure Eminenz. Was ... verschafft uns die Ehre?« Mehr brachte er nicht heraus.

»Das ist Kardinal Nikolaus von Asbald aus Trier«, hörte sie Alarik flüstern.

Seine Exzellenz trifft also auf seine Eminenz, sinnierte Weibsbild. Keinen Augenblick zu spät. Sie atmete tief durch, war es himmlische Gerechtigkeit, dass von Asbald just in diesem Augenblick auftauchte? Gewiss hatte er von den abstoßenden Umtrieben des Bischofs gehört und war herbeigeeilt, um ihn zur Rede zu stellen.

»Mein guter Tormut, weshalb so förmlich? Priester Brandwerk hat mir verraten, dass ich Euch hier antreffe.« Der Kardinal strahlte über das ganze Gesicht und umarmte den Geistlichen, der recht geistlos vor sich hinstarrte.

Die Umstehenden begriffen nicht, was vor sich ging. Der Neuankömmling schien weit davon entfernt, Gerechtigkeit walten zu lassen.

»Stellt Euch vor, ich komme gerade aus Rom von Papst Bonifatius VIII«, sagte der Kardinal, dessen Wangen passend zu seiner Kleidung glänzten.

»Der Heilige Vater bedankt sich ausdrücklich für Eure Unterstützung. Gerade in diesen Zeiten benötigt er jeden Silbertaler für seine andauernden Machtkämpfe mit dem französischen König Philipp IV. Stellt Euch vor, es gibt sogar Pläne, den Papststich nach Avignon zu verlegen.«

»Ungeheuerlich!«, sagte Tormut von Braunstein. Es war ihm anzumerken, dass er damit eher den in diesem Augenblick höchst unpassenden Besuch meinte.

Als bemerkte der Kardinal die Menschenmenge um ihn herum erst jetzt, fragte er: »In was für eine Versammlung platze ich herein? Priester Brandwerk hat mir versichert, dass der Pergamentmacher ein rechtschaffener Mann ist. Wunderbar.«

Der Bischof raffte all die Contenance zusammen, derer er habhaft werden konnte. »Ich ... komme zurecht.«

»Wundervoll. Was immer Ihr vorhabt, verehrter Tormut, unterlasst es.« Bei diesen Worten verlor seine Stimme Öl und Samt. Doch schon im nächsten Moment zwinkerte er ihm freudig zu und flüsterte laut, als würde er ein großes Geheimnis verraten: »Ich habe mit Absicht keinen Boten gesandt, denn es ist mir ein Anliegen, Euch die gute Nachricht persönlich zu überbringen. Eine Überraschung aus heiterem Himmel.« Der Kardinal verdrehte seine Augen nach oben. »Wenn ich das so sagen darf, Herr.«

»Eminenz?«

»Der Heilige Vater ruft nach euch – Bonifatius möchte Euch für Eure treuen Dienste belohnen. Er wird Euch zum Kardinal ernennen. Mein Guter – wir reisen gemeinsam nach Rom.« Er gluckste zufrieden.

Von Braunsteins Miene spiegelte eine ganze Palette von Gefühlen wider. Ärger darüber, dass ihm so kurz vor dem Ziel Einhalt geboten wurde. Zwar nicht von Gott und schon gar nicht von der Vernunft, doch der Kardinal und der Papst brachten ihn zum Wanken. Er kam ins Grübeln, denn ihnen verdankte er seine Stellung, sie protegierten seine Macht. Weibsbild sah es ihm an – fieberhaft überlegte von Braunstein, wie er auf diese Unterbrechung reagieren sollte. Jetzt noch ein Kampfgetümmel vom Zaun zu brechen, war schier unmöglich und vollends unvernünftig. Dadurch würde er den Kardinal in Gefahr und sich in unangenehme Erklärungsnot bringen.

Um jede weitere Eskalation zu vermeiden, sagte er mit erzwungenem Lächeln: »Ihr überbringt erfreuliche Neuigkeiten. Demütig senke ich mein Haupt vor der Ehre, die mir zuteilwird.« Dem Anführer der Söldner rief er zu: »Wir sind hier ohnehin gerade fertig, ein Irrtum, wie sich herausstellte.

Nur ein verzeihbarer kleiner Fehltritt des Pergamentmachers, sodass die Kirche in diesem Fall Gnade vor Recht ergehen lässt. Es gibt Wichtigeres, um das ich mich unverzüglich zu kümmern habe.«

Ob Freund, ob Feind, die Menschen auf dem Hof sahen sich so ungläubig wie erleichtert an. Der rücksichtslose Kriegstreiber hatte die Schlacht im allerletzten Augenblick abgesagt.

»Es hat mich gefreut«, sagte der Kardinal und führte von Braunstein zu seiner Kutsche. »Kommt, wir fahren zusammen. Ich habe Euch so vieles aus Rom zu berichten.«

Weibsbild sah den hohen Geistlichen hinterher.

Bevor Priester Brandwerk in die Kutsche des Bischofs stieg, drehte er sich zu Alarik um und zwinkerte ihm kurz zu.

Der Pergamentmacher hob die Hand zum Abschied.

Auch der Anführer der Söldner hob den Arm, seine Männer versammelten sich um ihn. »Kümmert euch um die Kameraden. Dann verschwinden wir.«

Die drei Söldner, die sie vom Dach des Schuppens befördert hatte, lebten noch. Einer von ihnen hatte sich ein halbes Dutzend Knochen gebrochen, ob er sich je davon erholen würde, war ungewiss.

»Ich hoffe, wir begegnen uns beim nächsten Mal auf der gleichen Seite des Schlachtfeldes«, sagte der Schlaks zu Ilvor.

»Es liegt an Euch. Widersteht dem Versuch, Euch bei jedem Herrn zu verdingen, selbst bei einem solch unmoralischen Abschaum«, erteilte der Ritter seinen Ratschlag.

»Wohl wahr«, lautete die Antwort des Anführers.

Graubert traute dem Frieden noch nicht. »Warten wir ab, ob sie sich wirklich verziehen.«

Kurze Zeit später war es so weit. Der Anführer rief seinen Männern zu: »In die Sättel, wir schließen zu den beiden Kutschen auf.«

Im nächsten Augenblick sah es auf dem Hof aus wie an einem normalen Tag. Seine Exzellenz und seine Eminenz, die beiden Kutschen sowie die Söldner und die Lebensgefahr, in der die Bewohner kurz zuvor geschwebt hatten, waren verschwunden.

»Das war arschknapp!«, meckerte Kobo.

Der Buchfeller gewann nur langsam wieder Farbe. »Zweifelsohne der richtige Ausdruck. Ein Bischof auf meinem Hof war ja schon eine besondere Attraktion, doch dann gesellt sich noch ein Kardinal hinzu.«

»Fehlt nur noch der Papst. Bestimmt schaut der in den nächsten Tagen mal

vorbei«, mutmaßte Tuni.

Weibsbild schüttelte sich. Die Grimasse des niederträchtigen Bischofs ließ sie nicht los. Göttliche Gerechtigkeit hatte sie sich anders vorgestellt. Nun wurde dieser Mörder auch noch für seine Verbrechen belohnt und zum Kardinal befördert. Doch sie sollte Gottes Willen nicht in Frage stellen – ganz im Gegenteil. Auch heute hatte der Herr seine schützende Hand über die kleine Gemeinschaft gehalten.

Plötzlich fiel ihr etwas ein – etwas durchaus Besonderes, Erwähnenswertes. »Ich heiße Giulia!«, schmetterte sie heraus.

Alle sahen sie an.

Tuni grinste, wie nur Tuni grinste. »Giulia? Wirklich? Das erinnert mich an ...« Die Antwort wollte er offenbar ihr überlassen.

»Jetzt, wo du es ansprichst, wird es mir auch klar. Zumal ich mich erinnere, dass Priester Anselm meinen Namen immer falsch ausgesprochen hat, nämlich mit einem harten G«, erklärte sie.

»Ich wusste ja schon lange, dass du keine Ghula bist«, tröstete Tuni.

»Nachdem wir das geklärt haben, sollten wir uns beratschlagen«, sagte Alarik und stöhnte. »Ich muss mich unbedingt mal setzen, kommt mit ins Haus.«

»Eine gute Idee«, fand Brunhild. »Dann zeigen Irmel und ich euch, wie fabelhaft wir das Klatschspiel beherrschen.«

In einem solchen Moment dachte sie an das Klatschspiel? Die Last der letzten Stunden fiel von Giulia ab. Genau dies hatte Brunhild gewiss erreichen wollen. Sie folgte Alarik in die große Wohnstube.

31 Kreuz und quer

Den restlichen Nachmittag verbrachten Alarik und seine Töchter, die Bande und die Dame Sturzel Weibsbild, die eigentlich Giulia hieß, rund um den Tisch in der Wohnstube. Nicht alle hatten auf den wenigen Stühlen Platz gefunden, so saßen Hedwig, Stanzi und Irmel auf einer alten Rübenkiste dicht gedrängt nebeneinander. Zur Feier des Tages hatte Alarik zwei Krüge Wein auf den Tisch gestellt, dazu aßen sie Brot und Schafskäse.

Tuni hatte es sich zwischen Graubert und Giulia gemütlich gemacht. In aller Ausführlichkeit tauschten sie ihre Erlebnisse aus. Besonders groß war das Erstaunen über Giulias Herkunft.

Wanda konnte es kaum fassen. »Was sagt ihr jetzt? Ich bin über Ecken mit unserer Giulia verwandt. Meine Familie ist gesegnet. Und ihr habt mich alle für verrückt gehalten.«

»Wieso gehalten?«, sagte Kobo. »Aber wenigstens hast du nicht solch unglaubliche Kräfte wie Weibs... Giulia.«

»Nein, offenbar entfacht sich Gottes Gnade bei jedem anders.«

»Und Tuni ist also ein Henkerssohn und ausgerechnet im Kloster Blutstein auf seinen Vater gestoßen«, resümierte Graubert.

»Das erklärt auch, warum unser Barde oftmals so kopflos handelt«, meinte Kobo einen schlechten Scherz machen zu müssen. »Erzählst du uns mehr vom Henkersleben?«

Tuni knurrte: »Wie könnte ich dir etwas abschlagen?«

»Nimm die Helle...barde«, schlug Kobo vor und gluckste frech.

Tuni gab auf, Kobo musste immer das letzte Wort haben.

Brunhild kicherte. »Genug davon. Wir können uns glücklich schätzen, dass alle gesund und munter sind und die Gefahr gebannt ist.«

Hedwig, die stets alles durchdachte, machte ihrem Herzen Luft. »Es fragt sich, wie lange. Wird der Bischof als Kardinal von Braunstein zurückkehren und alles noch schlimmer machen?«

»Das glaube ich nicht. Vermutlich wird er im Vatikan bleiben und dort Wurzeln schlagen. Dadurch könnte Priester Brandwerk aufsteigen und die frei gewordene Position des Bischofs einnehmen«, erklärte Alarik. »Er scheint eine gute Beziehung zu Kardinal von Asbald zu pflegen. Und er hätte es verdient. Er hat uns im richtigen Moment geholfen.«

»Im letzten Moment«, präzisierte Hedwig.

»Im Grunde war dies die einzige Lösung, Tormut von Braunstein loszuwerden, ohne ihn zu töten, was unweigerlich eine blutige Fehde nach sich gezogen hätte. Brillant – ich habe unseren Priester unterschätzt.«

»Ich denke auch, dass von Braunstein in meiner Sache nichts mehr unternommen wird, zumal er verstanden hat, dass er von mir nichts zu erwarten hat«, sagte Giulia.

»Sind wir von Braunstein also los und haben für die nächsten hundert Jahre erst mal Ruhe?«, fragte Wanda die Ewige. »Ich möchte diesem fürchterlichen Mann nicht nochmal begegnen. Was für eine Schande für die Kirche.«

Alarik überlegte laut. »Die Kirche kann nur immer so gut sein, wie die Menschen, die ihr dienen. So gesehen wäre Priester Brandwerk durchaus ein würdiger Vertreter seiner Zunft.«

Giulia nickte. »So wie Priester Anselm, der eine Seele von Mensch war. Auch wenn ich ihn sehr vermisse, bin ich froh, die schönen Erinnerungen an ihn wiedergewonnen zu haben. Ich denke, dass auch meine anderen Erinnerungen bald hochkommen werden. Ich übe mich in Geduld ...«

Wohlig lehnte sich Tuni zurück und steckte sich ein Stück Käse in den Mund. Lange Zeit hatte er sich nicht so wohl gefühlt wie in diesem Augenblick. Auch Giulia neben ihm wirkte gelöster, was er an ihrem auffällig häufigen Lächeln festmachte. Bei Giulias Worten musste er unwillkürlich an seinen Vater denken – und dies zum ersten Mal, seit er sein Zuhause verlassen hatte, ohne jeden Grimm. Was für eine Wohltat. Er nippte an seinem Weinbecher.

Brunhild erhob sich. »Jetzt zeigen wir euch, was Irmel und ich einstudiert haben, während sich Giulia und Tuni bei den Blutsteinern im Kloster ausgeruht haben.«

»Au ja!« Irmel sprang auf und stellte sich Brunhild gegenüber. Gemeinsam begannen sie.

*»Fall ich in den Matsch,
folgt ein lautes Platsch,
falle ich nach oben,
mache ich nur Quatsch.
Höre ich ein Flitsch,
folgt darauf ein Pitsch,
und zurück zum Patsch,*

*macht's gemeinsam Klatsch.
Einmal hin, nochmal her,
geht es wilder kreuz und quer.«*

Dazu passend schlugen die beiden die Hände zusammen, wobei sie auch ihre Arme verdrehten und einmal sogar um die eigene Achse kreiselten, bevor sich ihre Handflächen trafen.

Jetzt starteten sie das Ganze von vorn, nur noch schneller.

Zwischen dem Pitsch und dem Patsch machte Brunhild einen Fehler, sodass Irmel ins Leere schlug. Alle lachten und Irmel rief: »Wenn alles auf Anhieb klappt, ist es halb so lustig.«

Diese weisen Worte passten gut auf sein in letzter Zeit so abenteuerliches Leben. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn ins Haar. Ein Griff ins Leere, weil dort nur ein paar Stoppeln der einstigen Lockenpracht gedachten. Ein Andenken an die Blutsteiner, welches in den nächsten Wochen langsam rauswachsen würde. Obgleich Giulia noch einmal ihre Dankbarkeit für seine Hilfe bei der Klosterreise betont hatte, empfand er es genau umgekehrt. Nur durch sie war er auf seinen Vater gestoßen und hatte sich mit ihm versöhnen können. Ohne diesen Ballast konnte Tuni seine Entscheidung für die Laute und gegen die Henkersaxt für goldrichtig erachten.

Der Jubel nach dem erfolgreichen Klatschreim-Auftritt war groß. Die Schrecken der letzten Stunden waren zwar nicht vergessen, jedoch für den Moment von allen abgefallen.

»Nach diesem nicht mehr zu übertreffenden Auftritt traue ich es mich kaum zu sagen«, begann er vorsichtig. »Ich habe mir auf dem Rückweg vom Kloster Blutstein und gerade eben Gedanken über weitere Strophen für Grauberts Bandenlied gemacht. Wollt ihr es überhaupt noch hören?«

»Allerbest!«, kam es ausgerechnet von Tott dem Geschwätzigen. Vermutlich weil der Name von ihm stammte.

»Auf jeden Fall«, frohlockte Brunhild.

Schnell nahm Tuni die Laute zur Hand und legte los.

*»Im Fuchsficht tief und düster,
lauscht dem Furchtgeflüster,
Brunhilds und Grauberts Liebe,
inmitten der tapfren Diebe.«*

»Ja, ja – das hatten wir schon«, platzte Kobo mitten hinein.
»Wir aber noch nicht«, entgegnete Irmel.
»Erst zuhören, dann meckern«, sagte Tuni und setzte erneut an.
Tott verschränkte die Arme vor der Brust, wie Hedwig es gerne tat.

*»Vom Fuchsficht zum Minnesang,
voll die Hos', im Herzen bang,
Allerbest ums Siegen rang,
Es sah so aus, als ob's gelang,
doch o Graus, was für ein Scheiß,
Der Bischof verwehrt den rechten Preis.*

*Weibsbild tritt in der Bande Leben,
so geht's zum Hof des Pergamenter.
Eine Bleibe, wonach sie streben,
kein Heim ist exzellenter.*

*Nun sitzen sie in der Wohneskammer,
Leid geprüft, doch ohne Jammer.
Die Ew'ge Wanda mit hundert Jahr,
Still der Tott, doch immer da,
Ilvor, der Rittersmann mit Schild und Schwert,
Und der Bard singt nie verkehrt,
Das Lied der Bande, ach du Graus,
ist sofort und plötzlich aus.«*

Der Jubel war groß, der Bande gefiel das Lied. Auch Alarik und seine Töchter klatschten laut.

Nur Kobo machte eine Miene so lang wie der letzte Winter. »He, Allerbest. Das ist allermiesest. Ich komme noch immer nicht drin vor. Alle anderen werden besungen, nur ich nicht. So eine ferkelige Niedertracht hätte ich dir nicht zugetraut!« Seine schwarzen Augenbrauen zuckten wütend.

»Was meinst du?« Erstaunt blickte Tuni ihn an. »Ach so – hoppla! Gut, dass du dich zu Wort meldest, Kobo. Da habe ich doch glatt eine Strophe vergessen.«

Erneut griff er zur Laute und spielte die Melodie an.

*»Trank und Speis schmecken lecker,
jetzt muss dem Bard noch eins gelingen,
über den schlauen Kobo laut zu singen,
sonst gibt's die ganze Woch' Gemecker.*

»Was soll denn das für eine Strophe sein? Ich meckere doch überhaupt nicht«, meckerte Kobo. Doch das zufriedene Funkeln in seinen Augen wollte nicht so recht zu seinen tadelnden Worten passen. Schließlich hatte Tuni ihm einen ganzen Vers gewidmet.

Die anderen prusteten los. Brunhild warf ihm einen anerkennenden Blick zu. Nun hatte er wahrlich alle Mitglieder der Bande bedacht. Ihm schräg gegenüber auf der Rübenkiste saßen nur noch Stanzi und Irmel einträchtig nebeneinander. Wo war Hedwig geblieben? Es dauerte nur einen kurzen Moment, bis er sie entdeckte. Sie hatte einen neuen Platz gefunden – auf Ilvors Schoß, wo sie einen Arm um ihn gelegt hatte. Mit verschmitztem Grinsen linste Tuni zu Alarik hinüber. Natürlich hatte der Vater es längst bemerkt. Der Barde erfreute sich am versonnenen Lächeln auf den Lippen des Buchfellers.

Seine Blase drückte – er erhob sich und machte sich auf den Weg nach draußen zum Abort. Als er am Stapel Winterholz vorbeikam, bewegte sich etwas zwischen den Scheiten. Er blieb stehen und beobachtete einen kleinen Vogel beim Nestbau. Mit großem Geschick hatte er Moos, Halme und Wurzeln kreisförmig angeordnet.

Als er das Wohnhaus wieder betrat und neben Giulia Platz nahm, sagte er: »Was hältst du davon, wenn du zur Abwechslung mal mich begleitest?«

»Können wir machen – einer muss ja auf dich aufpassen.«

»Gut, dann habe ich dir noch etwas zu berichten, und zwar: Robin ist ein Weibchen.«

Sie sah ihn neugierig an. »Woher weißt du das? Hast du nachgesehen?«

»Robin baut gerade ein Nest – im Holz an der Hauswand. Nur die Rotkehlchenweibchen bauen Nester.« Er räusperte sich. »Wir sollten hierbleiben.«

»Siehst du dies als Zeichen, dein Vagabundenleben zu beenden und auch sesshaft zu werden?« Ihre Sprenkelaugen beluchsten ihn. »Wohin soll ich dich dann begleiten?«

»Hierhin«, antwortete Tuni. Erst jetzt bemerkte er, dass alle am Tisch ihrem Gespräch folgten.

»Das ... habe nicht ich allein zu entscheiden«, sagte Giulia. Ihr Gesicht gewann an Farbe. »Ich weiß nicht einmal, ob die Bande mich haben will.«

»Du gehörst doch längst dazu«, sagte Graubert.

»Du bist meine Schwester«, bestätigte Wanda.

»Ich danke euch, doch es stellt sich nach wie vor die Frage, ob ich hier am Hof geduldet bin.« Giulias Blick wanderte an Alarik vorbei zu Hedwig.

»Schließlich ging der ganze Schrecken erst durch meine Anwesenheit los.«

Bevor der Pergamentmacher etwas erwidern konnte, verzog Hedwig das Gesicht. »Ja, ich hatte von Beginn an Recht – du hast den ganzen Ärger heraufbeschworen.«

Schuldbewusst presste Giulia die Lippen zusammen und schlug die Augen nieder.

Hedwig fuhr fort: »Des Weiteren habe ich gelernt, dass derlei Gedankenspiele im Nachhinein wenig bringen. Du hast Irmels Leben gerettet und dich dem Bischof ausgeliefert, um uns zu retten.« Ein ungewohntes Lächeln flog ihr zu. »Und da wäre noch etwas. Du hast die Bande zu uns auf den Hof gebracht.« Sie drehte dem Mann, auf dessen Schoß sie saß, den Kopf zu. »Und damit Ilvor zu mir. Dafür bin ich dir unendlich dankbar, Giulia. Bitte bleibe bei uns.«

Tuni spürte Giulias Freude über Hedwigs Worte.

Der Ritter drückte seine holde Maid an sich.

Womöglich sollte Tuni doch mal ein Minnelied komponieren. Aber ein verträumtes, zauberhaftes Werk über eine erfüllte, glückliche Liebe.

*** Ende ***

Die Lieder »Der heilige Bimbatz« und »Das Rotkehlchen Lied« (im Original »Das Drossellied«) gibt es wirklich. Sie stammen von der Mittelalter- und Fantasyband »Kupfergold«, bei der ich mich ausdrücklich für die Genehmigung zur Verwendung in meinem Roman bedanke.

Hier könnt ihr die beiden Lieder auf Youtube anhören:

["Der Heilige Bimbatz" live in Köln von Kupfergold](#)

Musik und Text: Kupfergold

["Das Drossellied" von Kupfergold](#)

Musik: Kupfergold, Text: Alexander Luhn

Danke schön

Lieber Leserin, lieber Leser,

vielen Dank dafür, dass Sie Tuni, Weibsbild und Alarik bei ihren Abenteuern begleitet haben.

Das direkte Feedback meiner Leserinnen und Leser ist mir sehr wichtig – über Kritik, Lob und Anregungen freue ich mich und werde Ihnen garantiert antworten. Meine eMail lautet: sam.feuerbach@t-online.de.

Wenn Ihnen die Geschichte gefallen hat, unterstützen Sie mich doch bitte mit einer Rezension bei Amazon.

Vielen Dank!
Sam Feuerbach



Die Gaukler-Chroniken

**Die neue Mittelalter-Fantasy-Saga von
Bestseller-Autor Sam Feuerbach**
Gewinner des Skoutz-Award 2020

Der Müllersohn Raffael verdient seinen Lebensunterhalt mit vielfältigen Gaunereien – stets darauf bedacht, nicht einer Hand oder eines Kopfes verlustig zu werden. Denn nur die Strafen für Diebstahl sind noch härter als das Leben. Eine verhexte Landkarte, sein treues Pferd Diego und sein handzahmer Regenwurm Borsti begleiten ihn auf seinen Abenteuern.

Der alte Söldner Brocken gilt als lebende Legende, seitdem er als einziger Streiter die große Schlacht im Nebelmoor überlebt hat. Seine Grantigkeit wird nur von seiner Garstigkeit übertroffen. Ein weißer Rabe überfliegt diese Mauer aus Weltenhass und löst eine Kette wundersamer Ereignisse aus.

Zufall oder Vorsehung? Verschiedener können Dieb und Söldner kaum sein. Doch beide tragen ein Geheimnis in sich, das zugleich der Grund dafür ist, warum sich ihre Lebenswege in einer schicksalhaften Reise kreuzen.

Der Dieb und der Söldner

Leseprobe (Das Schwert und das Pferd)

Die Vorgeschichte der »Gaukler-Chroniken« von Sam Feuerbach

Das Schwert

Gemächlich trabte der alte Söldner auf die Ansammlung windschiefer Hütten zu. Wie immer wuchs sein Unbehagen, je näher er der Gesellschaft anderer Menschen kam. Unter den Hufen seines Pferdes *Gaul* spritzte der Schlamm zu allen Seiten, die Bezeichnung *Straße* hatte dieses längliche Stück Dreck wahrlich nicht verdient. Der alte Söldner fragte sich, ob er hier überhaupt richtig war. Er parierte Gaul, stemmte sich auf den Sattelknauf und schaute sich um. Auf den ersten Blick wirkte der Ort farblos, trostlos, namenlos; auf den zweiten farbloser, trostloser, namenloser – auf keiner Karte verzeichnet, in keiner Geschichte erwähnt, in keinem Lied besungen. Vermutlich wussten nicht einmal die herzoglichen Steuereintreiber von der Existenz dieses Elends. Die riesige Hundehütte mit dem Glockenturm auf dem Dach gab sonntäglich Hoffnung auf bessere Zeiten. Einen Brunnen suchte er vergeblich, der Bach in der Nähe musste wohl reichen. Auf dem kleinen Marktplatz spiegelte sich der Morgenhimmel in den Pfützen, auch für Kopfsteinpflaster fehlte offenbar das Geld.

Mit gottesfürchtigem Knarzen öffnete sich die Kirchenpforte. Ein Mann trat heraus und erschrak. »Huch! Wer seid Ihr? Hoffentlich nicht einer der Sumpfländer.« Einen Großteil seiner Haare hatte der Mann seinem Herrn in Form einer Tonsur geopfert, die graue Kutte fiel ihm bis über die Knie, die kleinen Augen irrten ängstlich umher.

»Sehe ich aus wie ein Sumpfländer?«, knurrte der Söldner zur Antwort.

Der Priester schüttelte die größte Furcht ab und musterte den Neuankömmling. Wie vom Himmel gesandt sah der alte Söldner nicht aus, obwohl er stets so begafft wurde, denn seine Erscheinung war alles andere als alltäglich. Ein riesiger Krieger mit einem riesigen Pferd, auf dem Kopf einen Schaller, ein Helm mit ausladendem Nackenschirm, ohne Visier, unter dem sein schulterlanges weißes Haar hervorquoll. Sein Gesicht war von Falten und Furchen durchsetzt wie ein frisch gepflügter Acker, die Brust durch ein Kettenhemd, die Unterarme durch massive Stahlschienen geschützt.

»Gott zum Gruß, Fremder«, versuchte der Priester einen Neuanfang.

»Was hat der damit zu tun?«, polterte der alte Söldner.

Der Kuttenknecht breitete die Arme aus und erhob die Stimme, als stünde er auf seiner Kanzel. »Gott sieht alles, Gott ist so allmächtig wie allgegenwärtig. Er ist der Schöpfer des Himmels, der Erde und des Menschen.«

»Da verwechselst du was. Nicht Gott hat den Menschen geschaffen – es war umgekehrt«, grollte der Krieger wie ein nahendes Gewitter.

Der Priester verzog den Mund, er war es gewohnt, dass seine Schäfchen ihm nach Selbigem redeten.

Der alte Söldner schalt sich selbst: Lass ihn stehen, oder schlag ihm den Kopf ab, doch lass dich niemals auf eine Diskussion mit einem Pfaffen ein. Welch eine Verschwendung von Puste und Lebenszeit!

Zu spät – schon stellte der Kuttenknecht fest: »Demnach seid Ihr nicht gläubig, mein Herr.« Seine Stimme klang wie der Vorbote des Fegefeuers.

»Doch, sehr. Ich glaube an mich und den Stahl meiner Waffen – deshalb bin ich hier«, erklärte Brocken.

»Der Glaube ist das stärkste Metall von allen«, andachte es gesalbt, nur das Amen fehlte.

Brocken antwortete: »Wie schön, dann bist du ja bestens gegen die Sumpfländer gewappnet.«

»Soll ich auch Euch segnen, damit Gottes Hand über Euch wacht?«

Dieser Kuttenknecht ist mit allen Abwassern gewaschen, befand Brocken.

»Segnet mich mit einer Antwort. Es heißt, ausgerechnet in diesem ...«, er ersetzte das Wort *Drecksloch* durch einen dementsprechenden Gesichtsausdruck, »... gäbe es einen der besten Schmiede im Land.«

Der Priester sah sich verschüchtert um, so als dürfe dieses große Geheimnis niemand hören, obgleich sie nach wie vor einsam vor der Kirche standen. Er flüsterte vertraulich: »Fürwahr. Ihr meint *Roderick den Glühenden*.«

»Sag mir, wo ich den finde, dann bist du mich los.«

Der Gottesdiener bekreuzigte sich, warum auch immer. »Wenn Ihr Euch bei der baufälligen Kate mit dem eingefallenen Dach rechts haltet, trifft Ihr kurze Zeit später auf einen Bach. Folgt diesem, und Ihr könnt Euer Ziel nicht verfehlen.«

Brocken warf einen Blick auf die Behausungen rundum. »Die entsprechen alle deiner Beschreibung.«

Der Priester verzog erneut die Lippen. »Ihr seid sehr unverblümt.«

»Bin ich. Blumen sind für Weiber.«

»Ah ja.« Seine Mundwinkel rutschten noch weiter nach unten. Dennoch, die beiden kamen sich näher, denn mit Frauen hatte es der Priester offenbar auch nicht so. »Bei der Hütte, die ich meine, fehlt die Tür. Seht!« Mit dem Zeigefinger wies er den Weg. »Auch wenn Ihr es nicht wahrhaben wollt – der Herr begleitet Euch.«

Genug gebetet. Der alte Söldner nickte ihm zu, gab Gaul einen Schenkeldruck und ritt in die angezeigte Richtung. Früher einmal hatte er an Gott geglaubt. Sogar an ein ganzes Rudel von Göttern, doch das war ein halbes Jahrhundert her, seitdem hatten sie ihn verlassen. Jeder von ihnen.

Aufgrund der Brandgefahr befanden sich Schmieden üblicherweise am Rand des Dorfes in Wassernähe. Bevor der Söldner sein Ziel sah, stieg ihm der typische Geruch nach Kohle, Eisen und Schweiß in die Nase. Wenigstens machte die Schmiede keinen heruntergekommenen Eindruck. Das Haupthaus bestand aus dicken, querliegenden Holzbalken. Unter einem weiten Vordach fand die Werkstatt ihren Platz. Amboss, Zangen, Schüreisen, Hammer und die anderen Gerätschaften wirkten gepflegt, auch die Esse und der Blasebalg waren gut in Schuss. Der riesige Berg bester Steinkohle versprach beste Wertarbeit.

»SCHMIED, BIST DU WACH!«, rief der alte Söldner. Keine Frage, sondern eine Forderung. Er stieg vom Pferd.

Es dauerte ein wenig, bis sich die Tür öffnete. »Wer zum Teufel schreit hier so früh am Morgen herum?« Der Mann gähnte und blinzelte den Störenfried stirnrunzelnd an, was durchaus eindrucksvoll wirkte, da sich seine Falten wie Wellen weit über den nackten Schädel zogen – längst hatte die Glut Haare, Wimpern und Brauen verzehrt.

»Ich ersuche deine Dienste, was sonst.«

»Und ich habe Euch gefragt, wer Ihr seid, denn mit Fremden mache ich keine Geschäfte.«

»Ein Kunde, der neue Pfeilspitzen braucht.«

Verärgert riss der Schmied die Augen auf und verbannte jegliche aufgesetzte Höflichkeit aus der Unterhaltung. »Was? Wegen so etwas Schnödem kommst du zu *Roderick dem Glühenden*? Die macht dir jeder Stümper, der es schafft, ab und an den Amboss zu treffen.«

Der alte Söldner respektierte diese Reaktion, er hasste Duckmäuser. Langsam zog er einen Pfeil aus dem Köcher neben der Satteltasche und hielt

ihn Roderick direkt vor die Nase. »Genau so müssen sie aussehen. Dreißig Stück davon.«

»Kein Interesse! Verschwinde!« Gerade als der Schmied zurück ins Haus gehen wollte, fiel sein Blick auf das mächtige Zweihandschwert, das in Schlaufen längs am Sattel hing. Er stutzte, kniff die Augen zusammen, schaute vom Krieger zum Pferd und zurück zum Krieger. »Bei des Teufels Weißglut – nun schwant es mir. Du bist Brocken, der berühmteste Söldner des Kontinents. Der einzige Überlebende der Schlacht im Nebelmoor. Der Krieger, der noch nie einen Kampf verloren hat.«

»Ja, ja. Und der, der nur noch drei Pfeilspitzen sein Eigen nennt.«

Roderick schien nicht zuzuhören, sondern pustete wie sein Blasebalg. »Zeig mir mal den Bidenhänder. Über dieses Schwert habe ich unglaubliche Geschichten gehört.«

Brocken zog die Waffe aus der Halterung und hielt sie dem Schmied entgegen. Allein das Heft hatte die Länge eines Kurzschwertes, die Parierstange erinnerte an ein gebogenes Schüreisen und gleich zwei Blutrinnen durchzogen die Klinge.

Mit beiden Händen packte Roderick zu, das Gewicht der Waffe zog ihm die Arme nach unten. Mit viel Mühe und noch mehr Kraft schwang er das Schwert einmal nach links und einmal nach rechts, bevor er es schnaufend sinken ließ. Seine muskulösen Arme glänzten in der aufgehenden Sonne. »Seit dreißig Jahren bin ich nun Waffenschmied, doch solch ein Ungetüm an Schwert ist mir noch nie begegnet. Es wiegt mehr als mein Amboss. Zum Kämpfen taugt es wohl kaum. Soll ich dir nicht besser eine richtige Klinge schmieden?«

»Nicht nötig, mir leistet das Ungetüm gute Dienste.«

Der Schmied drückte seine Skepsis durch Schweigen aus.

Ein angenehmer Geselle, befand der alte Söldner, bevor er ihm erneut den Pfeil präsentierte. »Dreißig Stück von dem Teil da vorn dran.«

Roderick drehte den Schaft zwischen Daumen und Zeigefinger und beäugte die Spitze von allen Seiten. »Hm, gehärtetes Eisen, dreikantig, leicht gebogen, mit einer Kerbe an der langen Seite. Krieg ich hin. Aus was ist der Schaft?«

»Eschenholz, speziell getrocknet, mit einer dünnen Wachsschicht überzogen. Davon habe ich noch genug. Von dir brauche ich nur die Spitzen.«

Der Schmied kratzte sich die Glatze: »Wozu ein derart ungewöhnliches

Geschoss?«

Brocken löste nun auch den Bogen vom Sattel, spannte ihn, nockte einen Pfeil ein und schoss senkrecht in die Luft. Ein durchdringendes Heulen ertönte, das immer leiser wurde, je höher der Pfeil sich in den Himmel schraubte. Mit aufgerissenen Augen legte der Schmied den Kopf in den Nacken. An einer dicken Holzstange hing ein Dutzend frischer Hufeisen nebeneinander. Brocken griff nach dem ersten und warf es eine Handbreit von seiner Stiefelspitze entfernt auf den Boden.

Das Pfeifen kam näher.

Mit einem ungläubigen Ächzen brachte sich der Schmied unter dem Vordach in Sicherheit.

Das Pfeifen schwoll weiter an.

Brocken bewegte sich keinen Fingerbreit von der Stelle.

PLOCK! Das Pfeifen verstummte.

Zitternd steckte der Pfeil inmitten des Hufeisens.

»Beinahe hättest du dich selbst abgeschossen«, stöhnte der Schmied.

»Dann könntest du dich wieder hinlegen«, beruhigte ihn Brocken.

»Kommen wir zur Sache, Schmied: Fertigst du mir nun Pfeilspitzen, die exakt so fliegen, so heulen und so töten?«

Roderick nickte, während er den Reflexbogen inspizierte, der sich deutlich von herkömmlichen Fernwaffen unterschied. Der Teil unterhalb des Griffes fiel kürzer aus als der obere. Die spezielle Biegung erzeugte enorme Kraft, sodass die Sehne nur ein kleines Stück gezogen werden musste. Zudem ermöglichte diese Form es, den Bogen auf dem Rücken eines Pferdes zu benutzen. Ein Meisterwerk aus verschiedenen Hölzern, Knochen, Horn und Fischgrätenleim.

»Drei­ßig, sagst du. Bis wann?«, fragte der Schmied.

»Morgen Abend.«

Der Glühende überlegte nicht lange: »Vierzehn Silberlinge. Nicht verhandelbar.«

Brocken nickte stumm.

»Gut, dass ich den Auftrag der Sumpfländer nicht angenommen habe«, meinte Roderick.

»Was wollten die?«

»Drei Kurzschwerter. Ich habe abgelehnt, denn mit Strauchrittern mache ich keine Geschäfte. Nach dem Frühstück beginne ich mit deinem Auftrag.«

Früher hätte Brocken über derlei Naivität die Stirn gerunzelt. Der Schmied

war zu rechtschaffen, zu unbesorgt und zu mutig für diese Welt. Wie hatte er nur so alt werden können, denn diese drei Eigenschaften in Kombination führten in der Regel zu einem schnellen Ableben. Solange er vorher noch die Pfeilspitzen herstellte, konnte es Brocken egal sein. Er nahm seine Waffen, schwang sich auf Gaul und verabschiedete sich.

Am nächsten Tag suchte der alte Söldner *Roderick den Glühenden* erneut auf. Schon von Weitem vernahm er den eisernen Pulsschlag von Hammer und Amboss. Nun schnaufte es wie ein feuerspuckender Drache, passend dazu sprühten Funken – Roderick kam in Sicht, wie er den Hebel des riesigen Blasebalgs bediente. Als Brocken von seinem Pferd stieg, zog der rußbedeckte Schmied mit der Zange den Rohling für eine Dolchklinge aus der Esse und begutachtete die Farbe des glühenden Eisens. »Noch nicht heiß genug«, murmelte er zur Begrüßung und schob das Werkstück zurück ins Feuer.

»Was ist mit den Pfeilspitzen?«, knurrte Brocken.

»Sind fertig. Dort im Ledersack.«

Mit einem kleinen Werkzeug aus der Satteltasche seines Pferdes klemmte Brocken eine der Spitzen aus dem Beutel an einen seiner Schäfte. Er spannte den Reflexbogen und zielte auf den Stamm einer Linde, etwa fünfzig Fuß entfernt. Es folgten die Geräusche, die der alte Söldner so liebte: der trockene Schlag der Bogensehne, das Heulen des Pfeiles und das stumpfe *Plock*, als der Todbringer zitternd im Stamm stecken blieb. Brocken legte den Bogen ab, ging zu dem Baum, zog den Pfeil heraus und rief Roderick zu: »Keinerlei Verformung. Solide Arbeit. Du bist tatsächlich so gut, wie man es sich erzählt.«

»Besser«, verbesserte der Schmied und grinste, dass der Ruß im Gesicht bröckelte.

Der alte Söldner öffnete seinen Geldbeutel und zählte ihm die Silberlinge in die schwielige Hand. Den Lederbeutel mit den Pfeilspitzen sowie die Zange verstaute er in der Satteltasche, bevor er aufs Pferd stieg. »Hab Dank!«

Brocken drehte sich nicht mehr um. Sein Weg führte ihn direkt zur nächsten Aufgabe, zum nächsten Sold, auf das nächste Schlachtfeld.

»Ho, Gaul.« Weit war der alte Söldner noch nicht gekommen, als er anhielt. Links hing der mächtige Bidehänder in den Schlaufen am Sattel, doch der Platz rechts gähnte ihn an. Ungewohnt, vorwurfsvoll und vor allem verflucht

leer. Donnerschlag, er wurde alt. Da hatte er doch glatt den Reflexbogen in der Schmiede liegen lassen – neben seinem Bidenhänder die einzigartigste Waffe auf dem ganzen Kontinent. Bevor die Nacht einbrach, verblieb genügend Zeit, um zu Roderick zurückzukehren. Er wendete sein Pferd.

Im Galopp ging es die Straße zurück. Ein klappriger Einspanner mit zwei Männern auf dem Bock wackelte ihm entgegen. Das Gefährt hielt an. Nur harmlose Reisende stellte Brocken aus den Augenwinkeln fest.

»Diego, was ist los?«, fragte eine helle Stimme.

Schon war der alte Söldner vorbei.

Als Brocken in den schmalen Weg zur Schmiede einbog, hörte er es bereits – Gelächter ohne jede Fröhlichkeit, vielmehr vergiftet durch Schadenfreude und Hohn. Dann erst kam die Werkstatt in Sicht. Eine Gruppe verwahrlost aussehender Männer schaute auf eine am Boden kniende Gestalt hinunter. *Roderick der Glühende* steckte in argen Schwierigkeiten. Gefesselt und geknebelt drohte er, seines Kopfes verlustig zu werden, denn einer der Strauchritter hielt bereits seine Klinge wie ein Richtschwert über den Nacken des Schmiedes.

Mit einem schnellen Blick sondierte Brocken die Lage. Fünf Pferde, fünf Sumpfländer, demnach befanden sich keine weiteren im oder hinter dem Haus. Der Söldner galoppierte geradewegs auf die Männertraube zu, um im nächsten Augenblick neben ihnen anzuhalten. Die Strauchritter ließen vom Schmied ab und streckten dem Neuankömmling ihre gezückten Klingen entgegen.

»Was hat er getan?«, fragte Brocken mit einer Kopfbewegung in Richtung Roderick.

Einer der Männer mit einer Narbe quer über den Hals antwortete: »Nichts, und genau das ist das Problem. Er weigert sich, uns Waffen zu schmieden.«

»Ja dann! Lasst euch nicht stören. Ich hole nur meinen Bogen, den ich liegenlassen habe«, erklärte Brocken verständnisvoll.

»Hehe, nicht so schnell. Was bist du überhaupt für einer?« Ein hagerer Kerl, der seinen Bart zu zwei Zöpfen geflochten hatte, hielt plötzlich den Reflexbogen in der Hand. »Meinst du dieses krumme Teil hier? Das habe ich gefunden. Wie wäre es mit einer Belohnung?«

»Ziemlich viele Fragen auf einmal«, stellte der alte Söldner fest. »Sag einfach, was dir vorschwebt.«

»Du gibst uns dein Pferd, dein Geld, deine Waffen«, erklärte der Zopfbart. Offenkundig war er der Anführer der Strauchritter.

»Und was bekomme ich dafür?«, interessierte sich Brocken.

»Dein Leben und obendrein den verbauten Bogen. Klingt doch nach einem guten Geschäft, oder?« Aus den Augen des Mannes blitzte es böse.

Der alte Söldner überlegte laut: »Mir scheint, ich komme bei dem Handel nicht gut weg. Aber sei's drum.« In aller Gemütsruhe stieg Brocken vom Pferd und zog den Bidehänder aus den Schlaufen. Aufmerksam beäugten die Sumpfländer jede seiner Bewegungen. Allesamt richteten sie nach wie vor ihre Klingen auf ihn, die Schwerthand des Mannes neben ihm zuckte nervös, bereit, jeden Moment zuzustechen.

Mit beiden Händen ramnte Brocken das Schwert vor sich tief in die Erde wie einen Zaunpfahl. »Hier! Es handelt sich um eine besondere Waffe, etliche Goldtaler wert. Heute scheint wahrlich euer Glückstag zu sein.«

Die Sumpfländer glotzten Brocken an. Nicht einmal sie würden ihre angestammten primitiven Schwerter wie Spaten in den Dreck stoßen.

»Goldtaler, sagst du?« Narbenhals trat vor und versuchte, den Bidehänder mit der linken Hand aus der Erde zu ziehen. Die Klinge bewegte sich keinen Fingerbreit.

»Verflucht«, fluchte er. »Haltet ihn weiter in Schach, ich brauche beide Arme.« Er legte sein Langschwert ab, umfasste das Heft des Zweihänders mit den Händen und ging leicht in die Knie. Dann holte er tiefer Luft als Rodericks Blasebalg. Mit prallen Muskeln zog er so kräftig wie er konnte. Sein Gesicht färbte sich rot, die Narbe am Hals und die Adern traten gefährlich hervor, doch die mächtige Klinge bewegte sich immer noch keinen Fingerbreit.

Die anderen lachten. »So schwer kann das ja wohl nicht sein. Lass mich mal, damit ich dir zeigen kann, wie es geht«, prahlte der Anführer. Grunzend, schnaufend und schimpfend versuchte er sich an der Klinge, zog und zog und zog, doch auch er scheiterte kläglich. »Völlig unnütz, dieses Ding! Taugt höchstens zum Einschmelzen!«, bellte er erbost. »Genug Zeit verschwendet. Der Handel ist hinfällig.«

Brocken schüttelte den Kopf. »Das Schwert ist vorzüglich. Es liegt allein an euch. Ihr seid keine Männer, sondern Memmen.«

»Zuerst köpfen wir das Großmaul, dann den Schmied«, schlug Narbenhals vor.

»Gute Idee«, lobte Brocken. »Doch vorher zeige ich euch, wie der Trick mit dem Schwert funktioniert, einverstanden?« Er legte seine rechte Hand locker auf den Knauf.

Zopfbart blickte skeptisch drein. »Du behauptest, du kannst es wieder herausziehen? Beweise es, aber versuche nichts Unüberlegtes. Wir sind fünf gegen einen.«

Brocken überlegte. »Ich denke auch, dass dies unfair ist. Wollen wir warten, bis ihr euch Verstärkung geholt habt?«

Die Strauchritter sahen sich ratlos an.

»Der sperrige Humor eines alten Söldners – seht ihn mir nach«, bat Brocken. »Ich kann's nicht besser.«

»Hauptmann, es reicht mir mit dem Kerl. Ich steche ihn jetzt ab!« Narbenhals holte zu einem tödlichen Hieb von schräg oben aus. Schon fuhr das Langschwert nieder. Mit einer Hand zog Brocken den Bidehänder aus der Erde und riss ihn in einer fließenden Bewegung nach oben. Metall krachte auf Metall. Nahezu spielerisch nutzte er den Schwung der Abwehrbewegung für einen eigenen Schlag gegen den Oberkörper des Angreifers. Das Ergebnis war verheerend. Fleisch, Blut und Knochen spritzten zu allen Seiten. Panisch stach der Sumpfländer links neben ihm zu. Brocken wich zurück und schlug dem Mann in der Rückwärtsbewegung seinen stahlschienenbewehrten Unterarm gegen die Schläfe. Im Grunde nur eine harmlos anmutende, kurze Bewegung, doch die gewaltige Wucht dahinter ließ den Schädel mit einem hässlichen Knirschen brechen. Der Mann sackte zusammen und war tot, ehe er auf dem Boden aufkam. Auch die nächste Bewegung des alten Söldners beendete das Leben eines der Strauchritter. Ein tief angesetzter Rundschlag trennte dem Mann beide Beine oberhalb der Knie ab. Mit einem Wutschrei stürzte sich nun der Anführer auf Brocken, indem er zu einem Stich in die Brust des alten Söldners ansetzte. Letzterer warf sich zur Seite, ehe die Spitze ihn durchbohren konnte. In der Seitwärtsbewegung schlitzte er dem Angreifer den Bauch auf und rollte sich ab. Nun stand er dem letzten verbliebenen Strauchritter gegenüber.

»Wie ... wie ist das möglich?«, stotterte dieser. Zutiefst erschrocken warf er sein Schwert weg, hob die Arme in die Höhe und flehte: »Ich ergebe mich. Habt Gnade! Ich ...«

Schweigend betrachtete der alte Söldner das Würstchen. Sein Unterkiefer mahlte. Der Sumpfländer drehte sich um und lief so schnell er konnte den Weg zurück, den er gekommen war.

Bleich wie Milch lag der Anführer zwischen drei Leichen auf der Erde. Er presste sich beide Hände auf den Bauch, doch das würde ihm nichts mehr nützen. »Wer ... bist du?«, stöhnte er.

»Der Letzte der Gordonen«, antwortete Brocken.

Der Anführer der Sumpfländer zuckte noch einmal – dann war auch er tot.

Der alte Söldner zog ein Messer aus dem Gürtel und schnitt dem Schmied die Fesseln durch. Roderick nahm sich den Knebel aus dem Mund und spuckte aus. Mit feuchten Augen sagte er: »Uh! Das war knapp. Wenn du nicht aufgetaucht wärst, läge ich nun ohne Kopf da. Du ... hast mir das Leben gerettet.«

»Ach was, hör auf zu jammern. Es reicht, wenn meine Pfeile heulen. Ich bin nur zurückgekommen, um meinen Bogen zu holen.« Brocken hob diesen auf und befestigte ihn am Sattel.

Der Schmied stemmte die Arme in die Hüften und sah sich um. Ein kleines Schlachtfeld voller blutiger, warm dampfender menschlicher Überreste. Erschüttert griff er sich an den Kopf: »Es hat keine drei Herzschläge gedauert, um ... das hier zu veranstalten, wobei dir kaum etwas anderes übrigblieb.« Roderick staunte ihn an.

»Kleinigkeit.« Brocken wischte sich das Blut von der Stirn. Während der drei Herzschläge war eine Menge Körperflüssigkeit gespritzt.

»Noch nie habe ich einen Mann so kämpfen sehen. Woher nimmst du bloß die Kraft, diese Klinge mit nur einer Hand zu führen?«

Der Schmied kannte zwar Brockens Namen und seine Profession, doch hatte er nicht die geringste Ahnung, welche Mächte wahrhaftig in ihm tobten. Dieses harmlose Scharmützel hatte den alten Söldner kaum gefordert und nicht einmal wütend werden lassen – geschweige denn das angekratzt, was jenseits der Wut in ihm lauerte. Das war auch besser so.

Ermattet ließ sich Roderick auf einem Balken nieder und murmelte: »Jetzt reicht es mir. Ich werde von hier fortgehen. Mein Onkel will mir schon lange seine Schmiede in der Stadt Drachenbein vermachen.« Der Glühende erhob sich und suchte Brockens Blick. »Wenn es dich mal dorthin zieht, besuche mich. Ich verdanke dir mein Leben, ich schulde dir etwas. Gib mir Gelegenheit, es wiedergutzumachen.«

Brocken antwortete: »Ich denke, deine Entscheidung ist richtig. Ein Meisterschmied wie du sollte seine Zeit nicht in diesem Nest verschwenden. Zudem bist du innerhalb der Mauern von Drachenbein sicherer. Denn ... noch einmal vergesse ich meinen Bogen gewiss nicht.«

Das Pferd

Mit den Zügeln in der Hand saß Raffael auf dem Bock seines alten Pferdewagens. Er liebte das Gefährt, jeden rostigen Beschlag, jedes angeknackste Brett, jede morsche Speiche – allesamt Spuren einer aufregenden und bewegten Vergangenheit. Noch mehr liebte er seinen Wallach Diego, der stets tapfer voran, nimmermüde, den alten Karren durch die Lande zog. Es war später Nachmittag, heute hatte es zur Abwechslung mal nicht geregnet, ein warmer Wind zupfte an seinem Kapuzenumhang. Im Schritttempo zogen Pferd, Mensch und Gefährt in das kleine Dorf ein. Raffael vertraute Diego blind, er überließ es ihm, den rechten Weg zu finden, denn das Pferd hatte einen siebten Sinn dafür, die tiefen Pfützen zu vermeiden.

Die Menschen in der Ansiedlung führten ein karges Leben. Die meisten Hütten bestanden aus Lehm und Stroh, lediglich die Kirche wirkte mit ihren Steinwänden und dem Schindeldach etwas standhafter und wertiger. Vor deren Pforte stand ein Priester und verschränkte die Arme in den Ärmeln seiner Kutte. »Grüß Gott, Reisender. Ihr seid schon der zweite Fremde, der sich zu einem Besuch in unsere kleine Gemeinde verirrt.«

»Grüß Gott, Pater. Ich bin Raffael – Gaukler, Spielmann und Akrobat. Wer ist denn der andere Besucher?«

»Ein Krieger, nahezu so groß und alt wie unser Kirchturm. Eine düstere Gestalt, ein Wanderer jenseits des Pfades des Herrn. Ruh- und rastlos, daher ist er inzwischen weitergezogen. Auf den ersten Blick hielt ich ihn für einen Sumpfländer. Ihr hingegen seht nicht wie einer aus.«

»Nein, ganz und gar nicht«, bekräftigte Raffael kopfschüttelnd. »Sagt, Pater: Wie sieht ein Sumpfländer aus?«

»Hm, Ihr seid wohl neu in der Gegend. Ich spreche von einer Bande übler Strauchritter aus dem Norden. Wenn Ihr sie seht, werdet Ihr sie sofort erkennen. Doch Gott bewahre Euch vor einer solchen Begegnung – die kennen kein Gesetz und nehmen sich, was sie wollen.« Aufgebracht kratzte sich der Gottesdiener die blanke Haut in seinem Haarkranz.

Raffael spürte, dass der Mann sich aufrichtig Sorgen machte. »Habt Dank für Euren Rat.« Er verabschiedete sich mit den Worten: »Obgleich ich nichts von Wert besitze, das sie mir nehmen könnten, gehe ich ihnen besser aus dem Weg.«

Viel zu holen gab es bei Raffael wahrlich nicht, er besaß weder wertvolle Waffen noch kostbare Schmuck- oder Kleidungsstücke. Und sein immer müder, gähnend leerer Geldbeutel lud eher zum Geben als zum Nehmen ein. Raffaels Hoffnung, dass Armut vor Überfällen schützte, fußte allerdings auf dünnem Eis. Schließlich pfiß in diesem Dorf das Elend aus allen Löchern, und von Letzteren gab es jede Menge – in den Zäunen, den Straßen, den Dächern –, und dennoch trieb in dieser Gemarkung offenkundig eine Bande Gesetzesloser ihr Unwesen.

Raffael dankte dem fürsorglichen Priester. Er beschloss, noch am heutigen Tag weiterzufahren, dies war kein Platz für einen rechtschaffenen Gaukler. Als einen solchen sah sich Raffael, auch wenn es Zeitgenossen gab, die ihn eher als schändlichen Dieb beschimpfen würden. Innerlich schüttelte er den Kopf. Blanker Unsinn – er stahl nur im äußersten Notfall. Was konnte er dafür, dass der *äußerste Notfall* allzu häufig als Begleiter neben ihm auf dem Bock saß? Ein gehässiger, hartnäckiger Bursche, der sich an Raffaels knurrendem Magen und trockenen Kehle erfreute. Um diesem hinterhältigen Wicht eins auszuwischen, konnte es durchaus sein, dass der Inhalt des ein oder anderen Geldbeutels an fremden Gürteln beim Gaukler landete, wobei dieser sich redlich bemühte, nur Protznasen und Adelspinsel um ihr Überflüssiges zu erleichtern. Lediglich eine Kleinigkeit verschwieg Raffael bei seinen Überlegungen – selbst der *äußerste Notfall* wusste nichts davon: In einem Geheimfach versteckte er eine eiserne Reserve an Münzen. Um es zu öffnen, musste man tief unter den Karren kriechen und in der Nähe des Bocks ein kleines Brett zur Seite schieben.

»Hier ist nichts zu holen, Diego«, erklärte er.

Der Wallach gab ihm recht und trottete von allein los. Gern überließ Raffael ihm erneut die Zügel. Gemütlich ging es über den Marktplatz, an einigen zerfallenen Hütten vorbei nach Süden aus dem Dorf hinaus, die enge Landstraße entlang. Mal sehen, wohin das Schicksal, das Glück und das Pferd ihn führten. Letzteres gab den Takt vor, schließlich konnte der Wallach besser riechen, besser hören und verfügte über die Gelassenheit des Alters, wovon Raffael noch lernen konnte. Wenn Diego eine Gefahr spürte, legte er die Ohren an und blieb einfach stehen, was glücklicherweise nicht allzu häufig vorkam.

Diego legte die Ohren an und blieb einfach stehen.

Sofort beschleunigte sich Raffaels Herzschlag, misstrauisch sah er sich um. Auf den ersten Blick konnte er mitten auf der Landstraße keine

Bedrohung ausmachen, doch er verließ sich auf die Instinkte seines Freundes, dem Pferd.

Rechter Hand erklang eine fremde Stimme: »Wir haben Zeit. Tob dich ruhig aus.«

Zwar wuchsen dichte Sträucher entlang des Weges, doch nach Strauchrittern klang das keineswegs. Ohne weiter darüber nachzudenken, kletterte der Gaukler vom Bock und wanderte einmal um die Büsche herum. Hier im Gras saß ein älterer Mann. Das schmutzige Gesicht, die wild nach allen Seiten sprießenden Haare und die abgetragene Kleidung wirkten wenig vertrauenserweckend. Raffael räusperte sich. Der Fremde reagierte nicht, sondern starrte auf den Boden zwischen seine speckigen Lederstiefel.

Misstrauisch sah sich Raffael zu allen Seiten um, sogar nach oben lugte er mit zusammengekniffenen Augen. Gefahr schien von dem Kerl keine auszugehen. Warum hatte Diego ausgerechnet hier angehalten? Es erschien wenig erstrebenswert, Bekanntschaft mit diesem Landstreicher zu machen. Raffael sollte schleunigst wieder auf den Karren steigen und weiterfahren.

»Was macht Ihr hier?«, hörte er sich sagen.

Typisch. Anstatt einfach abzuhausen, hatte die Neugier mal wieder über die vernünftige Vernunft gesiegt. Oder anders ausgedrückt, die unvernünftige Vernunft hatte gewonnen – von der ließ sich der Gaukler nur allzu häufig leiten.

Ohne aufzublicken, antwortete der Fremde: »Wir rasten hier, Kamerad.«

Gute Güte, was für ein Kauz, dachte Raffael.

Nur vier Worte und gleich zwei Aspekte, die es zu klären galt. Erstens redete der Kerl von *wir*, obwohl er auf breiter Flur völlig allein war, und zweitens bezeichnete er ihn als *Kameraden*. Was nun? Zunächst *erstens*, dann *zweitens*, beschloss Raffael. Diese Reihenfolge erschien ihm durchaus sinnvoll. »Ihr redet von *wir*. Ich sehe jedoch nur Euch.« Der Gaukler staunte über seine eigene Raffinesse, eine Frage in einer Feststellung zu verstecken.

Der Mann hob den Kopf und blickte ihn an. Seine hellen, wachen Augen bildeten einen Kontrast zu seinem schmutzigen, braungebrannten Gesicht.

»Mein Gefährte streckt gerade seine Glieder in frische Gefilde.«

»Aha«, antwortete Raffael. So ein alles erklärendes, sag das doch gleich, ist ja logisch, ich verstehe gar nichts *Aha*.

»Geduld«, beschwor der Kauz und lächelte ein gewinnendes, warmes Lächeln.

»Verzeiht – doch Geduld schafft Ungeduld«, entgegnete der Gaukler.

»Sagt schon, auf was wartet Ihr?« Erst jetzt fielen Raffael ein alter, speckiger Seesack und ein bauchiger Glasbehälter hinter dem seltsamen Kerl im Gras auf.

»Wollt Ihr mir nicht solange Gesellschaft leisten, bis er wiederauftaucht? Wie so manches, erklärt es sich dann von allein«, schlug der Mann vor.

Vieles an Raffael zögerte – sein Blick, seine Stimme, seine Muskeln, folglich blieb er stumm und starr stehen.

»Kommt, ich beiße nicht, und wenn man meinen Gefährten mit Respekt behandelt, ist auch er zahm.«

Angetrieben von der *unvernünftigen Vernunft* ließ Raffael sich neben dem Kauz auf einer Grasnarbe nieder. Instinktiv hielt er die Luft an, weil er einen säuerlich schweißigen Körpergeruch erwartete, doch als er verhalten die Nase wieder in Betrieb nahm, roch er nur die Blätter des Busches und die frische Erde. In seinem Bestreben, den Punkt *erstens* zu klären, war Raffael bisher noch nicht sonderlich vorangekommen.

»Mein Name lautet Raffael. Wie heißt ihr beide?«, fragte er und fühlte sich erneut ganz schön listig.

»Ich bin Krims und mein Gefährte heißt Borsti«, meinte der Fremde. Jede weitere Erklärung blieb er schuldig.

»Aha!«

Sie schwiegen eine Weile.

Meine fabelhafte Wortgewandtheit hat mich ja mächtig weitergebracht, sinnierte Raffael.

»Wann kommt Euer Freund zurück?«, fragte er.

»Er ist doch schon da«, erklärte Krims. »Und er scheint keine Angst vor Euch zu haben, sonst wäre er Hals über Kopf geflüchtet.«

Ich sollte schnellstens Selbiges tun, um von diesem Geistesentrückten fort zu kommen, dachte der Gaukler.

»Nicht wahr, Borsti, du magst Raffael.« Krims hob seinen knochigen Zeigefinger. »Und das heißt schon was, denn er ist wählerisch und besitzt eine gute Menschenkenntnis.«

Raffael stöhnte innerlich. Hier geht es nicht um *wir*, sondern um *wirr*.

»Seht, er winkt Euch zu«, rief der Kauz entzückt.

»Wie? Wo? Wer?«, fragte der Gaukler und leise Zweifel an seiner eigenen Auffassungsgabe machten sich in einer hinteren Ecke seines Schädels breit. Wie kam er nur hierher? Wohin sollte das führen? Wer war dieser Kerl?

»Komm, Borsti«, sagte Krims und streckte die Hand aus.

Raffael traute seinen Augen nicht. Durch ein kleines Loch in der Erde reckte der *Gefährte* seinen Kopf heraus und nickte. Oder wedelte er mit dem Schwanz? Schwer zu sagen. Egal von welcher Seite er es betrachtete, es handelte sich definitiv um einen Regenwurm, genauer gesagt, um einen besonders bleichen. Die Farbe erinnerte ihn an seine eigenen Beine nach einem langen Winter. Jetzt kroch das Ungetüm in voller Körperlänge aus dem kleinen Erdloch heraus und streckte sich stolz, um zu zeigen, was alles an ihm dran war. Wobei das nicht viel war.

»Ich habe frische Erde und Blätter in dein Glas gefüllt, so wie du es gerne hast, Borsti«, erklärte Krims.

»Euer Gefährte ... ist ein Regenwurm.« Raffael musste es laut sagen, um es zu begreifen.

»Ja, ein treuer Freund. Er ist noch recht jung und hat noch viele Jahre vor sich. Regenwürmer werden erstaunlich alt, natürlich muss man sie gut behandeln.« Verzückt betrachtete Krims seinen Gefährten. »Ein schönes Tier, nicht wahr?«

»Zumindest hat er keine abstehenden Ohren«, stellte Raffael wohlwollend fest.

Krims lachte. Es hörte sich nett an, offene, ehrliche Fröhlichkeit. »Ihr haltet mich für einen Verrückten. Das ist in Ordnung. Borsti denkt auch ab und an, dass der alte Krims immer wunderlicher wird.«

Na ja, schräg, schrill und schrullig trifft es besser, behielt der Gaukler für sich.

Mit gerunzelter Stirn beobachtete er, wie Krims seinen Gefährten Borsti behutsam in das bauchige Glas legte und es mit einem handtellergroßen, mit Löchern versehenen Korken verschloss. Sofort machte sich der Regenwurm daran, einen Gang in die frische Erde zu bohren.

Beide Männer starrten ins Glas, der eine verzückt, der andere ungläubig. Vorsichtig, zunächst nur aus dem Augenwinkel, schielte Raffael zu dem Kauz neben ihm hinüber. Plötzlich war sie da, ungewollt und unverhofft wie ein Windstoß: die Zuneigung. Raffael mochte diesen schrägen Kerl.

Krims beschattete seine Augen. »Nun denn, ein Stück des Weges werden Borsti und ich heute noch schaffen, bevor die Nacht hereinbricht.«

»Wenn Ihr wollt, könnt Ihr auf meinem Wagen mitfahren. Euer Seesack sieht schwer aus«, meinte Raffael, bevor er länger darüber nachdenken konnte.

»Das ist ein nettes Angebot, das wir dankend annehmen, Kamerad. Vor

allein ich mit meinen fünfzig Jahren bin nicht mehr so gut unterwegs wie früher.«

»Wandert Ihr schon lange durch die Lande?«

»Einige Jahre. Früher habe ich als Schürer und Glasbläser gearbeitet. Und als Bauer und Schäfer. Oder als Buckelkrämer mit ganz viel Krimskrams in einem Korb auf dem Rücken. Aus diesen Zeiten stammt mein Name.«

Diese offene, einfache Art fand Raffael sympathisch. Nun war es ihm ein Bedürfnis, auch etwas von sich preiszugeben. »Ich bin ein Müllersohn, doch ich habe mein Elternhaus früh verlassen. Ich trete gern auf Jahrmärkten auf. Ich kann seiltanzen, jonglieren und Geschichten erzählen«, erklärte er. Sein größtes Geheimnis behielt er wohlweislich für sich, das ging keine Menschenseele etwas an. »Wohin führt Euer Weg, Krim?«

»Sag du zu mir. Dieses Ihr und Euer ist mir ungeheuer.« Wieder dieses lebenswürdige Lächeln, das aus seinen Augen funkelte. »Ich reise, wohin mich meine Füße tragen.«

»Habt Ihr ... äh, hast du kein Ziel?«

»Doch, doch. Ich bin schon angekommen. Borsti sagt immer: Finde die Lebensfreude, und du bist am Ziel.«

»Öhm, der Wurm redet mit dir? Und gibt sogar Weisheiten von sich?«

»Ja, er ist klüger als die meisten Menschen.«

Gerade wollte Raffael innerlich die Augen verdrehen, als ihm Diego einfiel. Wo ein kluges Pferd war, gab es vielleicht auch einen klugen Wurm. Warum nicht?

»Komm! Wir schaffen heute noch ein Stück gen Süden. Und notfalls bietet der Karren hinten eine gute Schlafgelegenheit.«

Krim folgte dem Gaukler. Zusammen hievten sie den Seesack auf die Ladefläche. Krim gurtete das bauchige Glas mit Borsti daneben fest.

»Jetzt stelle ich dir *meinen* Gefährten vor: Das ist Diego«, sagte Raffael und streichelte die Mähne seines Pferdes. »Ohne ihn hätte ich gar nicht angehalten, und wir hätten uns nie kennengelernt.«

Der Wallach brummelte den Neuankömmling freundlich an. Krim klopfte ihm freundschaftlich auf den Hals. Danach stiegen die beiden Männer auf den Bock und setzten die Reise gemeinsam fort.

Eine Weile ging es über Stock und Stein, der Wagen knarzte von vorn bis hinten. Plötzlich blieb der Wallach mit am Kopf klebenden Ohren stehen.

»Diego, was ist los?« Raffael reckte den Hals und erkannte in Fahrtrichtung den Schemen eines Reiters.

Der Boden vibrierte. Helm und Rüstung ließen auf einen Ritter schließen. Die Hufe eines galoppierenden Schlachtrosses trommelten auf den Karren zu. Raffael riss die Augen auf, der gewaltige Schatten kam immer näher, Details konnte er in der Dämmerung nicht ausmachen. Schlagartig wurde es kälter, sodass er fröstelte und den Kapuzenumhang enger zog.

Die dunkle Gestalt wirkte immer größer, immer gefährlicher. O je, handelte es sich um einen der Strauchritter?

Ohne sie eines Blickes zu würdigen, galoppierte der Krieger vorbei und hinterließ nur einen eisigen Hauch.

Raffael und Krims sahen sich an. Sie verstanden sich, auch ohne ein Wort zu wechseln. Weiter nach Süden und dann für das Nachtlager runter von der Straße, um einen geschützten Platz zu suchen.

Zufrieden dachte der Gaukler, dass er nun auch *zweitens* geklärt hatte. Warum nannte Krims ihn einen Kameraden, obwohl sie sich eben erst kennengelernt hatten? Die einfache Antwort lautete: Weil sie Kameraden waren. Raffael spürte es – gemeinsam mit Krims würde er noch einige Abenteuer bestreiten. Und mit Diego natürlich. Hm – und mit Borsti.

*** ENDE ***

[Zum Einstieg in die Gaukler-Chroniken](#)